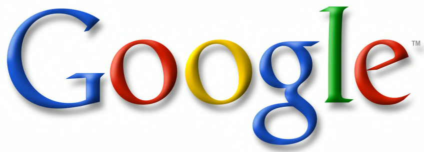

Google


NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07577898 9





G. A. Hofheimer

NGW
(Saphir

Humoristische Bibliothek

von

Moritz Gottlieb Saphir,

mit einer Vorrede

von

Friedrich dem Lachenden.

Motto:

„Ich liebe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen;
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten."

Goethe.

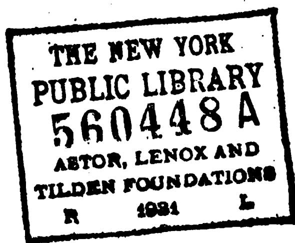
Neueste vermehrte Ausgabe.

Vierter Band.

Wien, 1863.

In Commission bei William Radde,
Nro. 300 Broadway, New-York.

c. K.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
560448 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1931 L

Ueber den

Zustand der Cultur und Humanität

im Jahre 1963,

nebst Anweisung zum zweckmäßigen Gebrauche des Kantschu's.

Eine poetische Vision.

Ich war so eben aus einer Schulprüfung gekommen, wo ein zwölfjähriger Cicero eine lateinische Abhandlung über den Zustand der Philosophie bei den Egyptern und Chaldäern, und ein vierzehnjähriger Plato eine griechische Kritik der Irrthümer des Confucius und Zoroaster vorgelesen hatte. Staunend über die Fülle des Lichts, welches von diesen jungen Weltweisen ausging, sprach ich im Vorbeigehen bei einem Naturphilosophen an, welcher ein Collegium über die neuesten Wunder im Reiche des thierischen Magnetismus las.—

„Hilf Himmel!" — rief ich auf dem Heimwege, — welch einen hellen, sonnigen Mittag verheißt diese Morgenröthe! welch eine Fackel ist uns angezündet in dem finstern Schacht der Naturgeheimnisse!"—

Zu Hause warf ich mich in einen Armsessel, und spann den Faden meiner Betrachtungen weiter aus.

Meine Gedanken machten einen Streifzug durch das unabsehbare Gebiet der neuesten Entdeckungen und Erfindungen. Was in der Weltweisheit, in der Dichtkunst, Physik und Chemie, in den schönen Künsten und in der Mechanik Großes und Herrliches zu Tage gefördert ward, von Okens und Schellings philosophischen Goldstufen, bis zu Werners mystischem Karfun-

kelstein, von den physiokratischen Systemen der neuesten Staats-wundärzte bis zu den wiederauflebenden Traumrednern und Hellsehern, von Degens kühnen Dädalischen Versuchen bis zu Archards nordischen Zuckerpflanzungen, von Thärs chemischer Düngung bis zu den Dampfmaschinen, von den mimischen Darstellungen bis zu den Bauchredekünsten; was die neuesten Erschütterungen in der politischen und moralischen Welt Erstaunliches hervorgebracht haben, von den modernen Freistaaten in Europa, bis zu den Negerfreistaaten, von dem Einquartirungswesen bis zum Requisitions-System, dem Codex Napoleon und der Knute; Alles das ging, wie die bunten Bilder einer Zauberlaterne, vor meinem innern Gesichte vorüber.

„Das menschliche Geschlecht eilt mit Riesenschritten seinem Culminationspunkte entgegen"—so sprach ich zu mir selbst.— „Ein Jahrzehend ist jetzt fruchtbarer als sonst ein Jahrhundert, und wenn anders die Gegenwart die Gebärmutter ist, worin sich der Embryo der Zukunft gestaltet, so möchte ich wohl wissen, wie es in dem zukünftigen Jahrhunderte—"— —„aussehen wird" wollte ich sagen.—

Hier aber war es, wo der Traumgott den Faden meiner Betrachtungen durchschnitt. Im Hui ward ich in das Jahr 1963 versetzt. Ich blickte umher, zu erspähen, wo ich mich befände.—Aus einem Kantschu, der zu meinen Füßen lag, schloß ich, daß ich in dem nördlichen Theile Europa's sein müsse, wo dieses Instrument gespielt wird. Um meiner Sache gewiß zu sein, trat ich an einen Bauer hinan, der nicht weit von mir pflügte, und nahm den Kantschu mit, weil ich ihn für eine Art von Talisman ansahe, den mein guter Genius mir in die Hände gespielt habe.—

Und so war es auch. Denn kaum ward der Bauer seiner ansichtig, so zog er seine Mütze ab, ließ den Pflug stehen, und näherte sich mir ehrfurchtsvoll.—

„Was für ein Landsmann?“ fragte ich. —

“Niemiec Monseigneur!” antwortete der Bauer. — Ich gab ihm mein Erstaunen darüber zu erkennen, daß er Russisch und Französisch in einem Athem spreche.

„Diese Sprachen haben wir von dem Schulmeister gelernt, den Euer Gnaden in Händen führen“ — erwiederte er in gutem Ciceronianischem Latein.

„Was? Sogar Lateinisch?“ — rief ich. —

„Seitdem in unsern Dorfschulen der Cicero und Homer explicirt wird“ — versetzte er — „spricht jeder deutsche Bauer Lateinisch und Griechisch.“

Mit diesen Worten machte er eine tiefe Verbeugung, ging zu seinem Pfluge zurück, und setzte seine Feldarbeit fort.

Jetzt erst bemerkte ich, was es mit diesem Pfluge für eine Bewandniß hatte. — Ohne von Pferden oder Ochsen gezogen zu werden, durchschnitt er die Erde durch eigenen Antrieb, und der Bauer hatte nur nöthig, ihn am Ende des Feldes umzuwenden.

Staunend fragte ich ihn nach der Ursache dieser seltsamen Erscheinung. Er sah mich mit großen Augen an, belächelte meine Unwissenheit, und gab mir Aufschluß über den Mechanismus des Pfluges.

Freilich hätte ich wohl von selbst darauf fallen können, daß dieses Werkzeug, aus dem ein beständiger Rauch hervorquoll, nichts anders, als ein durch Dämpfe getriebene Pflugmaschine sei, die ein deutscher Weltweiser erfand, und seinen Namen dadurch in der Culturgeschichte Deutschlands unsterblich machte.

In der That war es bewunderungswürdig, mit welcher Schnelligkeit und Leichtigkeit sie die störrige Erde wie Butter zertheilte. In Zeit von 10 Minuten war ein Morgen Ackers umgepflügt; der Bauer saß dabei auf ihr wie auf einem Ca-

briolet, rauchte einen Havannah-Cigarro, und las Virgils Georgica in der Ursprache.

„Nun das muß wahr sein!"—sagte ich, nachdem ich mich einigermaßen von meinem Erstaunen erholt hatte.—Man merkt es, daß man um ein Jahrhundert vorgerückt ist"—

„Euer Gnaden scheinen von einem andern Planeten zu stammen,"—erwiederte der Bauer—„sonst würde Ihnen bekannt sein, daß, seitdem Omus der Weise uns das Geheimniß gelehrt hat, die Elemente zu unterjochen, und unserm Willen dienstbar zu machen, jetzt alles durch Wind, Wasser, Feuer und Dämpfe getrieben wird, wo sonst menschliche oder thierische Kraft erfordert wurde. Unser Korn wird durch Windmaschinen gesäet, abgemähet und ausgedroschen; unsre Wagen, Schlitten und Kähne werden durch Dämpfe getrieben. Ja, wir haben seit einem halben Jahrhunderte solche Fortschritte in der Mechanik gemacht, daß wir jetzt Maschinen haben, um Menschen und Ochsen zu schlachten, Brod zu backen, einer ganzen Compagnie Soldaten mit Einem Mal den Bart zu putzen und den Buckel zu waschen. Wir haben Requisitionsmaschinen, wodurch eine ganze halsstarrige Gemeinde, vermittelst eines langen Kantschus zur Raison gebracht wird. Was sage ich? Wir haben Dampfmaschinen, wodurch ganze Canzleien, wir haben Rechnenmaschinen, wodurch ganze Oberrechnungskammern getrieben werden; ja man munkelt sogar von Dekretir- und Referir-Maschinen, von Gesetzfabriken, wodurch in Einem Nu ganze Provinzen mit Reglements und Edikten überschwemmt werden, von Reim- und Rezensionsfabriken, die durch Wasser, Wind und Dämpfe in Bewegung gesetzt, und wodurch eine Menge unnützer Schreiber in den Ruhestand versetzt werden sollen; wir haben Maschinen, die Millionen Thalern von Papierwischen liefern, welche den Klang des Goldes haben. Alles das haben wir Omus dem Weisen zu verdanken."

„Ich bitte Euch"—schrie ich außer mir vor Verwunderung —„wo finde ich diesen Wundermann, daß ich vor ihm niederfalle und ihn anbete?"—"Lupus in fabula!"—antwortete der Bauer, und streckte seinen Arm empor—„da kommt er so eben herabgeflogen."

Mit immer wachsendem Erstaunen blickte ich aufwärts, und gewahrte einen Mann, der wie ein Adler mit mächtigen Schwingen die Lüfte zertheilte, und sich auf uns herabsenkte.

„Seh' ich recht?"—rief ich—„also war es dem zwanzigsten Jahrhunderte vorbehalten, dem Vogel seine Künste abzulernen?"

Kaum hatte ich ausgeredet, so stand der Menschvogel vor mir.

„Du willst den weisen Omus kennen lernen, Fremdling!" —so redete er mich an—„ich vernahm deinen Wunsch in den Regionen des Aethers durch den Einfluß der magnetischen Strömung.—Wohlan! hier bin ich."

„O, so vergönne, daß ich dich im Staube anbete, Mann der Wunder!" antwortete ich, und folgte dem Beispiele des Bauern, der gleich am Anfange vor ihm niedergefallen war.

„Nichts ist ein Wunder als euer Unglaube," antwortete er lächelnd, reichte mir die Hand, gebot mir aufzustehen, und ihm zu folgen.

Hierauf führte er mich seitwärts zu einem Galgen, an welchem ein armer Sünder hing, trat an ihn hinan, berührte ihn einigemal, murmelte einige mir unverständliche Worte, und—siehe da! der Gehänkte zappelte an dem Strick wie ein Fisch an der Angelschnur, Omus der Weise aber schnitt ihn ab, und der Wiederbelebte warf sich dankend zu seinen Füßen nieder.

„Stehe auf! sprach der Wunderthäter, und der arme Sün-

der stand auf und ging so rüstig von dannen, als wenn ihm nichts widerfahren wäre."

„Du bist erstaunt, Fremdling!"—so wandte sich Omus der Weise jetzt zu mir, und doch ist es nichts als eine innige Bekanntschaft mit den geheimen Kräften der Natur, welche das wirkt, was Euch Profanen ein Wunder dünkt.—Wisse, mein Freund! daß ich seit einem Jahrzehnd das Geheimniß entdeckte, vermöge des thierischen Magnetismus Todte zu erwecken. Dieser arme Sünder war nichts weiter, als ein Frevler, welcher die großen Erscheinungen im Reiche des Magnetismus verspottete. Zur Strafe seines Unglaubens ließ ich ihn auf 48 Stunden an diesem Galgen baumeln, um ihn hiernächst durch die That von meiner Macht und seiner Thorheit zu überzeugen.—Daß mit dieser Züchtigung keine Gefahr verbunden war, hast du gesehen. Der arme Sünder hing nur provisorisch am Galgen, bis es mir oder einem andern Naturphilosophen gefiel, uns mit ihm in Rapport zu setzen, und ihn in's Leben zurückzurufen.—Nimm dir ein Beispiel daran! gehe hin und glaube!"—

Mit diesen Worten setzte Omus der Weise seine Flügel in Bewegung, schwang sich mit einem günstigen Winde, der so eben mit vollen Backen blies, in die Lüfte, und ließ mich, von Bewunderung, Schrecken und Glauben erfüllt, gänzlich verblüfft dastehen.— —

„Schon sinkt der Sonnengott in Thetis Schooß. Ist Ihnen gefällig bei mir zu übernachten?" sagte der Bauer, indem er seine Repetir-Uhr schlagen ließ.—

Ich lobte seine Gastfreundschaft.—

„Eure Gnaden beschämen mich!" antwortete er mit einer höflichen Verbeugung.—„Ein frugales, ländliches Mahl, ein Glas Madeirawein, eine Ananas, eine Forelle und ein

Rebhühnchen: das ist alles, was ein armer churmärkischer Bauer, wie ich bin, Ihnen vorsetzen kann."

Ich maß ihn mit großen Augen.

Ein churmärkischer Bauer, der einen Reisenden auf ein Glas Madeirawein und Ananas einladet—in der That! das war mir ganz etwas neues. Mehr aus Neugierde als aus Appetit nahm ich seine Einladung an, und folgte ihm um so lieber, je mehr ich Ursache hatte, um ein Nachtquartier besorgt zu sein.

Er führte mich einem Dorfe zu, das am Abhange eines romantischen Hügels lag.

„Sehen Sie da, meine Zuckerpflanzung!" sagte er, und zeigte auf ein Kartoffelfeld zur Seite der schönen Allee von lombardischen Pappeln und amerikanischen Tannen, die zum Dorfe führte."

„Eine Zuckerpflanzung?" fragte ich, und bat um Erläuterung.—Da ergab es sich denn, daß ein großer Chemiker vor einem Jahrzehnd das Geheimniß entdeckt hatte, den Zuckerstoff unvermischt aus der Kartoffel herauszuscheiden. Seit dieser Zeit war in jedem deutschen Dorfe eine Zuckerraffinerie, kein Mensch dachte mehr daran, die Negersklaven deshalb in Schweiß zu setzen, und in jeder Gemeinde wurde dem Erfinder zu Ehren jährlich ein mit Kartoffelzucker gemästetes Schwein geopfert.

„Wie werden Sie erst erstaunen," fuhr der Bauer fort, wenn Sie meine Süd-Colonie in Augenschein genommen haben."—Mit diesen Worten führte er mich auf einem Fußpfade, der sich durch einen anmuthigen Akazienhain schlängelte, in ein blühendes Thal, das eine höchst malerische Ansicht der zum Dorfe gehörigen Gartenanlagen eröffnete.

„Gleich sind wir an Ort und Stelle," sagte meine Führer, indem wir eine Anhöhe hinanstiegen, und jetzt merkte ich erst,

daß die Temperatur sich mit jedem Schritte um einen Grad Wärme vermehrte, wie auch an den Thermometern zu sehen war, die hin und wieder an den Bäumen hingen. — In demselben Verhältniß ward auch die Vegetation immer südlicher, die Kartoffelfelder wechselten mit Melonen- und Ananaspflanzungen, die Tannen und Birken mit Feigen-, Oliven- und Orangenbäumen, welche ohne ängstliche Wartung, nicht etwa in Töpfen, sondern in freier Erde wuchsen und üppig wucherten. —

„Ist Euer Gnaden ein Träubchen gefällig?“ fragte jetzt der Bauer, und brach eine große goldgelbe Traube von einem Weinstock. Ich biß durstig hinein, und hatte den ganzen Mund voll des köstlichsten Capweinsaftes.

Der Bauer, der sich nicht wenig an meinem Erstaunen ergötzte, gab mir nun Aufschluß über diese wunderbaren Erscheinungen.

„Seitdem unsere Weisen die Kunst erfunden haben, den kalten märkischen Sand durch chemische Düngung, und den nordischen Himmel durch Strahlenableiter für die südliche Vegetation empfänglich zu machen, leben wir hier halb im nördlichen Deutschland und halb in Italien, Spanien und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Boden, worauf wir jetzt stehen, ist durch künstliche Düngung in fruchtbare Cap- und Madeiraerde verwandelt, und was die Temperatur betrifft, die Sie hier fühlen, so ersuche ich Sie, ihre Augen ein wenig auf jene Strahlenableiter zu richten.“ —

Ich blickte auf, und nun ward ich erst recht gewahr, daß eine Anzahl großer Glasglocken von wenigstens sechs Fuß im Durchmesser, über unsern Köpfen schwebten, welche die Strahlen der untergehenden Sonne in sich sogen und auf die Erde ableiteten und ausstreueten.

„Glückseliges zwanzigstes Jahrhundert! Beneidenswerthes

Landmann! den das schöne Loos traf, in dem Zeitalter der Weisen zu leben"—so rief ich, indem wir von dem Weinberge hinabstiegen, und uns dem Dorfe näherten.

Bald waren wir am Eingange desselben angelangt, und nun war ich erst im Stande, die schönen architektonischen Verhältnisse in dessen Anlage zu bewundern. Thurm und Kirche waren im kühnen gothischen Styl erbaut, und die Bauernhäuser glichen eben so vielen Römischen Villen, welche in einem Duft von Citronenblüthe, Jasmin und spanischem Flieder schwammen.—

Als wir an einem, mit corinthischen Säulen gezierten, und in Form einer Rotunda gebauten Tempel vorbeigingen, wurde mein Ohr von einem harmonischen Choral berührt, welcher aus demselben hervorquoll. Ich horchte hoch auf:—„S'ist unsre Sing-Akademie"—bemerkte der Bauer. „Sie übt so eben Mozarts Requiem ein"—„Ist's möglich?"—rief ich—„Eine Singakademie von märkischen Bauerjungen und Bauerdirnen?"

„Was ist da zu verwundern?"—erwiederte er—„Sie finden dergleichen in jedem Dorfe."

Ich.

Ha, welch ein Grad der Cultur!

Der Bauer.

Freilich, ohne die Culturmaschine wäre das nicht zu erreichen gewesen.

Ich.

Culturmaschine?—Was ist das für ein Ding?

"Ecce!"—versetzte der Bauer mit einem humoristischen Lächeln, und deutete auf ein seltsames Bauwerk, welches auf einem freien Platze mitten im Dorfe stand. Da ich den Zweck desselben nicht sogleich begriff, so gab er sich die Mühe, mir einen Commentar darüber zu liefern, und nun ging mir erst ein Licht auf.

Diese Maschine war nämlich ein Seitenstück zu der bereits oben gedachten Requisitionsmaschine, wurde gleichfalls durch Dämpfe getrieben, und war so eingerichtet, daß eine ganze zahlreiche Bauernjugend in dieselbe, wie in ein Joch, Kopf an Kopf, hineingespannt werden konnte, dergestalt, daß ihre Kehrseite dem Spiele einer langen Karbatsche ausgesetzt war, welche vermöge eines sehr originellen Mechanismus in raschen, abgemessenen und kraftvollen Taktschlägen, gleich der Battuta eines Capellmeisters, über dieselbe hinfuhr, und auf solche Art eben das leistete, wozu sonst viele Arme erforderlich gewesen wären.

„Unsere Weisen“—sprach der Bauer—„hatten schon längst die Ueberzeugung erlangt, daß Kunstsinn, Aufklärung, und Humanität dem Menschen auf dem kürzesten Wege a posteriori beigebracht werde. Dieses Instrument ist daher in allen Gemeinden, in allen Schulen, Gymnasien und Universitäten, in allen Arbeits-, Erziehungs- und Zuchthäusern eingeführt. Ohne diese Culturmaschine hätten wir keine Griechischen und Lateinischen Schulen, keine Sing-Akademien, keine Schauspielhäuser, keine Zuckerraffinerien und Weinpflanzungen auf dem Lande. Ohne sie wären wir Bauern noch so weit in der Humanität zurück, daß wir keine Hospicien in unsern Dörfern hätten, wo jeder Wanderer umsonst bewirthet, und jeder Bettler gekleidet, gespeiset und beschenkt wird.“

Jetzt standen wir vor einem hübschen, reinlichen Häuschen, das mit geschmackvollen Basreliefs verziert, und dessen Portal durch zwei Jonische Säulen getragen wurde.

„Ist Euer Gnaden gefällig? Dies ist meine Wohnung,“ sagte der Bauer, und nöthigte mich hineinzutreten. Ich staunte über die Eleganz und den Luxus, welcher mich hier von allen Seiten umstrahlte.

Reiche Tapeten schmückten die Wände, aus hetrurischen Ge-

schen dufteten Wohlgerüche, und geschmackvolle Schildereien drückten den hohen Kunstsinn der Bewohner aus.

„Meine Tochter“ — sagte der Wirth und stellte mir eine Jungfrau vor, welche am Fenster saß, und ohne sich durch meine Ankunft stören zu lassen, in einem Buche fortlas.

„Aber Ottilie! bemerkst du denn nicht unsern Gast?“ rief der Vater unwillig. Sie legte das Buch bei Seite. Ein schlankes, reizendes Geschöpf, eine Anadyomene von Gestalt und Grazie, stand sie vor mir, in ein leichtes Musselingewand gehüllt.—

Ich gedachte der märkischen Landnymphen des 19. Jahrhunderts, wie sie in ihren kurzen dicken Friesröcken und Holzpantoffeln dahin schritten, und konnte vor Erstaunen kein Wort herausbringen.

„Verzeihung!“ — lispelte Ottilie — „Göthe's Wahlverwandtschaften fesselten mich.“—

„Ja, das ist nun schon nicht anders“—bemerkte der Vater sanft verweisend—„das lebt und webt in der lieben Literatur, und kaum hat es die Lektüre bei Seite gelegt, so schreibt es selbst Romane, Tragödien mit Chören, und philosophische Systeme.

Da! Belieben Sie einmal ihre Bibliothek anzusehen! Ein Drittel besteht aus ihren eignen Werken.“

Ich warf einen Blick in den schön verzierten Bücherschrank von Mahagonyholz, auf welchem die Gipsbüsten des Aristoteles, Jakob Böhme und Werner standen.—Mit Verwunderung bemerkte ich die Werke des Sophokles, Euripides, Shakespeare, Cervantes, Calderon, Schiller, Göthe, Humboldt, Ariost, Tasso, Milton, Klopstock und anderer großen Dichter und Weltweisen, welche mir in reichen Prachteinbänden entgegenstrahlten.

„Unterhalte unsern Gast, Ottilie!“ gebot der Vater.—Sie setzte sich an's Fortepiano, und sang die Arie mi pavento mit

der Virtuosität einer Sonntag. Und indem ihre Silberstimme mit der steigenden Fluth der Akkorde immer höher anschwoll, und endlich sanftklagend herabsank, begleitete sie den Gesang mit einem so ausdrucksvollen Mienen- und Geberdenspiele, daß mir ganz warm dabei ward.—

Während dessen hatte mein Wirth ein kleines Mahl in dem Nebenzimmer anrichten lassen, zu dem wir uns niedersetzten.— Ein Paar Stunden flossen unter traulichem Kosen bei einer Flasche märkischen Madeira- und Cypernwein vorüber. Aber sobald der Wein Ottiliens Lebensgeister erhöhete, fing sie an, gar wunderliche Reden zu führen, sprach von Wahlverwandtschaft zwischen ihr und mir, von dem Geheimnisse des Magnetismus, und von dem unsichtbaren magnetischen Fluidum, welches von verwandten Naturen in einander überströme, daß mir dabei ganz unheimlich zu Muthe ward.—

Kurz, ich ersah mir die Gelegenheit, schlüpfte zur Thür hinaus, und erreichte glücklich das freie Feld.

Da es unterdeß Nacht geworden war, und ich kein besseres Unterkommen wußte, so legte ich mich Gottes freiem Himmel zu Bette. Mit anbrechendem Morgen aber erstieg ich einen Hügel, und siehe da!—dicht vor mir lag eine große prächtige Stadt mit vielen stolzen Thürmen und Palästen.—Ich eilte sie zu erreichen, und in wenigen Minuten war ich am Ziele.—

„Halt!" rief mich unter dem Thore ein Mann mit einer Spürhundsnase an. „Ehe Sie in die Stadt herein gelassen werden, müssen Sie gestempelt werden."

Auf Befragen, was es damit für eine Bewandniß habe, belehrte er mich: es geschehe wegen der Hals- und Athemsteuer, die jeder ankommende Fremde dafür bezahlen müsse, daß er seinen Kopf auf dem Rumpfe behalten und die Luft des Landes einathmen dürfe. Ohne weitere Reflexion (denn schon war mir, als wackle der Kopf auf meinem Rumpfe und

als schnüre mir Jemand die Kehle zu) ging ich auf das angrenzende Stempel-Büreau. Hier wechselte ich einen Papierstempel, der mir an den Hals gehängt wurde, gegen mein Gold und Silber ein, und schlenderte nun, wohlgestempelt und frei wie ein König, durch die Straßen der Stadt.

Vor einem großen Hause bemerkte ich die Bildsäule der Göttin Themis. Aus Neugierde trat ich hinein und fragte einen im Vorhofe befindlichen Juden, wo die Gerichtsstube sei. Mit ungemeiner Dienstfertigkeit faßte er mich unter den Arm und führte mich zurecht. Kaum aber waren wir in der Gerichtsstube, so trat er vor die Schranken und brachte eine Anklage gegen mich vor, welche darauf hinauslief, daß ich mir eine Uhr von ihm hätte stehlen lassen. Außer mir vor Erstaunen über eine so seltsame Anklage, war ich unfähig, auch nur ein einziges Wort darauf zu erwiedern, als der Richter sich mit der Frage an mich wandte, ob die Anklage ihre Richtigkeit habe.

„Hier ist die Uhr, die ich ihm habe stipitzt aus der Tasche," sagte der Ankläger. „Da! schauen Sie her! kannen Sie's leugnen, daß es ist Ihre Uhr?"

Ich recognoscirte sie als die meinige. „Da haben wir das Bekenntniß," sagte der Dieb mit einem schadenfrohen Gesichte, und der Richter dictirte mir eine Geldstrafe von 20 Thalern, wovon die Hälfte dem Diebe als Prämie zuerkannt wurde.

„Aber um's Himmelswillen! was gelten denn hier zu Lande für Gesetze?" so fuhr ich endlich heraus. „Ist es zum Verbrechen geworden, sich bestehlen zu lassen? Und wird der Dieb nicht mehr bestraft, sondern der Bestohlene?"

„Gotteswunder! was sind das für Reden!" rief der Dieb.

„Der Mann scheint mente captus, oder er stammt aus andern Zeiten, bemerkte der Richter.

Ich bejahte das Letzte und versicherte, daß ich mit den Landesgesetzen unbekannt sei.—„Das merkt man," antwortete der Richter und gab sich die Mühe, mir das Gesetz zu interpretiren.—Nun ging mir erst ein Licht auf.

Im Jahre 1940 war nämlich ein großer Rechtslehrer aufgetreten und hatte ein ganz neues Licht in der Nacht der Gesetzgebung angezündet. „Der Diebstahl," so lehrte er, „hat einzig und allein seinen Grund in der Unvorsichtigkeit und Nachlässigkeit des Bestohlenen. Man war bisher auf dem unrechten Wege, indem man den Dieb bestrafte. Man kehre die Sache um, man lege dem Bestohlenen zur Strafe seiner Unvorsichtigkeit eine Geldbuße auf, zahle dem Diebe zum Lohne seiner Klugheit und Geschicklichkeit eine Prämie, und strafe ihn nur dann, wenn er sich bei der That ertappen läßt. Die natürliche Folge wird sein, daß die Menschen vorsichtiger werden, je größer die gesetzlichen Folgen der Unvorsichtigkeit sind. Solchergestalt wird das Eigenthum für die Zukunft besser gesichert sein und ein Diebstahl wird bald zu den seltenen Erscheinungen gehören."—„Spätere Gesetzgeber," fuhr der Richter fort und strich seinen langen Bart, „haben dieses weise Gesetz auch auf andere Verbrechen ausgedehnt. Der Betrogene muß dem Betrüger, zur Strafe seiner Dummheit, der Beschimpfte dem Beschimpfer, zur Strafe seiner Feigheit, eine Prämie zahlen und so ist es nun, Gottlob! dahin gekommen, daß kein Mensch mehr klagt, daß er betrogen, geschimpft oder geprügelt worden sei."

Ich konnte nicht umhin, die Weisheit dieses Gesetzes zu bewundern, gestand mir aber späterhin, daß man schon im neunzehnten Jahrhundert auf gutem Wege gewesen sei, dasselbe Gesetz, wenn gleich nicht theoretisch, doch praktisch anzuwenden.

Was war zu thun? Ich machte gute Miene zum schlim-

men Spiel, zahlte dem Spitzbuben die Prämie und dem Richter seine Sporteln und ging, so weise wie Solon und so arm wie Hiob, von dannen.

Während dessen war es spät geworden, die Sonne neigte sich zum Untergange und die Thurmuhr schlug 6, oder vielmehr sie schoß 6. Denn, wie ich nachher erfuhr, hatte ein großer Mechaniker vor Jahr und Tag die Kunst erfunden, den Ablauf der Stunden und Viertelstunden durch Kanonenschläge auf viele Meilen weit anzukündigen. Statt des Hammers und der Glocke hatte er nämlich einen Luntenstock an der Thurmuhr angebracht, dessen Ende sich im Augenblick des Emporhebens durch Schwefelsäure entzündete und im Herabsinken ein Geschütz abfeuerte, das sich durch einen sehr sinnreichen Mechanismus nach jedem Schuß wieder von selbst lud.

Als ich über den Markt ging, sah ich viele Leute in ein Haus hineinströmen, welches ich von weitem wegen seiner kleinen Lichtlöcher für ein Zuchthaus und wegen seiner seltsamen Dachkappe für ein Narrenhaus hielt, bei näherer Betrachtung aber für ein Schauspielhaus erkannte.

Ich trat näher, um den Comödienzettel zu lesen. Es war ein heroisch-militärisches Schauspiel von 7 Acten angekündigt, betitelt: die Suppe der Kraft, mit eingelegten Chören von betrunkenen Soldaten und Studenten, wahnsinnigen Greisen, auch mit Cavallerieschwenkungen und Infanterie-Angriffen, Kanonendonner, Sturm, Erdbeben, Zetergeschrei, Plünderung, Brand, Mord, Schutthaufen und Verzweiflung.

Da mir Werners unvergleichliches Drama: die Weihe der Kraft, noch im Andenken war, so erwartete ich wegen der Aehnlichkeit des Titels etwas Großes, konnte dem Drange meines Herzens nicht widerstehen, opferte meine letzten Paar Groschen für den theatralischen Genuß, den ich mir versprach und hatte nicht Ursache, es zu bereuen.

Das Stück behandelte einen historischen Stoff aus dem neunzehnten Jahrhundert. Jefferson Davis, der Wüthende, spielte die Hauptrolle.

Als Prologus trat ein französischer Courier auf, mit dem Großkreuz der Narrenlegion geschmückt. Er führte das Schicksal, im Costum eines colossalen Tambour-Major, am Arme, und verkündete mit kreischender Stimme, daß er heute ein Spektakelstück zum Besten geben werde, worin Erde, Himmel und Hölle sich im Kreise drehen sollten. Außerdem kamen als allegorische Personen vor: die Fama, in der Maske eines Fischweibes. Sie hatte wie Janus ein Vorder- und ein Hintergesicht, und stieß mit beiden zugleich in die Trompete. In ihrem Gefolge war der Telegraphenschreiber Herald wohlseligen Andenkens, und eine Legion politischer Journalisten und Pamphletschreiber mit kleinen Trommeln, Kindertrompeten und Waldtreibern. Ferner zeigte sich die Freiheit, in der Gestalt einer betrunkenen Marketenderin, welche einem Bauern auf dem Rücken saß, die Gerechtigkeit als eine leichtfertige Soubrette, welche mit einem reichen Mann und einem Bettler Blindekuh spielte und dem ersteren in die Arme lief; die Tugend, als eine hochtrabende Primadonna, welche mit prächtigen Sentenzen um sich warf und hinter den Coulissen Rendezvous gab; endlich das Glück als eine gefällige Nymphe, welche einen Lieferanten und einen Bankier auf ihren Knieen schaukelte, und einigen Schöpfen Zuckerbrod und Bonbons, Patente, Ehrenstellen und Pensionen zuwarf. Auch Deutschland kam vor als ein gutmüthiger, wunderlicher Alter, in einem aus bunten Fetzen zusammengeflickten Kleide.

Allerhand muthwilliges Gesindel spielte ihm auf der Nase, that ihm vielen Schabernack an, und riß ihm hie und da einen Fetzen vom Kleide.

Endlich schlug er mächtig in das Gesindel hinein, daß es

links und rechts auseinander stob; aber es kannte ihn schon als einen gutmüthigen Narren, der leicht zu besänftigen und zu bethören sei, kroch nach und nach wieder heran, kraute ihm im Bart und hinter den Ohren, und der alte Tanz ging wieder von vorne an.

Ueber den Plan und die Handlung des Drama's läßt sich nicht viel Lobpreisendes sagen. Das Schicksal wüthete in den ersten 6 Akten wie ein Tollhäusler, hieb blind um sich, daß die Köpfe wie Distelköpfe herumfielen. Im siebenten Akte aber machte es Alles wieder gut, indem es den Helden des Stücks plötzlich in einen Goldsack verwandelte und eine goldene Catastrophe herbeiführte.

Nach Beendigung des Stückes wurde ein pantomimisches Ballet aufgeführt, Abraham und Fräulein Cotton betitelt. Die Schlange erschien dabei als französischer Stutzer, tanzte ein pas de deux mit der Cotton, dergestalt, daß dem Abraham plötzlich ein langer, dicker Zopf wuchs, worüber das ganze Parterre Wunder! Wunder! rief.

Ich erkundigte mich bei einem ernsthaften Manne, neben dem ich im Theater gesessen hatte, nach dem Zustande des Gottesdienstes.

„Seit einem Jahrzehend," antwortete er, „hat man sich überzeugt, daß keine Anstalten geschickter sind, Tugend und Moral zu befördern, und den Menschen zu religiösen Gefühlen zu erheben, als die Schauspielhäuser.—Man hat daher die Kirchen geschlossen und die Priester und Priesterinnen Thaliens sind seitdem unsre einzigen Religionslehrer; ja ihre Lehren wirken um so eindringlicher, je mehr sie dem Publikum mit dem Beispiele eines nüchternen, keuschen und tugendhaften Lebenswandels und einer exemplarischen Sittenreinheit vorausgehen."—

„Wunder über Wunder!“ rief ich aus, „nüchterne Comödianten und keusche Comödiantinnen!“—

„Aber was ist denn dabei zu verwundern?“ dachte ich hinterher bei mir selbst. „War es nicht schon im vorigen Jahrhundert so beschaffen? Wie oft ereignete es sich z. B., daß eine Schauspielerin sich weigerte, die Rolle einer Sünderin zu übernehmen? Verläumder sagten zwar, daß sie in Verlegenheit gewesen sei, wie sie diese Rolle geben solle, ohne sich selbst zu geben; aber im Grunde war es doch nur das zarte Gefühl der Sittlichkeit, welches diese Weigerung veranlaßte.

„In einem Zeitalter,“ sagte ich zu meinem Begleiter, „wo die Kirchen sich in Schauspielhäuser und die Comödianten in Prediger verwandelt haben, muß auch die Weisheit in ihrer schönsten Blüthe stehen.“

„Die Weisen,“ antwortete er, „gehören heut zu Tage zu den so alltäglichen Erscheinungen, daß Sie in jedem Dorfe wenigstens einen Pythagoras finden.—Ist Ihnen gefällig, mir in's Philosophenhaus zu folgen? Es ist heute Abend eine wichtige Sitzung. Sie werden unsere größten Lichter dort versammelt finden.“ Ich folgte mit Entzücken.

Wir traten in ein Gebäude, aus welchem mir ein Geruch entgegen quoll, der mich vermuthen ließ, daß zu den Attributen der Minerva auch das kriegerische Roß gehörf habe.

„Stoßen Sie sich nicht daran!“ sagte mein Führer, und reichte mir eine Prise Schnupftaback. „Man hat durch diese Anlage nichts weiter, als die halb thierische und halb göttliche Natur des Menschen sinnbildlich andeuten wollen, deshalb thront auch hier die Weisheit,—sit venia verbo.

Wir eilten mit langen, behutsamen Schritten und zugehaltenen Nasen über die Merkmale der thierischen Natur, wo-

mit der Fußboden besäet war; hinweg, erstiegen eine Treppe und traten nun in den Saal der Weisen hinein.

Hier saßen sie an einem großen eirunden Tische, 500 an der Zahl, und horchten mit tiefsinnigen, zum Theil zurückgebogenen, zum Theil niedergesenkten und aufgestützten Häuptern auf eine Vorlesung.

Es las ein Professor der Geschichte über den ältesten Zustand der Literatur bei den Neuseeländern und Hottentotten, und über die Frage: ob man in ihrer Geschichte Spuren der Buchdruckerkunst finde.“ Ein Professor der Philologie las: „über die Sprache der Katzen, über den melodischen Ausdruck in derselben, und in wie fern sie zur erotischen Poesie tauglich sei.“

Ein Professor der Naturphilosophie las über die Wunder des thierischen Magnetismus, und gab ein Experiment mit einem nervenkranken Ferkel zum Besten, das er somnambul machte, worauf es zu Jedermanns Erstaunen französisch zu sprechen begann, eine Lobrede auf die große Nation hielt, sich über den Wohlklang der französischen Sprache ausbreitete, und einige Stanzen aus Voltaire's Pucelle d'Orleans und der Nouvelle Justine so zierlich und melodisch herdeklamirte, daß man in Versuchung gerieth, es für einen gebornen Franzosen zu halten.

Ein Professor der Astronomie las über den Einfluß der Gestirne auf den Menschen und seine Geistesprodukte, berechnete die Höhe der Mondberge und den wahrscheinlichen Stand des Thermometers auf dem Planeten Saturnus.

Ein Professor der Physik sprach über die anziehenden und zurückstoßenden Kräfte in der Natur, und machte Experimente mit einer Wucherkralle, welche er durch die galvanische Kraft eines Dukatens in eine krampfhafte Zuckung versetzte. Ein Professor der Chemie las über die Bestandtheile der Leber-

flecke und Sommersprossen. Ein Professor der Staatswirthschaft sprach über directe und indirecte Abgaben und über die Einführung einer neuen Consumtionssteuer unter dem Namen Bauchsteuer. Er machte den Vorschlag, eine allgemeine Vermessung der Bäuche vorzunehmen, und nach dem Umfange derselben die Consumtionssteuer zu bestimmen. Wessen Bauch mehr als 6 Fuß im Umfange habe, der solle außerdem den dreifachen Betrag als Luxussteuer entrichten, —wobei mancher Schmeerbauch, der sich vom Fette des Staates und ausgesogener Unterthanen gemästet hatte, sehr übel fuhr. Den Schluß seiner Vorlesungen machte ein weitläufiges Reglement für die anzuordnende Bauch-Vermessungs-Commission.

Zuletzt wurde von der juristischen Classe die Preisfrage aufgegeben: „ob nach dem Römischen Rechte die Unitas Actus bei der Testamentifaction durch einen Crepitus ventris interrumpiret worden sei.“

Zu meinem Erstaunen bemerkte ich erst jetzt, daß die Menagerie der Waisen aus redenden und aus stummen Mitgliedern bestand. Die letzteren waren wegen des Rufes übermenschlicher Weisheit aus fernen Landen verschrieben, und am besten besoldet; die Weisheit lag jedoch so tief in ihnen verborgen, daß sie nie, oder doch nur höchst selten zum Durchbruche kam. Sie glichen darin den Hähnen, welche aufhören zu krähen, sobald sie überfüttert werden.

Hierauf trat die weibliche Classe herein und nahm Platz an dem Sitzungstische, indem sie mit der männlichen bunte Reihe machte. Denn kaum wird es nöthig sein zu bemerken, daß man im zwanzigsten Jahrhunderte von dem Vorurtheile abgekommen war, nur Männer zu öffentlichen Lehrstellen, Aemtern und Würden zu berufen. Es gab jetzt weibliche Staats-Regierungs- und Oberlandesgerichtsräthe, ja es gab

weibliche Hauptleute und Generale, welche sich durch ihre Tapferkeit im Felde Orden und Ehrenzeichen aller Art erworben hatten.

Und so gab es auch, wie sich von selbst versteht, weibliche Professoren in Menge, welche sich durch den Ruf ihrer Gelehrsamkeit zu Mitgliedern mehrerer Akademien emporgeschwungen hatten.

Eine derselben, eine Professorin der Mystik, las über die Geheimnisse der Natur, den Gesang der Blumen, das Blühen der Töne und den Duft der Sonnenstrahlen.

Eine Professorin der schönen Künste las über das Wesen der Dichtkunst, die Religion der Liebe und die Poesie des Wahnsinns.

Ueber diesen Vorlesungen war es wiederum Nacht geworden. Gesättigt von Gelehrsamkeit, und ermüdet von den Erscheinungen des Tages, verließ ich den Saal der Weisen, gähnte laut auf und—erwachte! F. v. L.

Meine Leiden durch die Weibertreu von Weinsberg.

Ich hätte mein Lebtag nicht gedacht, daß mich die „Weiber von Weinsberg" je beunruhigen werden! Allein wenn ein Herz einmal vom Fatum bestimmt ist, durch Frauen zu leiden, so steht die letzte Gefallene aus dem Mägdekrieg auf und die fromme Aehrenleserin Ruth steigt aus ihrem Grabe, um uns zu peinigen.

Ich denke, der Mensch ist zu dem ewigen Umgang mit Frauen geboren, denn es heißt: „Der Mensch ist zum Leiden geboren!" Die Frauen sind also wie die Dichtkunst: man muß dazu geboren sein!

„Ein Kind, im Februar geboren," so heißt es in der

"Karten- und Monats-Sybille," „hat ein unruhiges Geblüt, wird durch Frauenvolk viel erprobt, bekömmt fünf Frauen und erreicht Alles, was er wünscht am Ende."—Ich bin ein Kind im Februar geboren und wenn ich vier Frauen bekommen soll, so muß sich das Schicksal sehr tummeln; allein für das Glück, daß ich Alles, was ich wünsche, am Ende erreiche, küß' ich der Frau Sybille die Hand! Heißt das an meinem Ende, oder am Ende des Wunsches?

Aber daß ich durch „Frauenvolk" viel erprobt wurde, ist notorische, historische Wahrheit. Kommen jetzt sogar noch die Frauen von der „Weibertreu" zu Weinsberg und rütteln an dem eisernen Schlafrocke meines winterlichen Herzens!

Die Geschichte ist so:

Ich saß und dachte an gar nichts, und ob sich nicht ein gutes Lustspiel aus diesem Stoff machen ließe. Am allerwenigsten aber dachte ich an irgend eine Fabel oder an die „Weibertreu." Da fällt mir ein Zeitungsblatt in die Hand, in welchem mitgetheilt wird, daß sich ein Frauenverein gebildet hat, um den Frauen für Weibertreu in Weinsberg ein Monument zu setzen; dabei stand noch eine Art Bemerkung: „Daß wir vielleicht einst mehrere strumpfstrickende Schriftstellerinnen in Stein ausgehauen und verewigt sehen werden."

Ich, in meiner reinen, schuldlosen Seele, denke daran, daß es wirklich Verdienst ist, manche Schriftstellerinnen auszuhauen, ob nun in Stein oder Papier, das kommt darauf an, welches Material man eben hat, und in dieser patriarchalischen Einfalt meines Herzens nehme ich meinen theuren Collegen, den Rothstift, den General-Redigirer und Herausgeber aller modernen Journale,—streiche diesem Artikel auf beiden Seiten die Wangen roth, ein röthlicher Fingerzeig an meinen Setzer, diesen Artikel, vermöge des magnetischen Rap-

ports und redigirenden Handauflegens, von jener Zeitung in meine Zeitung überzuzaubern; und vermittelst dieser einfachen Vorrichtung, die vielfache Nachahmung findet, befand sich jener Artikel Tags darauf im „Humoristen" No. 132, im „Bunterlei," wo ich ihn mit Vergnügen selbst wieder als eine Neuigkeit las.

Ich glaubte nun der „Weibertreue" genug gethan zu haben. Ich dachte des schönen Augusttages, an welchem ich mit gar holden Schwäbinnen auf dem schönen Berge zu Weinsberg herumwandelte und den herrlichen Neckarkreis übersah, und meine Lippen flossen über von Weibertreu und Huldigungen, und wie die liebenswürdige K... aus Heilbronn selbst einen leisen Zweifel über die etwaige Möglichkeit einer solchen That in unserer Zeit aussprach, und dachte so fort—da—da—da—

Da bekam ich an einem schönen Morgen spät Abends folgendes Schreiben von weiblicher Hand, mit dem Bemerken: „Zur Aufnahme im Humoristen."

„Mein Herr Redacteur!

„Es mag ein wahres Glück für die Geschichte gewesen sein, daß Sie in den Zeiten, Tagen und Augenblicken, als sich die Weiber von Weinsberg so treu bewährten, nicht in Weinsberg vermählt lebten;—fast fürchte ich, daß die Frauen-Vereine von Würtemberg nun keinen Anlaß gehabt hätten, der Treue ein Monument zu bauen,—wenigstens würde den die Geißel der Satyre über unser Geschlecht schonungslos Schwingenden Keine für das Kostbarste angesehen haben. Dies als kurze Erwiederung für die ungefällige Aufnahme der unser Geschlecht so sehr mißhandelnden Zeilen in No. 132 des Humoristen, Seite 528 des Bunterlei, und zwar um so mehr, da es Ihnen weder an

Zartheit des Gefühl's noch an Unterscheidungskraft fehlt, und Sie uns bald in den Himmel erheben, bald in den Staub werfen, je nachdem Ihre Laune die Handlungen Ihrer Geliebten beurtheilt.

Eine für Alle."

Lieber Leser! Setze dich in meine Stellung und beurtheile meine Lage! Mir das zu sagen!

Ich könnte, wenn ich nicht gar so zartfühlend wäre, die unbekannte Schreiberin sehr beschämen, wenn ich ihr aufrichtig gestehen wollte, daß ich eigentlich selbst einer der Männer war, welchen die Weinsberger Weiber aus der Festung trugen. Ich erinnere mich noch recht gut, es war eine liebe Frau, blaue Augen, blonde Haare, und ich saß recht gut auf ihren lieben, weichen, runden, alabasternen Schultern. Als sie mich zum Stadtthore hinaustrug, sagte sie: „Gieb acht, lieber Moritz, daß du dir den Kopf nicht anstoßest," worauf ich ihr erwiederte: „Sei ruhig, liebe Affra, du weißt, es muß Alles nach deinem Kopfe gehen." Neben mir trug die Frau des Redacteurs der dazumaligen „Weinsberger Damenzeitung" ihren Mann auf dem Rücken; meine Frau fragte sie: „Wie geht's dir?" und sie antwortete, indem sie ihrem Manne nach dem Kopfe griff: „Schlimm, ich fühle gar keinen Kopf mehr!"

Ich erzähle diese Details blos deshalb, um meine ungenannte Eiferin von der Wahrheit meiner Aussage zu überzeugen.

Sehen Sie, meine werthgeschätzte Unbekannte, ich, der ich doch dabei gewesen bin, mir scheint noch immer, es war ein kleiner Mißgriff in der ganzen Sache, denn ich glaube mich erinnern zu können, daß mich nicht meine Frau, sondern die Frau meines Nachbars, des Weinsberger Lotto-Collekteurs, auf die Schultern packte, und daß ich im Ge-

dränge meine Frau sah, die den Lotto-Collekteur aufgesteckt hatte. Sehen Sie, so ging's vielleicht mit Allen! Allein ich will nichts gesagt haben! Irren ist menschlich! O, meine theure Unbekannte, ich könnte Ihnen noch einige Züge aus jener Geschichte mittheilen, die ich als Augenzeuge mit ansah. Nur Eins wissen Sie, hören Sie!—Ich saß gerade beim „güldenen Späzle" in der Sulmgasse," es war 1140 um 8 Uhr Nachmittags.

Dazumal reiste Theophrastus Paracelsus gerade durch unsere Stadt, mit einem Arcanum für die Weibertreu. Es bestand in einem einzigen großen Schlüssel, welcher eine zweifache Wirkung hervorbrachte: Wenn die Frau außer dem Hause war, und der Mann inwendig zusperrte, so konnte er im Hause ruhig sein; wenn die Frau im Hause war, und er auswendig zusperrte, so konnte er außer dem Hause ruhig sein.—Dieses einfache Mittel ist jetzt leider verloren gegangen.—Wir saßen also und tranken einen leichten Kannstädter. Da läßt Kaiser Konrad der Dritte in die Stadt hineinsagen: „Er wolle die Weiber ausziehen lassen, aus der Stadt nämlich, und jede Frau dürfte ihr Theuerstes auf dem Rücken mitnehmen."

Ich hielt sogleich eine Anrede: „Theure Freunde! Lassen wir in Gottesnamen die Frauen aus der Stadt ziehen, dann sind wir „freie Bürger und Herren dieses Bodens!"—Allein mein Patriotismus fand kein Gehör! Alles lief durcheinander; da sagte Paracelsus: Wißt ihr was, nehmet Jeder das letzte neue Kleid, den letzten modernen Hut von eurer Frau, laßt ihn um keinen Preis aus der Hand, und die Frauen müssen also, um ihr Theuerstes zu retten, euch selbst mittragen."

„Und dieses Rathes Herrlichkeit entriß uns Konrad's verfolgenden Dragonern!"

Ein jeder Mann wickelte sich den kostbarsten Shawl, die Lieblingsgewänder seiner Frau um den Leib, und ließ nicht von ihnen, und so mußten sich alle Frauen entschließen, die Männer selbst mitzutragen!

O, ich könnte noch Anekdoten von der „Weinsberger Weibertreu" erzählen, allein ich bin ein ruhiges Blut, ich lehne mich nie gegen alte Weltgeschichten und gegen alte Weltweiber auf, denn die haben die Zungen von Jahrhunderten für sich!

Die geistreiche Einsenderin möge also ersehen, daß ich, Gottlob, nicht in Weinsberg zurückgeblieben bin.

Wenn ich gegen die Errichtung eines Monumentes für die „Weibertreue" bin, so geschieht das aus Achtung des weiblichen Geschlechtes, und ich werde schon wieder verkannt!

Wem setzt man ein Denkmal? Dem Außerordentlichen! Dem ungeheuer Seltenen! Man setzt Schiller ein Denkmal, weil es keinen mehr giebt! Soll man der „Weibertreu" ein Denkmal setzen, weil es keine mehr giebt? Ist denn wirklich die Treue der Frauen so selten geworden, daß man einem Beispiele von Treue ein Monument setzen muß?— Diese Frage ist völliger Ernst! Es liegt in der Errichtung jenes Monumentes eine wahre Anklage, eine steinerne Verleumdung! Es ist erstaunlich, wie aus dem zarten Sinne zarter Frauen eine solche Idee hervorgehen kann!

Seit wann setzt man der Erfüllung einer Pflicht ein Denkmal? Seit wann wird einer That ein Denkmal errichtet, deren Unterlassung die Menschheit als eine Schändung ihres Götteradels zu betrachten ein Recht hat?

Am Ende wird man jedem Menschen, dem es aus besonderer Großmuth beliebig sein wird, eines der zehn Gebote nicht zu übertreten, ein Denkmal setzen!

„Die Zeit ist aus ihren Fugen getreten, wehe mir, daß ich geboren bin, sie einzurichten.“

Fürchten Sie nichts, meine Unbekannte, ich kann die Zeit leider nicht einrichten, ich muß mich begnügen, sie blos auszurichten. — Sie werden also aus dem Ganzen ersehen, daß ich im Scherze wohl gerne und oft das weibliche Geschlecht mit meiner Satyre heimsuche, allein, daß, wo es den geharnischten Ernst gilt, Niemand mehr Achtung und Verehrung vor dem weiblichen Geschlechte hat, als eben ich, und, ich schmeichle mir, wenn wir heute einen Weinsberger Fall erlebten, Sie, ja, Sie selbst würden mich Hukepuk auf dem Rücken davon tragen, und ausrufen: „Gottlob, ich hab' ihn im Rücken!“ —

Daß Sie mir sagen, ich schreibe gerade so, wie meine Laune die Handlungen meiner Geliebten beurtheilt, ist hart; denn meine Geliebte ist nicht von der Handlung!

Sie unterzeichnen: „Eine für Alle,“ aber dennoch werde ich nie Alle für Eine vergöttern, oder Alle für Eine verletzen.

Leben Sie wohl, und wenn Sie mir im Namen des ganzen Geschlechts wieder was zu sagen haben, so schreiben Sie:

Alle für Einen.

Traurige Variationen auf ein lustiges Thema.

Thema: „Saphir, der von seiner Mutter ein bedeutendes Erbtheil Mutterwitz geerbt, soll nun auch von seinem Vater in Pesth 35,000 Gulden geerbt haben.“ (Dorf=Zeitung No. 197, 24. Sept. 1834.)

Bei dem edlen Bewußtsein, daß ich nie etwas geerbt habe, als einmal einen Stockschnupfen von einer rheumatischen Geliebten, hat mich die Neuigkeit, daß ich Witz und Geld

geerbt habe, eben so überrascht als erschreckt! Wenn es nicht in einer Zeitung gestanden hätte, ich hätte es nicht geglaubt! Ich und erben! Ein Mal starb mir meine reiche Tante, die hinterließ mir einen schuldenfreien Mops, und ein Mal starb mir eine treue Geliebte, die hinterließ mir nichts als ihren Mann! Aber Witz und Geld? Zwei Dinge, die ich nur dem Namen nach namenlos liebe; diese Liebe ist aber eine unglückliche Liebe, sie findet keine Erwiederung.

Witz und Geld! Zwei zarte Wesen aus dem Fabellande, von welchen ich viel und oft reden hörte, deren persönliche Bekanntschaft zu machen ich nie so glücklich war! Witz und Geld, welcher Pleonasmus; Geld allein ist schon der beste Witz! Witz aber ist das schlechteste Geld! Geld kann man überall für Witz ausgeben; Witz aber wird kein Mensch für Geld annehmen.

Witz und Geld! Schöne Erbtheile! verderbliche Erbtheile; und ich kann mich für die Unwahrheit, daß ich kein Geld geerbt habe, mit nichts Anderm trösten, als damit, daß ich auch keinen Witz geerbt habe. Muß man von Witz auch Erbsteuer bezahlen? Fast glaub' ich es, denn Abfahrtsgeld habe ich manchmal vom Witz bezahlen gesehen!

Was ist Witz? Was ist Geld? Witz giebt den Schein für baare Münze, Geld giebt oft die baare Münze für den Schein!

Witz ist die Geistesgegenwart des Gehirns; Geld ist die Geistesgegenwart der Tasche. Witz ist das Vermögen, den Unterschied aller Dinge zu erfassen; Geld ist das Vermögen, alle Dinge ohne Unterschied zu erfassen. Witz ist ein glänzendes Talent, Geld ist das Talent des Glänzenden. Witz besticht und Geld besticht; allein Witz besticht blos das Urtheil, Geld aber die Beurtheiler. Witz ist ein stiller Beruf, sich Feinde zu machen, und ein lauter

Befehl, sie auszulachen; Geld ist eine laute Anklage, sich Freunde zu machen, und ein ausgebildetes Talent, keine zu besitzen.

Witz ist ein nothwendiger Trost über den Ueberfluß an Geldmangel; Geld ist eine trostreiche Nothwendigkeit bei Mangel an Witz-Ueberfluß. Witz will nicht gesucht sein, Geld will sehr gesucht sein, und doch wird beim Geld der redliche Finder belohnt und beim Witz der redliche Finder bestraft! Witz schlägt, Geld wird geschlagen, und doch ist derjenige, der Witz besitzt, mehr geschlagen als derjenige, der Geld besitzt. Witz vergleicht alle Gegenstände mit einander, Geld entzweit alle Gegenstände. Wer Witz besitzt, der theilt gerne aus; wer Geld besitzt, theilet nicht gerne aus. Wer Witz hat, verschafft dem, der Geld hat, Unterhaltung; wer Geld hat, verschafft dem, der Witz hat, keinen Unterhalt! der beste Witz wird oft schlecht aufgenommen, aber auch das schlechteste Geld wird stets gut aufgenommen. Der Witz trägt gewisse Zinsen, die sehr unsicher machen; das Geld trägt sichere Zinsen, die sehr gewiß machen. Der Witz verschafft sich selten eine Obligation; das Geld ringt nach nichts als nach Obligationen. Witz ist eine Pointe ohne Metall; Geld ist ein Metall ohne Pointe. Witz ist ein Geld, das nur mit dem Geiste geprägt wird; Geld ist ein Witz, den man mit den fünf Fingern greifen kann. Beim Witz geben die Falschmünzer Fremdes für Selbstgemachtes aus, beim Geld geben die Falschmünzer Selbstgemachtes für Fremdes aus. Beim Witz geht der angeerbte am wenigsten aus, beim Geld geht gerade das angeerbte am leichtesten aus.

Es ist mir also begreiflich, daß ich nicht Geld und Witz beisammen habe; aber es ist mir blos unbegreiflich, warum ich keinen Witz habe, da ich doch kein Geld habe, oder warum

ich kein Geld habe, da ich doch keinen Witz habe. Ich möchte nur wissen, was ich früher nicht gehabt habe, kein Geld oder keinen Witz? Es wäre mir interessant, das zu wissen; denn habe ich früher kein Geld gehabt und dann keinen Witz, so hat der Witz recht gehabt, daß er zu keinem armen Teufel ziehen wollte; habe ich aber früher keinen Witz gehabt, so begreife ich das Geld, warum es nicht bei mir einkehrte, wo es nie gewitzigt worden wäre.

Wie glücklich bin ich, daß ich weder Witz noch Geld habe; denn wenn ich Witz hätte, ich läge vielleicht in Ketten und Banden, und wenn ich Geld hätte! ich wäre vielleicht schon verheirathet!

Fünf und dreißig tausend Gulden! „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!" Nein, so ein schlechter Schriftsteller bin ich nicht, daß ich so viel Geld haben soll! Fünf und dreißig tausend Gulden! dazu gehört ein entschiedenes Talent zur Talentlosigkeit! Fünf und dreißigtausend Gulden einem Schriftsteller? Nein, meine verehrte Dorfzeitung, so sehr erkennt das Geld seinen Beruf nicht!

„Nehm' ihn zurück den Vollmachtsbrief zum Glücke,
Ich bring' ihn unerbrochen Dir zurücke!"

Nimm sie zurück, ich begnüge mich mit dem Bewußtsein in Ermangelung vom Bewußthaben; nimm für deinen guten Willen meinen Witz, denn Undank ist der Welt Lohn!

Naturgeschichte der Mädchenjahre.

1. Die Luftschlösserjahre.—2. Die Kartenhäuserjahre. —3. Die Versorgungshausjahre.—4. Die Strohhüttenjahre.—5. Die Verzweiflungsjahre.—6. Die „Hol's der Teufel"-Jahre.

1. Die Luftschlösserjahre.

Bis zum sechszehnten Jahre sind alle Mädchen Engel. Von

dem Lichte, welches Umgebung und äußere Verhältnisse in ihnen und um sie verbreiten, hängt es ab, ob sie Engel des Lichtes oder Engel der Finsterniß werden.

Ein Mann hat um diese Zeit seine Flegeljahre, allein bei dem weiblichen Geschlechte verschmelzen diese Jahre in einen Gemüthszustand von Dämmerung, in ein Nebeln und Schwebeln, und das Herz eines Mädchens in diesem Zeitraum gleicht unsern lyrischen Produkten, in welchen Gefühl und Unsinn, hysterische Bläße und rosafarbne Dunkelhaftigkeit neben einander wohnen.

Erst mit dem sechzehnten Jahre tritt das weibliche Herz aus der Stiftshütte von Träumen, und aus dem Spinnhause nicht verstandener Gefühlsfäden in die Schule des Lebens, in eine Schule, in welcher leider das Examen erst dann vor sich geht, wenn das Leben kein Diplom und keine Preise mehr zu vertheilen hat.

Mit dem sechzehnten Jahre der Tochter fängt die eitelste und gefallsüchtigste Mutter, so gerne sie erst selbst für nicht viel über sechzehn Jahre gelten möchte, doch an, einzugestehen, daß „das Kind erstaunlich groß und unbegreiflich früh reif" wird.

Von diesem Augenblicke treten die Mädchen ihre Luftschlösserwelt an, und, indem sie von Phantasie und Einbildung große Summen aufnehmen, fangen sie ihren Bau an, und bauen, wie die meisten Bauherren, größtentheils auf eine Masse von Einwohnern, die theils neben-, theils nacheinander die Schlösser bewohnen sollen.

Jedes Ruhekissen, auf das sie ihr nachdenkliches Köpfchen hinlegen, wird zum ersten Stockwerke dieser himmelansteigenden Schlösser, und jeder Held aus dem eben gelesenen Roman macht die geflügelte Besatzung dieser Schlösser aus.

Vom sechzehnten bis zum neunzehnten Jahre sind

die Luftschlösserjahre. Wehe dem Mann, der sich den Bauenden naht, wenn er nicht Diamanten als Ziegelsteine, Rang und Würden als Stukkatur, glänzende Aussichten als Fensterscheiben, und Ruhm, Größe, Glanz als pompejanische Wandgemälde zu diesen Luftschlössern liefern kann!

Am aufgethürmten, schwindelhohen Luftschlosse sitzt die schöne, junge, hoffnungsblühende Erbauerin, und präludirt und singt:

„In meinem Schlößlein ist's gar fein,
Komm' Ritter, kehre bei mir ein!“

Aber, ach, wir haben keine Ritter mehr, wir haben blos Reiter; und diese irrenden Ritter springen höchstens über eine zwei Fuß hohe Barriere, aber nicht über die Barrieren der Convenienz, und daher kommt es, daß kein Reiter-Ritter in das Luftschloß sprengt, und es von seinem Wolkenkukuks-Heim in die wirkliche Welt hinüberbaut, und die Erbauerin mit demselben. So bleiben denn die schönsten Luftschlösser unbewohnt, und, meine lieben Leserinnen, in einem Luftschlosse ist es kalt und öde und unheimlich zu wohnen, besonders für ein junges Mädchen, und ganz allein!

Wie oft werden in diesen drei Jahren die Luftschlösser umgeändert, überbaut, mit andern Pfeilern und Säulen verziert und in andere Luftregionen verpflanzt, aber nirgends will der Schloßherr aus der Erde springen, und keine Wirklichkeit macht das Phantom bewohnbar! Endlich mit dem neunzehnten Jahre fängt die Phantasie an, nach etwas Haltbarerem als Luft-Baumaterialien zu greifen, und es beginnen

2. Die Kartenhäuserjahre.

Die Häuser werden doch nicht ganz auf Nichts gebaut, wenn sie auch nicht auf festen Grund und Boden aufgeführt

werden, so ist es doch ein dichter Gegenstand, auf dem sie errichtet werden. Die Mädchen fangen an, mehr in die Breite als in die Höhe zu bauen; sie sehen schon mehr auf den Platz, den sie brauchen, als auf den Raum, den sie einnehmen möchten. Man fügt sich etwas williger dem Stoffe, der einem zu Gebote steht. Man giebt hier zu, und läßt dort nach. Es stürzt ein Kartenhaus nach dem andern ein; wenn die geschäftige Baumeisterin zu hoch hinaus will, so hält es nicht, das ganze Gebäude fällt ineinander, und es müssen andere Karten zu einem soliden Hause geholt werden. Da lernen die Mädchen behutsamer bauen; sie sehen, daß man nirgends anstoßen, nicht ungeheuer von sich blasen, und recht sachte und obachtsam zu Werke gehen muß, wenn man ein solches Kartenhaus aufführen will! Sie lassen sich die Mühe nicht verdrießen, einen Bauplan zehn und zwanzigmal zu erneuen, wenn ein Windstoß, ein böser Luftzug den Bau zehn und zwanzigmal über den Haufen geworfen hat. So ein Kartenhaus ist freilich solider und wohnlicher als ein Luftschloß, allein es sind doch nur Kartenhäuser, wenig Männer werden versucht, ihr ganzes Leben in einem Kartenhause zu wohnen! Das ist wohl Glätte von außen, und buntes Bildwerk von innen, aber es ist nicht fest gefügt, nicht hub- und heb-fest, nichts auf festem Grund, die Männer verweilen lachend einen Augenblick bei der noch immer schönen Erbauerin solcher Kartenhäuser, aber sie werden keine Einwohner bekommen, das dreiundzwanzigste Jahr kömmt heran, und mit ihnen:

3. Die Hausmannsjahre.

Die Luftschlösser waren bei der undankbaren Welt nicht assekurirt, und die Kartenhäuser waren auf Sand gebaut; das

Leben wird aber immer sorglicher, die Jahre kälter, die Gesinnung schwalbenmäßiger, häuslich, in den flatternden Zipfel der Jugend ist nur noch ein Stückchen Frühling mit sparsamen rothen Fäden eingemerkt, und Alles ruft aus dem Mädchenherzen: „Ehe, kehr' ein, denn es will Abend werden!" und da, auf diesem Wendepunkt des Krebses, fangen die Mädchen an, sich blos Versorgungshäuser zu bauen.

Die Versorgung über die Versorgung fängt an, und die Bauwuth ist von der schwindelnden, bunten Höhe der Luftschlösser bis in die mausfarbene Region eines kleinen häuslichen Lebens versunken, wo eigener Herd und Küche den Grundriß ausmachen.

In diesen Jahren von 25 bis 28, da fangen die Paradiesvögel, die vom Thau der Hoffnung lebten, und ohne Füße zwischen Himmel und Erde flatterten, allmählig an, die zarten Füßchen auszustrecken, um auf der lieben, prosaischen Erde, wo die Männer wachsen, festen Boden zu fassen. Leider fangen in diesem Jahre schon an, die Freierschwalben sich zum Abzug aus den herbstlichen Tagen zu rüsten; die Männer, die eine häusliche Versorgung lieben, tragen Bedenken, ob Wesen, die einige Jahre in Luftschlössern und einige Jahre in Kartenhäusern, möblirt mit dem kostbaren Geräthe ihrer Einbildung, zu wohnen gewohnt waren, lange und reell zufrieden bleiben würden in dem einfachen Versorgungshause eines bescheidenen Looses, und so nahet denn oft das 28. Jahr unter Zagen und Bangen, unter Harren und Hoffen, unter Sehnen und Täuschen heran, und da beginnen:

4. Die Strohhüttenjahre.

Vom achtundzwanzigsten bis zum einunddreißigsten Jahre sind die drei parforce-romantischen Jahre, wo die Mädchen endlich auf Luftschloß, Kar-

tenhaus und Versorgung verzichten, aus der Noth eine Tugend, und aus der Heirathsucht eine bloße Lieb-, Schmacht- und Sehn-Sucht machen! Sie wollen nichts als ein liebendes Herz und eine „Strohhütte!“

In frühern Zeiten fanden sich bei den Mädchen diese Strohhütten-Phantasien nur im Paroxismus des frühen Jugendfiebers ein. Da waren es blos die Schneeglöckchen unter den Mädchen, die zarten Mägdlein, welche vor dem Frühling aus der Gefühlsdecke in die romantische Welt hineinwuchsen, die, großgezogen an Fouqué's blauflämmlicher Minne, an Lafontaine's taubenfütterndem Insichsehnen, und an Clauren's butterflüssiger Dahingebung, dieses Sehnen und Drängen nach dem Lande, wo die Strohhütten blühen, in sich verspürten.

Jetzt aber finden wir diese Strohhütten nicht mehr am Eingange in die Mädchenjugend, sondern am Ausgange, und die Mädchen flüchten sich nur dann hinein, wenn sie schon zu lange leeres Stroh gedroschen haben. Dann werden blos Herz, Gefühl, Liebe, Austausch der Gefühle, inniges Erkennen u.s.w. als die reellen Güter der Ehe betrachtet, und man will ja weiter nichts, als ein liebendes Herz, um sich an-, und eine Strohhütte, um sich einzuschließen!

Aber, ach, du mein lieber Himmel! Strohhütten findet man zu achtundzwanzig Jahren wohl im Nothfalle noch manchmal, aber liebende Herzen sind in dieser Gegend sehr selten! Die „liebenden Herzen“ bekömmt man blos am Morgen des Lebens auf dem Wochenmarkt der Männer! Liebende Herzen muß man zum Gabelfrühstück nehmen, und nicht zur Abendsuppe! Und so kömmt denn das einunddreißigste Jahr und mit ihm:

5. Die Verzweiflungsjahre.

Das Schrecklichste der Schrecken ist ein Mädchen, das schon daran verzweifelt, ob es einen Mann bekömmt und doch à tout prix einen haben will! Wie jeder Mensch fürchterlich ist, der von Menschen oder vom Schicksal bis zur Verzweiflung getrieben wird.

In diesen Verzweiflungsjahren muß man ihnen aus dem Wege gehen, wenn man nicht angefallen sein will. Da sind sie fürchterlich, da gilt Gewalt und Faustrecht und Ueberfall! „Ein Mann!" ist die Loosung, das Feldgeschrei: was er ist, wer er ist, wie er ist, was er hat, ob er was hat, das thut Alles nichts zur Sache.. Von den Hülfszeitwörtern „Sein" und „Haben" ist es ihnen genug, wenn er nur ist und sie ihn nur hat.

Ich rathe allen Männern, den Mädchen in den Verzweiflungsjahren nicht zu nahe zu kommen, denn auf jeden Fall setzt es einen harten Kampf!

Diese Verzweiflungsjahre dauern bis in's sechsunddreißigste, dann an diesem Eckstein, an dieser kalten, steinernen, eckigen Grenzsäule aller Hoffnungen beginnen:

6. Die „Hol's der Teufel!"-Jahre.

Im sechsunddreißigsten, da, nach jahrelangem Ringen, Hoffen, Zweifeln, kömmt die eiserne, nothwendige, nicht mehr zu umgehende Entsagung!!!—Nach einem furchtbaren Kampfe unterschreiben sie in sich, an sich, die furchtbar schmerzliche Entsagungs-Akte, und sagen endlich:

Hol's der K..ckuck!

Wie Marius auf den Trümmern von Carthago sitzen sie auf den Ruinen von allen Luftschlössern, Kartenhäusern, Versorgungshäusern und Strohhütten, hinter ihnen raucht die Brandstätte aller ihrer Wün-

sche und Hoffnungen auf, und vor ihnen liegen die langgestreckten Pampas, die ungeheuren Grasebenen ihrer Zukunft, und hier auf diesem Bileamspunkte ihres Lebens, hier entsagen sie, reißen sie alle Erwartungen aus ihrem Herzen, und werfen sie wie überflüssiges Zeug hinter sich, und rufen aus:

Hol's der Kuckuck!

Aber mit diesem Resignationsruf schwören sie blutigen Haß allen Männern, und grimmige Rache allen Frauen und Mädchen! Sie weihen ihr Leben nun ganz wie die Pampas-Indianer, der blutigen, wilden, schonungslosen Menschenjagd in den Pampas ihrer künftigen Jahre! Sie schleifen ihre Lippen um zu Sicheln, und ihre Zungen zu Schwertern! Sie metzeln alle Männerliebe, alle Mädchentreue, alle Frauentugend nieder! Sie zerfleischen Alles, was liebt, geliebt hat und lieben wird, mit den Zähnen; sie waschen sich in dem Blute Aller, die heirathen, geheirathet haben oder heirathen wollen; sie waten in dem vergossenen guten Ruf von Mädchen, Frauen und Wittwen; sie scharren todte Skandale aus dem Grabe der Vergessenheit!

Gott behüte jeden guten Namen, jedes gute Mädchen, jede treue Liebe, jedes redliche Verhältniß der Mädchen in diesen Jahren!!

Die wehmüthige Inschrift.

Wieviel Trauerspiele gehen jährlich über die Bretter, wie vielmal citiren Tragödienschreiber das Geschick, das dröhnende Schicksal, wie vielmal beschwören Novellen- und Jammerscenen-Erfinder das vernichtende Unglück, allein dennoch ist das Leben reicher an herzzerreißenden Begebenheiten, und jede Sekunde führt eine tragische Katastrophe herbei, und in jeder

Minute wird irgendwo ein gräßliches, vernichtendes Trauerspiel aufgeführt für irgend ein menschliches Herz!

Freund Leo kam und bat mich, ich möchte ihn nach Ofen begleiten, er wolle seine Braut an ihrem Geburtstage überraschen. Er hatte sie längst auf's zärtlichste geliebt und hatte Gegenliebe erhalten; nach langen Stürmen winkte ihnen das Glück der Vereinigung. Es war eine der glühendsten und innigsten Zuneigungen von beiden Seiten. Er freute sich und jubelte bei dem Gedanken, wie er an ihrem Geburtstage in ihr Zimmer treten und sie überraschen wollte. Ich begleitete ihn. Wir nahmen Postpferde, und der ganze Weg war bei Leo nichts als die Vorfreude einer großen Freude, ein durchflogener Vorhimmel und eine Ouverture jener innigen Seligkeit, einem geliebten Wesen eine freudige Minute bereiten zu können.

Wir waren frühzeitig von Wien weggefahren und kamen am andern Mittage zwischen drei und vier Uhr in Ofen an. Die ungeduldige Sehnsucht Leo's nahm zu, je näher wir dem Ziele seiner Wünsche kamen, und als wir in die erste lange Gasse hinter Alt-Ofen hineinfuhren, war er kaum mehr im Wagen zu halten.

Es mußte uns daher doppelt unangenehm sein, in dieser engen Gasse von einem Leichenzuge, der uns entgegen kam, aufgehalten zu werden. „Es ist doch recht fatal," sagte Leo, „und berührt mich obendrein recht unangenehm." Der Leichenzug kam näher, der Sarg, die Blumenkränze, alles zeigte an, daß es ein jungfräuliches Wesen war, welches seinen letzten Gang machte. Die Leidtragenden kamen. Leo zitterte an Leib und Seele, es war die Familie seiner Braut, er stürzte aus dem Wagen: „Wen begräbt man da?" fragte er einen der Mitgehenden. Man nannte ihm den Namen

seiner Braut.—In drei Tagen wurde die schönste, vollste Blüthe des üppigsten Lebens eine Beute des Todes.

Leo's Schmerz grenzte an Wahnsinn. Jemanden in einem solchen Augenblicke trösten wollen, ist eben so fad, als zwecklos. Ich geleitete Leo zu seiner in Ofen wohnenden Familie, die nicht minder gebeugt und trostlos war.

Ich war heftig erschüttert durch den bittern Hohn des Schicksals, durch die tragische, ja ironische Vernichtungs-Idee des Zufalls. So wie bei einem Erdbeben alle alten Risse und übermauerten Spalten eines Hauses wieder neu aufklaffen, so rüttelte diese erschütternde Scene alle alten Schmerzen in mir auf, und schmerzliche Risse, die früher durch mein Herz gingen, wurden wieder aufgerissen. Ich war durch und durch in einer nervösen, empfindlichen Stimmung, und so verließ ich Ofen wieder, da mich meine Angelegenheiten nach Wien riefen, und Leo blieb bei seiner Familie zurück.

Es war ein düsterer Novemberabend, düster wie meine Stimmung. Graue Wolken jagten sich wie unfreundliche Erinnerungen durch den Himmel. Die Ebene zwischen Raab und Wieselburg lag wie ein trauriger Gedankenstrich da, und die Donau, welche sich rechts bald sehen ließ, und in tausend Krümmungen sich wieder verlor, warf einen grauen, melancholischen Himmel auf die noch mehr melancholische Erde zurück. Es wurde immer dunkler, und endlich Nacht und stockfinster. Ein Sturmwind erhob sich, und mein Kutscher und ich, wir waren froh, als wir gegen 10 Uhr ein einsam gelegenes Wirthshaus, zwischen „Hochstraß und Wieselburg," genannt „Baratfó," erreichten. Wir fuhren hinein, unter eine gedeckte hölzerne Hütte, die mitten im Hofe stand. Nach langem Pochen kam ein häßliches Weib mit einer kleinen Laterne, und nach einer Viertelstunde wurde mir ein Zimmer aufgeschlossen und Licht gebracht. Zu essen war nichts

da, und ich beschloß sogleich zu Bette zu gehen, da ich sehr früh wieder weiter wollte.

Es war eine unheimliche graue Stube, mit lockern Dielen. Die losen Fenster klirrten, und der Wind pfiff durch Thür- und Fensterspalten. Auf meinen Augen lag betäubender Schlaf, und drückende Verstimmung auf meinem Gemüth. Ich nahm die düster brennende Kerze, untersuchte die Thüren, die Fenster, die Dielen, legte meine Terzerolen auf einen Stuhl an meinem Bette, warf meine Hirschlederdecke und meinen Mantel auf's Bett und legte mich nieder. Ich war eben im Begriff, das Licht auszuthun, als ich eine Inschrift gewahr wurde, die mit rothen Buchstaben auf der Wand bei meinem Bette geschrieben war. Ich nahm das Licht und las:

„Unglücklicher, der du nach mir diese Stelle betrittst, gedenke in Wehmuth an eine Unglückliche, welche hier eine Nacht voll unsäglichen Jammers verbrachte."

Ein ganzes Heer von Gedanken, Muthmaßungen und Vorstellungen über diese sonderbar wehmüthige Inschrift stürmte durch meinen wirren, trägen und schlafbetäubten Kopf.

Ich malte mir tausend Bilder aus, wer die Unglückliche wohl gewesen sein mag, was sie litt, welche traurige Nacht sie hier verlebt haben mag u.s.w.

Ich sah sie bald blutig und ermordet, bald siech und leidend, bald in Verzweiflung und Angst vor mir; bald stellte sich mir die Gestalt einer niedergebeugten, verhöhnten Frau, bald das blühende Leben eines jungen, leidenden Mädchens vor die geschlossenen Augen. Zwischen Schlaf und Wachen kämpfend, zogen verworrene Gruppen vor meiner Phantasie vorüber. Ich dachte wach zu bleiben, doch die ermüdete Natur behauptete ihre Rechte, und ich schlief ein. Der Schlaf brachte mir die fürchterlichsten Bilder; bald sah ich ein schönes, junges, blühendes Mädchenhaupt unter dem Beile der

Mörder; bald ein paar sanfte, weinende Augen, die auf der Leiche eines Geliebten in Thränen überströmten; bald ein sterbendes Kind, und an seinem Bette eine in Thränen zerfließende Mutter u. dgl. m.

Da war es mir, als rauschte es unter den Dielen; ich fuhr zusammen. „Wer da?"—Tiefe Stille folgte. Mein schlaftrunkener Zustand ließ mich gleich darauf wieder in jenen Zustand zwischen Bewußtsein und Bewußtlosigkeit zurückfallen, in dem wir alle Dinge um uns sehen und hören, und uns ihrer doch nicht bewußt sind. Bald darauf fing der Wirwarr unter den Dielen wieder an, lauter, anhaltender und vernehmlicher. Die Thüre eines Seitenschrankes schien aufzugehen und Jemand herauszutreten.

Schritte wurden deutlich vernehmbar, sie näherten sich meinem Bette. Ein Alpdrücken hielt meine Glieder gefesselt, ich konnte mich nicht regen, nach langer Anstrengung preßte mir die Angst einen lauten Schrei aus und ich erwachte.—Alles still. Ich lauschte lange vergebens. Wiederum fiel ich in die schwere Haft des schweren Halbschlummers, und nach einer kleinen Pause dieselbe Wahrnehmung. Feste Männertritte erschollen nun ringsum, gingen hin und her, und näherten sich meinem Bette; Angst, Schreck und Betäubung machten mich zu jeder Regung unfähig; nun kam's dicht an das Bett, und ich fühlte ein Zerren an der Decke. Hier verlor ich das Bewußtsein; es klopfte an die Thür, das erweckte mich; ich sprang empor: „Wer da?" Es war Tag, mein Kutscher weckte mich, um den Weg weiter fortzusetzen.

Gebadet in Schweiß, raffte ich mich von meinem wüsten Lager empor, ich sann zurück und wußte nicht, ob schwere Träume, ob niedergedrückte Stimmung, schweres Blut ihr Spiel mit mir getrieben, oder was sonst in der Nacht vorgegangen sein mag.

Ein Blick auf die Wand führte mir die wehmüthige Inschrift wieder in die Augen und überzeugte mich, daß wenigstens die erste Hälfte meiner nächtlichen Erinnerung Wahrheit ist.

Ich nahm meine Bleifeder aus der Brieftasche und schrieb unter diese Inschrift folgende Worte:

„Unglückliche Ungekannte, die du hier littst, ich habe dir eine mitfühlende Thräne geschenkt; vielleicht finden wir uns einst dort: „wo keine Thräne wird geweint.“—

Der Wagen war angespannt, ich bezahlte die Rechnung und die alte häßliche Magd schien mich fragend und boshaft anzugrinsen. Ich eilte aus dem unheimlichen Zimmer, warf mich in den Wagen und fuhr ab.

Auf der Fahrt von da bis nach Wien beschäftigte mich das Nachdenken über diese Inschrift.

In Wien verdrängten bald die Geschäfte des Lebens, Zerstreuungen, alle die bewegten Bilder der Geselligkeit das Andenken an jene Schauernacht, und sie wäre gewiß bald ganz in den Hintergrund meines Gedächtnisses zurückgetreten, wenn nicht ein ganz eigener Zufall mir sie wieder auf's lebhafteste in's Gedächtniß zurückgerufen und mir Aufschluß über jene Inschrift gegeben hätte.

Ich war auf das Landhaus der Frau von Z. zu einer Garten-Unterhaltung gebeten. Es war ein Kreis von munteren Herren und schönen Damen da. Unter Letzteren zeichnete sich Fräulein von *** durch Anmuth und Geist, und durch eine romantische, schwermüthige Blässe ihres freien, edlen Antlitzes aus. In ihrem Blicke lag eine wehmüthige Färbung, die unwillkührlich zu ihr hinzog.

Wir waren Alle in der fröhlichsten Stimmung. In dem nach allen Seiten offenstehenden Gartensalon stand ein herrlicher Flügel; es wurde musicirt, gesungen, gelesen,

gescherzt, gelacht, und tausenderlei anmuthiger Muthwillen getrieben.

Fräulein von ***, die blasse Schöne, war die lebhafteste, und ihre Lebendigkeit, die Regsamkeit ihres Geistes, die schalkhafte und unerschöpfliche Weise ihrer erfinderischen, fröhlichen Laune, riß Alles unwillkürlich mit sich fort, und erhöhte die Regsamkeit und Empfänglichkeit der ganzen Gesellschaft.

Ein plötzlich am Horizont aufgestiegenes Ungewitter nöthigte uns, aus dem Gartensalon zu flüchten, und im Landhause selbst, im großen Gesellschaftssaale Zuflucht zu suchen.

Die Fenster und Fensterläden wurden zugemacht, es waren viele Frauenzimmer da, welche große Furcht hatten und vor Angst zitterten.

Ich erinnerte mich an eine ähnliche Scene im Werther, und theilte diese Erinnerung dem Fräulein *** mit.

„Ach ja!“ rief sie in ihrer gewohnten Lebendigkeit aus, „ach ja!“ und wir wollen dasselbe Mittel versuchen, um die Gesellschaft zu zerstreuen: geselliges Spiel!“—Ich war gleich bereit mitzuhelfen; im Nu war ein Kreis von Stühlen gesetzt, die Runde gemacht, und die ganze Gesellschaft von dem neuen Vorhaben unterrichtet.

Man war froh, ein lärmendes Spiel finden zu können, denn die Donnerschläge tönten immer stärker und schneller aufeinander. „Wir spielen: „Zählens!“ parodirte Fräulein von *** Goethe's Lotte.—„Bravo!“ erwiederte ich, „wenn Sie Lotte sind, so bin ich Werther!“—„Mit Vergnügen!“ lachte die Schalkhafte, „Sie wissen aber, daß Werther beim Spiele sagte: „und mit Entzücken bemerkte ich, daß die Ohrfeige, die ich bekam, stärker war, als alle übrigen!“— wenn Sie also auf diese Gefahr hin Werther sein wollen, so—;“ hier machte sie eine bedrohliche schalkhafte Bewegung mit ihrer kleinen, weißen, geisterblassen Hand.

„Nun,“ erwiederte ich ebenfalls lachend, „wenn Lotte ein solches Elfenhändchen hatte, wie Sie, so war das Entzücken gerecht, und ich will es schon wagen!“—

Unter ähnlichen allgemeinen Scherzen und Spielen wurde das Spiel fortgesetzt. Es kam Alles an die Reihe, denn jedes Spiel durfte nur einmal in die Runde gehen.

Endlich schlug eine Dame aus der Gesellschaft vor, jeder nach der Reihe sollte ein kleines Abenteuer aus seinem Leben, aus seinem Lieben, aus seinem Treiben, seinen Reisen u.s.w. erzählen. Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall.

Ich als Schriftsteller mußte den Anfang machen. Mir fiel in dem Augenblicke nichts ein, was kürzer zu erzählen gewesen wäre, als die peinliche Nacht, die ich in Baratfó zubrachte, und die räthselhafte, wehmüthige Inschrift, die einen solchen schauerlichen Eindruck auf mich machte. Ich malte meine Erzählung wahrscheinlich mit lebendigen Farben, trug auf wie ein Melodramendichter oder wie ein französischer Novellist.—Die sämmtliche Gesellschaft schien ergriffen, und eine junge Dame fragte: „und wie lautete denn die Inschrift wörtlich?“—Ich wiederholte sie: „Unglücklicher, der du nach mir diese Stelle betrittst, denke in Wehmuth an eine Unglückliche, welche hier eine Nacht voll unsäglichen Jammers zubrachte.“

Ich hatte kaum geendet, so stand Fräulein *** auf, drückte das Taschentuch vor die Augen, und—wer schildert meine Ueberraschung?—citirte mit weinender Stimme die Unterschrift, welche ich unter jene Worte setzte:

„Unglückliche Ungekannte! die du hier littst, ich habe dir eine mitfühlende Thräne geschenkt, vielleicht finden wir uns einst dort: wo keine Thräne wird geweint!“—

Ich sprang tief erschüttert auf, stürzte auf das Fräulein zu, ergriff in höchster Bewegung ihre Hand: „Um Gotteswillen,

mein Fräulein, Sie? Vergeben Sie, wenn ich vielleicht eine gräßliche Erinnerung— —.“ Da nahm sie das Tuch von den Augen und fing laut zu lachen an! Ich war wie versteinert.—Sie konnte sich vom Lachen kaum erholen. Die ganze Gesellschaft umringte uns und bestürmte sie mit Fragen um die Aufklärung dieses sonderbaren Zufalls.

Sie kam endlich dazu, sich zu erholen, und—vom Lachen oft unterbrochen—Folgendes zu erzählen.

Sie war ungefähr einige Wochen vor der Zeit, ehe ich jene Reise machte, mit einem Lohnkutscher von Wien nach Kaschau gereist, um dort eine Anverwandte zu besuchen. Sie hatte Niemanden bei sich, als einen alten, treuen Diener ihres Hauses.

Sie kamen am ersten Tage nicht weiter, als bis an das erwähnte Wirthshaus an der Heerstraße: Baratfó. Sie ließ sich ein Zimmer aufsperren, und der Diener faßte Posto auf dem Wagen, um die Effecten zu bewachen. Sie legte sich zu Bette und war kaum entschlummert, als sie ein eben solches Gehen und Kommen hörte, sich aufrichtete, und Alles wurde still. Das Ding erneuerte sich alle Augenblicke, als endlich der Mond aufging, und sie bei seinem hellen Lichte das entsetzlichste Schauspiel sah. Ein ganzes Herr von großmächtigen Ratten stieg aus einem Seitenschranke, und überdeckte das Zimmer. Sie trabten auf und ab, als ob sie Stiefel an hätten.*

Sie stiegen rasch auf den Tisch und verzehrten die Ueberreste des Abendbrodes, dann gingen sie philosophisch auf und ab, näherten sich dann in Schaaren dem Bette und machten Anstalt Sturm zu laufen. Furcht, Grauen und Ekel erfüllten die zitternde Besatzung des Bettes; sie fing an, sich gegen die

* Die Größe und die Heldenmüthigkeit der Ratten in Baratfó sind eine historische Berühmtheit.

Belagerer zu vertheidigen. Polster, Leuchter, Lichtscheere, Geldbörse u.s.w. flog von der Federfestung unter die stürmenden Feinde, und verschaffte augenblicklichen Waffenstillstand. —Allein, das dauerte nicht lang, sie rückten wieder an; Fräulein *** richtete sich im Bette empor, warf noch alle Bilder, die da hingen, hinab auf die verwegenen Ratten, welche durchaus vom Sturm nicht ablassen wollten. Der Kampf dauerte bis gegen Morgen, wo der Diener anpochte, die Magd des Hauses von Außen aufschloß, und das Mineur-Corps Reißaus nahm.—Das Fräulein war halb ohnmächtig und erschöpft, doch ihre unversiegbare Laune knüpfte auch daran einen losen Streich. Sie schrieb jene Inschrift und reiste ab. Als sie zurückreiste, ließ sie sich aus Neugier das Zimmer aufsperren, und war nicht wenig überrascht, ihren spitzbübischen Streich gelungen, und eine rührende Unterschrift unter der ihrigen zu finden.

Sie war nicht wenig neugierig, zu wissen, wer der empfindsame Narr gewesen sein mag, der in diese sentimentale Falle ging.

Jetzt klärte sich das Ding auf: ich war der sentimentale Narr gewesen!

Ein unauslöschliches Gelächter zog durch die Gesellschaft; Alle hänselten mich, und hingen mir eine witzige Schlappe an.

Das Fräulein *** lachte und sprach! „Nun, wir haben uns aber wirklich gefunden dort: „wo keine Thräne wird geweint!"

„Bösewicht!" erwiederte ich sehr böse.—Sie blieb es nicht.—

Ein Löffel Polenta!

Herr Hummerfutterer hat nur eine Leidenschaft, er ladet sich gerne manchmal einen Freund auf einen „Löf-

fel Polenta" ein. Frau Hummerfutterer hat auch nur eine Leidenschaft, sie giebt nicht gerne Jemanden einen Löffel Polenta, und Fräulein Mizi Hummerfutterer hat auch nur eine Leidenschaft, sie ißt nämlich selbst gar zu gerne einen Löffel Polenta, aber immer denjenigen, den ein Anderer bekommen soll.

Ich war dazu bestimmt, zwischen diesen dreien sich kreuzenden Löffel-Leidenschaften grausam in die Mitte geworfen zu werden.

Essen Sie doch Mittwoch einen Löffel Polenta bei mir!" sagte Herr Hummerfutterer, und ich sagte: „Ja!"— Mittwoch früh erschien der Bediente von Hrn. H. mit einer Empfehlung der Frau von Hummerfutterer, und es thäte ihr sehr leid, aber sie habe sich gestern Abends erkältigt, liege im Bette und würde sich das Vergnügen ein andermal erbitten. Zwei Stunden darauf traf ich Frau von H. auf der Seilerstadt, wo sie einen Sack Polenta-Mehl einkaufte. Sie sah mich nicht; aus Malice ging ich auf sie zu: „Ich schätze mich glücklich, gnädige Frau, Sie schon außer Bett zu sehen; wie geht's, meine Verehrte?"—„Ach," erwiederte sie, „ich habe mich gewaltsam aus dem Bette gerissen und muß mich gleich wieder niederlegen; wie sehr bedaure ich. Aber versprechen Sie mir, daß Sie nächsten Montag einen „Löffel Polenta" mit uns essen!"—Ich versprach es.

„Montag früh kam der Bediente des Herrn von Hummerfutterer, „sein Herr fühle sich ganz unglücklich, allein Fräulein Hummerfutterer habe plötzlich zu einer todtkranken Freundin nach Baden müssen, und sie wollte das Vergnügen meiner Gesellschaft doch auch genießen!"—Ich bedauerte sehr.

Nachmittag ging ich zu Guerra's, und kam gerade neben Frau und Fräulein von Hummerfütterer zu sitzen. „Stellen Sie sich vor," sagte Frau von H., „eben wollte sich meine

Mizi auf den Wagen setzen, da bekommen wir die Nachricht, daß ihre Freundin, dem Himmel sei's geklagt, gestorben ist! —Ich habe doppelt bedauert! Allein jetzt versprechen Sie mir, daß Sie künftigen Freitag sicher auf einen „Löffel Polenta" kommen!"—Ich versprach.

Donnerstag Abends erhielt ich folgende Zeilen von Herrn von Hummerfutterer: „Es ist wirklich tragisch! Zum dritten Mal muß ich mit Leidwesen auf Ihre Gegenwart verzichten. Meine Frau hat vergessen, daß wir schon seit 14 Tagen auf morgen eingeladen sind, u.s.w."

Am Freitag Morgen begab ich mich zufällig selbst auf den Wildpretmarkt, weil ich zu einem vorgenommenen Picknick zwei Fasanen zu kaufen hatte. Als ich in den Laden eintrat, steht, mit dem Rücken zu mir gewendet, Herr Hummerfutterer, welcher einige Schnüre „kleine Vögerl" in der Hand wiegt und zu der Wildprethändlerin sagt: „Aber Sie müssen sie mir sogleich schicken, denn wir brauchen sie zur Polenta, und wir essen schon um ein Uhr!"

Ich klopfte dem Herrn H. sachte auf die Schulter: „Guten Morgen, liebster Herr von Hummerfutterer, wie befinden Sie sich? Kaufen Sie „kleine Vögerl?"

„Ja," stammelte er ganz blaß, „kleine Vögerl blos,"—

„Aber zur Polenta wahrscheinlich?"

„Ja wohl, aber blos für meine Kinder; ich und meine Frau sind bei ***.—Was sagen Sie zu meinem Unglück! Aber nächsten Dienstag entgehen Sie mir nicht mehr. Da essen Sie einmal einen „Löffel Polenta" bei mir. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort!"

Ich wendete mich darauf zur Wildprethändlerin und sagte ihr ganz laut: „Schicken Sie mir doch nächsten Dienstag früh ein paar Krammetsvögel zu, ich will sie Mittags essen."— Und mit einem derben Händedruck, in dem eine ganze Resig-

nation aller Polenta lag, trennte ich mich von Herrn Hummerfutterer.

Der verhängnißvolle Dienstag kam; es wurde 8, 9, 10, 11, 12 Uhr; kein Diener und kein Brief kam, welche bedauerten.

Es sollte also endlich einmal realisirt werden, das große Unternehmen, ich sollte bei Hummerfutterer's einen „Löffel Polenta" essen!

Ich fand den Tisch schon gedeckt; die Familie Hummerfutterer schon schlagfertig. Die Frau kam mir sogleich entgegen und sagte, ich müßte vorlieb nehmen, es sei kein Diner, blos eine „Wurzelsuppe," blos ein „Löffel Polenta." Wir setzten uns zu Tische, es waren noch zwei junge Hummerfutterer da, Knaben von 8—10 Jahren. Die Wurzelsuppe kam. Frau von Hummerfutterer gab mir zuerst; allein sie verfuhr so oberflächlich, wie eine Kindergrammatik. Sie ließ die Wurzelwörter alle fallen und gab mir nur die Derivativa, die abgeleitete Suppe, die zwar ein lauteres Gewissen besaß, aber sich sonst weder durch Färbung des Styls, noch durch Kraft des Ausdrucks auszeichnete! Desto tiefer aber drang sodann Fräulein Mitzi in die Wurzelwelt ein! Sie fuhr mit dem Löffel in die Schüssel, als wollte sie selbe entwurzeln! Auch die zwei kleinen Hummerfutterer bekamen ihre Portion, daß sie da saßen wie die Wurzelmännchen. Ich dankte der Hausfrau für die ungemeine Klarheit ihrer Mittheilung, indem ich ihr versicherte, daß das Andenken daran in meinem Innern fortwurzeln wird. Fräulein Mitzi hatte indessen solche botanische Bissen gemacht, daß ihr aufgeschnittener Magen gewiß ein wohlassortirtes Linne'sches Kräutermagazin abgegeben hätte. Ich neigte mich zu ihr und sagte: „Mein holdes Fräulein, Sie scheinen eine Vorliebe für das Pflanzensystem zu haben?"

„Ach ja," sagte sie ganz unbefangen, „es ist eine Blut-
:inigung, befördert die Ausdünstung und säubert den Körper!"

Ich war entzückt über diese delikate, naive Natur! In-
vischen waren Fische gekommen. Es waren junge Forellen
)n einem Gareißen und einem Weißfisch, in einer Butter-
ıuce von Baumöl. Es waren blos Köpfe und Schweifstücke.
ch sagte zu Herrn Hummerfutterer: „Solche Fische
nd doch gerade wie Dichter, blos Kopf, und es ist merk-
ürdig, wie sie sich so ohne alle Mittel erhalten!"

Frau von Hummerfutterer hatte mir indessen einen Kopf
ıf den Teller gelegt, allein sie ließ ihn über den Teller ihres
lannes die Reise machen und gerade in dem Scheitelpunkte
.eses Tellers verlor der Kopf seinen ganzen Anhang aus der
ischwelt, und zu mir gelangte nur die äußerste Spitze dieses
opfes. Ich machte dem Herrn Hummerfutterer wieder die
iemerkung, daß mein Fisch eine gute Haut sei, die noch
)endrein es gewiß nicht faustdick hinter den Ohren hat.

Da ich nichts anderes zu beißen hatte, so machte ich beißende
!emerkungen. Mitzi hatte indessen auf ihrem Teller die
usgezeichnetsten Köpfe ihrer Zeit versammelt. Nach dieser
Burzelsuppe, nachdem sie, so zu sagen, so sehr in's Gras ge-
:ssen hat, hätte ich nicht gedacht, daß sie noch so viel beißen
irb. Ich war begierig, aus welchen Gesundheitsgründen
: Fische esse und welche officinelle Kraft dieselben hätten.

„Mein holdes Fräulein scheinen eine Vorliebe für das
isch-System zu haben?"—

„Ach ja, sie verdünnen die Säfte, und machen keinen
ichleim!"—

Ich wendete mich zu meinem Kopfe, indem ich dachte:
wenn solche Köpfe feiern, welch' ein Verlust für mein Jahr-
undert!"

Knrschsplzcher! — Mitzi hatte eine Gräte verschluckt. —

Kochtsratscher! — „Es ein Stückchen Rinde!“ sagte die Mutter, und reichte ihr einen halben Laib Brod hin. Mitzi war indessen an mein Herz hingesunken, und röchelte. Da sprang der Herr Hummerfutterer auf, versetzte ihr plötzlich einen solchen Puff in den Rücken, daß die geschluckte Gräte einen Salto Mortale in die Höhe machte, und mir gerade auf meinen Teller sprang. Es war eine ganze Hirnschale! Mitzi nahm auf diesen Schrecken noch einige obligate Köpfe zu sich, und der Kern der Mahlzeit, die Polenta, kam!

Es war ein kleiner, gelber Berg, in welchem „die kleinen Vögerl“ als Postmeister aufgestellt waren, denn sie wohnten alle wenigstens eine Poststation auseinander.

Herr Hummerfutterer begann vor Freude zu wetterleuchten, und Mitzi zu blitzen; die jungen Hummerfutterers donnerten, und die Frau von Hummerfutterer schlug mit großem Gekrache ein!—Der Löffel fiel wie ein Blitzstrahl auf den Polentaberg!

Die Schlacht begann! Löffel in Arm! Marsch! Vorwärts! Haut ein!

Es war eine furchtbare Schlacht! Es lösten sich alle Bande der Natur! Die kindliche Ehrfurcht wich; Mutterliebe wurde zur Megäre, und der Hausfreund war vergessen!

Herr von Hummerfutterer hatte sich eine kleine Brühl aus Polenta auf seinem Teller angelegt, und auf der Spitze einen kleinen Husarentempel.—Mir legte Frau von Hummerfutterer eine kleine Portion vor, indem sie sagte: „ich weiß, Sie essen so was nicht gerne, und nur uns zu Liebe.“ Auch die Schatten einiger kleiner Vögerl schwebten über meinen Teller, aber sie selbst ließen sich, wie die Wachtel in der Wüste, auf Mitzi's Teller nieder.

Meine Wißbegierde wurde wieder wach, und ich konnte dem Drange nicht widerstehen, zu erfahren, aus welchen diätetischen Gründen Fräulein Mitzi ganze Polenta-Berge ebnet.

„Mein holdes Fräulein scheinen eine Vorliebe des Polenta-Systems zu haben?"—

—„Ach ja, sie nähret sehr, und erweichet die Gedärme."

Ich bewunderte die angewandte Zartheit ihrer practischen Arznei-Seelenlehre, und sah mit stiller Ehrfurcht dem unermüdlichen Fleiße der Polenta-Enthusiasten zu:

„Fünf Löffel sieht man ab und auf,
In Eine Schüssel steigen,
Und schwebt der Eine voll herauf,
Muß sich der And're neigen.
Sie wandern rastlos hin und her,
Abwechselnd voll und wieder leer,
Und trägt einer diesen an den Mund,
Steckt jener in der Schüssel Grund,
Doch wollen sie mit ihren Gaben
Den Gast allein nur gar nicht laben."

Ich hatte bald keine Polenta, und indem ich meinen Löffel beobachtete, der allein ruhte, wo alles arbeitete, wußte ich nicht, ob mich Herr Hummerfutterer auf einen „Löffel Polenta," oder auf einen „Polenta-Löffel" eingeladen hatte, und wäre fast versucht gewesen, ihn einzustecken.

Endlich war das große Werk gethan, ringsum war nichts mehr zu sehen; da sagte Frau von Hummerfutterer: „Sie haben aber gar nichts gegessen!"

Ich aber sagte: „ach, gnädige Frau, ich hab' wirklich genug!"

Herr Hummerfutterer stand ganz vergnügt auf, schüttelte mir die Hand, und sagte: „Nun, Freundchen, wann möchten Sie wieder einmal bei mir einen Löffel Polenta essen?"

Ich hätte ihm auch gerne erwiedert: „Am liebsten sogleich!"—

Ich empfahl mich, Frau von Hummerfutterer bat mich, es nicht übel zu nehmen, wenn die Polenta nicht nach meinem Wunsche gewesen ist; ich ging und sagte: Polenti non fit injuria!

Zwei Wiener Carnevals-Nächte.

„Immer ist's Sonntag, immer dreht
sich am Heerde der Spieß!“
Schiller.

Fröhlich ist man aber auch nirgends, als da, wo sich der Spieß immer am Heerde dreht, in Wien! Die Grundseligkeit dreht sich am Ende doch immer um den Braten, der sich um den Spieß dreht. Wenn sich an jedem Heerde in der Welt täglich ein Spieß drehte, um den sich ein Braten dreht, es wäre Vieles weniger verdreht in der Welt. Je mehr Braten gedreht werden, je weniger Nasen werden gedreht.

Was ist denn am Ende die ganze liebe, große Erde anders, als ein Braten, der sich um die eigene Spießachse dreht, sich an der Sonne braten läßt und mit Menschenschweiß und mit Menschenthränen begossen wird?

Ach, ich habe lange dort gelebt in der Stadt, wo sich die Braten um den Spieß, die Frauen um den Braten und die Männer um die Frauen drehen, und habe lange in anderen großen Städten gelebt, wo man sich um den Heerd der Hyperbildung und Völkerbeglückung dreht, und ich ziehe am Ende jenen Spieß vor; es ist mir doch lieber, wenn sich die Menschen um den sichern Braten, um den sichern Heerd drehen, als wenn sich der unsichere Heerd um den unsichern Braten dreht!

Es war Mittwoch am 24. Januar. Ich sah zu meinem Fenster, im Müller'schen Gebäude, hinaus. Durch das Rothethurm-Thor zog die rollende Wagenburg über die sogenannte Niederlbrücke durch die Leopoldstadt in den Prater. In einem Jantschky, diesem juste-milieu zwischen Fiakern und eigenen Equipagen, nahten sich langsam im Wagenzuge zwei Damen. Ein blendend weißer Atlashut sendete zwei

große Maraboutsfedern aus dem eleganten Schwimmer heraus, als wollten sie das Auffinden ihrer Gebieterin federleicht machen. Ein grüner Sammtpelz verhüllte neidisch das Vorgebirge der guten Hoffnung. Da erhob sich plötzlich der Atlashut und zwei Vergißmeinnicht-blauangelaufene Augen sahen schnurstracks zum Fenster im Müller'schen Gebäude, zu meinem Fenster hinauf. Neben meinem Fenster war keines mehr, keine lebende Seele ringsum, der Blick mußte mir gelten. Noch einmal drehte sich der Hut und noch ein Blick flog wie eine Brieftaube zu mir zurück, und in diesem Blick schien ein Etwas zu liegen, das wie ein Wink, wie ein Wunsch und wie eine Bitte zugleich aussah.

Ich schlug die Augen nieder, die Fenster zu, den Mantel um und stürzte hinter dem Jantschky her. Es kostete nicht wenig Mühe, diesen herauszufinden. Ich sah in alle Wagen und suchte den Atlashut und den grünen Pelz; ich stieß mit meinen Ellbogen mir Bahn durch die wühlende Menge; erhielt auch mehrere gutbeschlagene Rippenstöße Wegzehrung; allein was macht sich ein Poet, der einen Atlashut sucht, aus einigen Rippenstößen? Ich stöberte immer vorwärts durch die Menge, da gewahrte ich meinen Jantschky in der Jägerzeile links vor einem Hause still halten; ich darauf los, aber in dem Wagen war keine Dame mehr. Leer stand er da wie die Muschel, aus der eben Amphitrite gestiegen. Ich sah das Haus an, es war ein Maskenhändler zur ebenen Erde. Gewiß sind sie da hinein, dachte ich, um Masken für die heutige Redoute zu wählen. Ich beschloß, dasselbe zu thun. Ich stieg einige Stufen hinauf und befand mich in Mitten eines Salons voll von bunten Gewändern und Kleidern. Der Saal war abgetheilt: auf der einen Seite eine Abtheilung für Damenmasken und auf der andern eine zweite für Herrenmasken.

Meine Schöne aus dem Jantschky stand wie eine Zauberin unter bunten, absonderlichen Gewändern und Hüllen. Sie erblickte mich und stieß ihre Begleiterin leise an, um sie auf mich aufmerksam zu machen.

Es war eine echte Wiener Schönheit, einladend mit Verschämung, zuvorkommend mit Reservation, lebhaft mit Bescheidenheit, und unternehmend mit Schüchternheit. Der Widerspruch des Characters, der sich in den schwarzen Locken und blauen Augen aussprach, gab schon ihrem ersten Anblicke etwas ungemein Pikantes. Schwarzes Haar ist Autokratie, blondes Haar constitutionelle Regierung; ich möchte sagen, schwarze Haare wollen Leibeigenschaft, blonde Haare Seeleneigenschaft. Schwarze Augen wollen geliebt sein, blaue Augen wollen lieben; aus schwarzen Augen fahren Blitze, aus blauen thauen süße Strahlen. Eva hat gewiß blaue Augen gehabt; wenn sie schwarze gehabt hätte, würde sich Adam nicht haben verführen lassen und wir wären noch im Paradiese; allein was wäre ein Paradies ohne blaue Augen? Ein schwarzes Auge ist eine schöne Sache; manches schwarze Auge hat mich blau anlaufen lassen und es wäre schwarzer Undank, nicht zu bekennen, daß schwarze Augen auch himmlische Augen sind; allein sie sind nicht zärtlich! Was ist alle Liebe, alle Lust, alle Seligkeit, ja aller Genuß ohne Zärtlichkeit? Zärtlichkeit ist das Salz in dem Meere der Liebe; Zärtlichkeit ist das Beglaubigungsschreiben der Liebe, ihr Certificat und Götterausweis. Liebe ohne Zärtlichkeit ist eine Taubstumme; sie hört meine Liebe nicht und ihre Liebe spricht nicht! Schwarze Augen sind nicht zärtlich, aber blaue! Ein blaues Auge ist die Wiege der Zärtlichkeit. Man versuche es nur und sehe recht lange und recht tief in ein großes, schwarzes Auge, da werden alle Gefühle nach und nach in uns aufstehen und großen Lärm machen, und unsere

fünf Sinne werden alles über den Haufen werfen und hinauswallen aus ihrer eigenen Hast; aber das Gemüth bleibt ruhig in uns, so zu sagen, hinter dem Herzensofen hocken und rührt sich nicht; aber man schaue einmal so recht innig und recht tief in ein großes, blaues Auge, in diesen thaufeuchten Himmel, und in uns wird ein leises Regen und Schaffen fühlbar, wie wenn der Frühling zum erstenmale die Erde küßt, und der Himmel sein großes, blaues Auge aufschließt für die erwachende Schöpfung; und unser Gemüth wird so leicht und beweglich und wohlig und warm, und es schaut aus unserem Herzen zu allen Fenstern heraus und füllt behaglich und elastisch unser ganzes Wesen aus. Es war also ein sonderbarer Contrast in dieser Schönheit. Aus dem Ebenholzrahmen der schwarzen, dichten, herabfallenden Locken blickten zwei tiefblaue Augen, gemüthsinnig und schmachtend, heraus. Die Wangen waren sowohl von dem Karmin der Natur als von der Kälte etwas höher geröthet, und ein unaussprechliches Stumpfnäschen schien freudig und erschrocken vor dem üppigen und schwellenden Trotz der scharlachrothen, fülligen Lippen in die Höhe zurück zu fahren.

Ich betrachtete sie lange, es lag in dem ganzen Gesichte eine Mischung von Welschthum und Deutschheit. Die schwarzen Lockenschlangen waren Italiener, Carbonaris mit gekrümmten Pfeilen, und die zwei Augen waren ehrliche Deutsche. Ehrlich? das will ich nun gerade nicht sagen, aber es waren gemüthliche, alte Deutsche, voll Sinnigkeit und Herzensthum. Und dennoch hatten diese deutschen Augen einen italienischen Schnitt. Die Augen der Italienerinnen unterscheiden sich wesentlich von denen der deutschen Frauen durch die Form der Augenwinkel. Man betrachte die Augen aller Italienerinnen und man wird bemerken, daß sich bei ihnen die inneren Augenwinkel in einer sanften Biegung abwärts senken

Durch diese Senkung erhält der ganze Bau des Auges einen eigenthümlichen, wohlthuenden Character; dadurch erhält das obere Augenlied eine wellenförmige Schwingung, die Wölbung wird bogenartiger und malerischer; auch das untere Augenlied biegt sich in einer verschwebenden Wellenlinie und das längliche Oval des ganzen Auges gewinnt an vollendeter Schönheit und Symmetrie. Die Augenwinkel der deutschen Frauenzimmer hingegen laufen alle spitzig und gerade aus, und sie würden, wenn sie durch die Nasenwurzel nicht gehindert würden, geradezu in einander zusammenlaufen. Dieses giebt den Augen etwas Pedantisches, Steifes.

Wie ein Gedanke des Lichts fuhr es mir durch den Kopf, daß sie gewiß da ein Maskenkleid für die nächste Redoute nehme, und ich beschloß es abzuwarten und mir das Kleid genau zu merken, um sie daran zu erkennen. Ich that, als ob ich ganz mit dem Aussuchen meiner Maske beschäftigt wäre, verlor aber kein Auge von der schönen Unbekannten. Sie und ihre Begleiterin hatten endlich unter den Maskenkleidern gewählt; die Wahl fiel auf zwei einfache Fledermäuse, graue Seide, mit blauem Gürtel und blauer Kappe. Der Maskenhändler legte ihnen die Kleider bei Seite. Während dieses geschah und ich, ohne sie aus den Augen zu verlieren, auch ein Maskenkleid aussuchte, stürmte mein Freund herein, um sich ebenfalls ein Redoutengewand zu bestellen. Er fiel gleich über mich her, nannte es eine Fügung, mich hier zu finden, nicht nur eine Fügung, sondern eine Vorausbestimmung, die es so haben wollte, daß wir die nächste Redoute zusammen besuchen sollten. Ich kannte Roderich, wenn er einmal etwas wollte, war nichts dagegen zu thun; ich willigte ein, wir wählten zwei Kleider; ich einen Rosa-Domino mit blauem Kragen und er einen Türken. Wir ließen die Kleider bei Seite legen; unterdessen waren die beiden Damen schon

fort, Roderich hing sich an meinen Arm und zog mich vollends hinab in den Prater.

Wir durchströmten alle Alleen, die große Reifrock-Allee, die Seitengänge, das Lusthaus, nirgend war eine Spur meiner Unbekannten. Endlich schieden wir und verabredeten uns, am Abend bei mir im Müller'schen Gebäude zusammen zu kommen und von da in die Redoute zu fahren.

Freund Roderich gehörte zu denjenigen Menschen, die keinen eigenen Geschmack zu verzehren haben, und die sich blos bei fremdem Geschmack zu Tische laden. Es giebt viel solche Geschmacksschmarotzer, die keinen Kreuzer Geschmack besitzen und doch für geschmackreich gelten, weil sie Geschmack zu leihen und zu schenken nehmen. Roderich hatte es in seinem Leben noch nie gewagt zu sagen: „Das ist schön! das ist häßlich! das ist gut! das ist langweilig!" Er wartete immer ab, bis ein Anderer sagte: „Das ist schön!" u. s. w., dann war er mit dabei. Er war z. B. ein leidenschaftlicher Freund von Westen, er hatte eine Westensammlung wie ein Anderer eine Schmetterlingssammlung hat; allein nie wagte er es auf seinen eigenen Geschmack sich Zeug zu einer Weste zu kaufen, immer mußte ein Freund oder eine Dame erst darüber consultirt werden. Man sagt: „Der Mensch, das ist sein Styl," bei Roderich konnte man sagen: „Der Mensch, das ist seine Weste!"

Er hatte beinahe so viele Westen als Tage im Jahre sind; wenn er in Gesellschaft war und Jemand ging vorüber und fixirte seine Weste, gerieth er in Unruhe; es war genug, wenn man ihm sagte: „Ihre Weste gefällt mir gar nicht!" um ihn für den ganzen Abend zu aller Fröhlichkeit untauglich zu machen; dagegen war man sicher, ihn in den besten Humor zu

bringen, wenn man ihm sagte: „Ach, was für ein niedliches, reizendes Westchen haben Sie da!"

Mit den Frauenzimmern ging es ihm wie mit den Westen; er wählte nie eine aus eigenem Geschmacke, er liebte immer nur die, von welcher eben Jemand sagte: „Das ist eine himmlische Person!" da war er gleich rasend verliebt; kam nach zwei Tagen Jemand und sagte wie ganz zufällig: „Ich finde doch gar nichts Hübsches an ihr, sie ist ganz alltäglich!" da zog sein Herz sie sogleich aus, als ob sie eine Weste wäre.

Roderich hörte und sah, daß ich in dem Maskenmagazin von jener Unbekannten ganz entzückt war und er war es folglich auch; er merkte sich eben so gut als ich ihre Maske, und war fest entschlossen, ihre nähere Bekanntschaft auf der Redoute zu machen.

Im Saale wogte die Menge auf und nieder. Die Musik ertönte und rings herum näselte, zirpte und miaute das Maskenvölklein.

Ehedem waren die Redouten das erste, höchste und eleganteste Vergnügen der Wiener-Welt. Jetzt hat das sehr abgenommen. Charaktermasken sah man wenige und noch viel weniger Masken von Charakter. Die vornehme Welt schwamm blos einige Mal auf und ab; die jungen alten Herren und die alten jungen Herren renovirten sich hier, und alte Bekanntschaften, und eine große Anzahl der weiblichen Masken ging blos maskirt, damit man sie um so leichter erkenne. Besonders zeichnete sich fast in jeder Redoute ein vierblättriges Kleeblatt aus, das dem Finder eben nicht, wie sonst ein vierblätteriger Klee blos Segen und Glück brachte, wenn man unter Segen nämlich nicht blos Kindersegen und unter Glück nicht blos das väterliche versteht. Es waren die geistreichsten Närrinnen und die schönsten häßlichen Seelen, die ich je gekannt habe. Die Genialität und der wahrhaft Hofmann'sche

Humor, der in ihnen wohnte, zog mich an sie an, denn es war eine echte humoristische Tollheit in ihnen; es schienen mir lebendige Vexierspiegel, denn Hohn und Lust und zugleich die Zerrissenheit der Sünde, das tolle Betäuben der Selbstvernichtung glänzte aus ihren Augen, und lachte zuweilen absonderlich und gräßlich aus ihnen heraus, so als ob sie selbst nicht wüßten, wer und was denn so in ihnen lache. Es war ordentlich ein Spuk bei ihnen, und oft schien es mir, als ob ihre Seele von der Tarantel gestochen worden wäre, und als ob der Körper lustig, doch voll stechenden Schmerzes sich mit drehen müsse. Insonders war es die Jüngere, die ich nie ohne tiefes Weh betrachtete. Es war ein Engelsgesicht voll Milde und Unschuld, ein paar Augen blau und tief und sinnig wie der See am heitern Morgen, und ein Lächeln wie der Sieg der Unschuld, und eine Gestalt harmonisch, poetisch und lieblich, wie Schillers Erwartung, und ein Herz rein, menschlich, liebreich, mitleidig und doch, doch! doch war das alles nichts als ein Pavillon der Sinnlichkeit! der gute Engel dieses Wesens muß lange und anhaltend geweint haben, als er ausquartieren mußte und der böse Engel einzog, um dieses göttliche Palais-royal der Schönheit zu beziehen. Ich habe mit tiefer Wehmuth den bösen Geist da drinnen belauscht, durch die Fensterscheiben der Augen und durch das Schlüsselloch der Rede, und es gab Augenblicke, in denen ich gewünscht hätte der böse Engel zu sein, um selbst zu besitzen diesen marmornen Gliederpalast mit seinen Augen-Spiegelscheiben u.s.w.; allein in solchen Augenblicken der Feuersgefahr packte ich meine Seele wie Anchises auf den Rücken und trug sie unversehrt aus dem Brand. Noch jetzt bin ich froh, daß ich den Anchises unversehrt rettete; aber es würde mich doch ein Bischen freuen, wenn sich der Aeneas ein wenig versengt hätte!

Dieses vierblätterige Kleeblatt also machte einen Hauptbe-

standtheil der Redoute aus, und man hat alles Bezeichnende erschöpft, wenn man sagt: es trug den großen Redoutensaal ganz allein in den kleinen Redoutensaal hinein und zog Groß und Klein nach sich.

Freund Roderich war vor dem Anfange der Redoute in Verzweiflung; da ich einen Rosa-Domino gewählt hatte und er den Türken, so schien es ihm, man müsse eigentlich einen Rosa-Domino anziehen, und ohne Rosa-Domino gebe es kein Maskenvergnügen. Sein Türkenkleid schien ihm ganz unerträglich, und mit den lüsternsten und wehmüthigsten Blicken betrachtete er meinen Domino. Mir war es im Grunde gleich was ich anzog, und so überließ ich ihm, um sein und damit auch mein Vergnügen nicht zu stören, meinen Domino und nahm selbst den Türken.

Wir durchsuchten und durchstürmten den großen und den kleinen Saal unaufhörlich, um die zwei Masken in grauen Fledermäusen mit blauen Gürteln aufzufinden, und Roderich war fast ungeduldiger als ich.

Im kleinen Saale sammelte sich ein größerer Kreis von jungen Männern um zwei weibliche Masken. Die eine war Pythia, die andere Preciosa; also beide aus dem wahrsagenden Geschlechte. Sie mußte beißende und treffende Antworten ertheilen, denn lautes Lachen, und Lachen und Beifall erscholl oft aus dem dichten Kreise. Wir näherten uns auch. Ich habe nie eine schönere Gestalt gesehen als diese Pythia. Aus dieser ganzen verhüllten Figur war nichts sichtlich als die zwei Fußspitzen und zwei Augen. Es waren aber auch zwei Fußspitzen, die dem Dreifuß alle Ehre machten, und zwei Augen, Augen, o Augen! blaue, tiefe, sinnige, milde, wonnige Augen, denen Talleyrand selbst vielleicht den Eid der Treue gehalten hätte, wenn er ihnen einmal Treue geschworen ha-

den würde. Ich kann keine blauen Augen sehen, ohne auszurufen: „Ach, das Leben ist doch schön!“

Die Precdosa war eine weltliche Pythia; eine gedrungene Figur, inhaltsreiche Bewegungen, freie Arme, rund, voll, weich und dem Kusse entgegenschwellend; den aufwieglerischen Busen als Unruhestifter in enge Haft gebracht, der aber durch die Kerkerritzen um seine Befreiung flehte, und zwei Augen, funkelnde, blitzende, schwarze Augen, wahre Zigeuner, die sich auf's Stehlen, auf's Herzen stehlen männlich einübten, oder denen es vielmehr zur zweiten Natur wurde.

Ich nahete mich der Pythia: „Allah sei mit Dir, erhabene Priesterin! Willst Du auch dem Sohne Mahomets sein Schicksal verkünden?“

Sie sah mich an und sprach: „Nur dem Gläubigen sag' ich wahr, denn die Kunst beruht auf dem Glauben!“ damit wendete sie sich von mir ab und sagte zu Roderich: „Du aber, du Sohn der Gottheit, Du darfst nur befehlen und Deine Dienerin enthüllt Dir das Buch Deiner Zukunft.“

Roderich schnitt einige Complimente und bat um einige prophetische Aussprüche. Pythia umkreiselte ihn dreimal und sprach still und feierlich ein Anathema über seine Zukunft aus, welches ich nicht hören konnte, weil indessen Preciosa meine Hand faßte, um mir wahr zu sagen, und mich fragte: „Willst Du von mir Deine Zukunft wissen?“

„Schöne Preciosa,“ antwortete ich, „Du machst mir Vergangenheit und Zukunft entschwinden, nur die Gegenwart ist in Deiner Gegenwart interessant.“—

„Erhabene Priesterin!“ sagte ich und sah ihr dabei in die klare Fluth des offenen Auges, „erhabene Priesterin! der Sohn des Moslims kommt in den Hain zu Delphi, um zu den fünf Füßen der Pythia abzuschwören den Unglauben und in christlicher Frömmigkeit“—„Halt!“ lachte Pythia, „Sie

verwickeln sich in Anachronismen und so weiter, mon cher Türke, und machen fast, daß ich aus der Rolle falle! Deßhalb," hier wendete sie sich an Roderich, „geben Sie mir den Arm, und in Ermangelung eines Dreifußes, begleiten Sie mich zu einem vierfüßigen Sessel!"

Roderich nahm ihren Arm, Preciosa den meinigen und wir setzten uns auf ein Sopha unter dem Spiegel im kleinen Saale nieder.

Eine neue vorüberrauschende Fluth von Masken machte sich vorzüglich durch lautes Wesen und Gelächter bemerklich; wir sahen näher hin und erblickten die zwei grauen Masken mit den blauen Gürteln und Kappen. Sie waren von jungen und alten Herren umzingelt und schleuderten Repliken rechts und links. Roderich sprang auf: „Da sind sie!" rief er aus und zog mich mit sich fort. Ich folgte gerne. Ohne von den beiden Prophetinnen weiter Abschied zu nehmen, zogen wir den zwei grauen Masken nach, die in eines der Erfrischungszimmer gingen.

„Schöne Fledermaus!" flüsterte ich der größeren von ihnen zu, „lasse auch mich einen Augenblick unter Deinem reizenden Fittig Schatten suchen!"

Da antwortete es hinter mir: „Schatten wirst Du da genug finden; mangelt es in Deinem Harem an Fledermäusen?"

Ich sah mich um, es war Pythia und Preciosa, die uns gefolgt waren und die nun durch ihr Dazwischentreten die Fledermäuse verscheuchten.

Halb verdrießlich wollte ich mich ihnen entziehen, allein Pythia hatte sich an Roderichs Arme eingehängt und schien mit besonderem Interesse seine Conversation anzuhören und zu unterhalten. Mir blieb nichts übrig, als den Alonzo der

Preciosa zu spielen, und ohne eben ein Schauspieler zu sein, mußte ich meine Rolle doch sehr natürlich gespielt haben, denn Roderich, dem nur das gefiel, was einem Andern zu gefallen schien, wurde unruhig und hätte gar zu gerne seine Pythia gegen meine Preciosa ausgetauscht.

Im großen Saale war es nach und nach leer geworden; als wir wieder hineintraten, machten nur noch einzelne Gruppen die Runde, einige maskirt, die anderen schon demaskirt, und die Unterhaltung wurde leiser, flüsternder. Als wir an die Treppe kamen, die zur Gallerie hineinführt, hüpften die zwei Fledermäuse eben herab. Ich wollte sogleich wieder zu ihnen hin, allein meine Zigeunerin hielt mich wie ein schwarzes Schicksal fest und Pythia sagte zu mir: „Es scheint, daß Ihr Freund (sie meinte Roderich) eine besondere Vorliebe für Fledermäuse hat; er ist ganz zerstreut, und Fledermäuse sind doch weder Nachtigallen noch Musen!"

Ohne weiter über diese sonderbaren Worte nachzudenken, wollte ich eben meine Fledermausjagd weiter fortsetzen, als diese sich auf ein Seitensopha setzten und das Visir abnahmen. Es waren zwei fremde, mir unbekannte weibliche Wesen, und keine von ihnen hatte auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit meiner Pallasäugigen Dame aus dem Jantschky-Phaeton von gestern Morgen. Wir waren wie aus den Wolken gefallen und unsere Prophetinnen schienen sich an unserer Ueberraschung schadenfroh zu weiden.

„Wie?" hohnlachte Pythia den armen Roderich, „wie, Du Göttersohn, woher dieses Erstaunen?"

Da wir die Hoffnung aufgaben, nun die Jantschky-Holde zu finden, überließen wir uns ruhiger und geduldiger der Unterhaltung mit den beiden Masken, die uns, wie es schien, nun einmal ausersehen hatten, für heute ihre Schlagschatten

zu machen. Insonders setzte Pythia dem unmuthigen Roderich gewaltig zu, der mir meine Preciosa zu mißgönnen schien.

Nach und nach wurden wir alle Viere lebendiger, wärmer, aufgeregter; wir überließen uns den Neckereien und Huldigungen des Maskenrechtes, und endlich wurde es mir doch interessant zu wissen, wer diese beiden geistreichen Zukunfts-Göttinnen sein mögen. Wir bestürmten sie vergebens, sich zu demaskiren; alles was wir erlangen konnten, war das Versprechen, daß sie auf der nächsten Redoute wieder und zwar in demselben Costüme erscheinen wollten, wofür wir auch versprechen mußten, wiederum in diesen Kleidern zu kommen. Es wurde uns das Ehrenwort abgenommen, ihnen heute weiter nicht nachzuforschen, beim Nachhausegehen ihnen nicht nachzufahren und alles der nächsten Redoute zu überlassen.

Ich hätte in zwei Tagen das ganze Abenteuer auf der Redoute fast vergessen, wenn nicht Roderich immer davon gesprochen hätte. Er konnte nicht satt werden, von den Reizen der Preciosa, von ihrer Figur, von ihren Augen, von dem Tone ihrer Stimme zu sprechen, und mich zu beneiden, daß sie mir für den Abend zu Theil wurde. Er erzählte mir, daß Pythia sonderbare Reden an ihn richtete und so thun wollte, als ob sie ihn kenne und hier zu finden wußte; er habe aber, weil er immer nur Preciosa im Auge hatte, gar nicht recht zugehört und ganz zerstreut geantwortet.

Am Abend der zweiten, verhängnißvollen Redoute kam Roderich zu mir, um mich abzuholen und um sich bei mir anzuziehen. Ich sah an seiner Miene, daß ihm etwas gewaltig auf dem Herzen liege. Er nahm das kleinste, geringfügigste Abenteuer immer sehr ernst und machte eine wichtige Angelegenheit daraus, und so war es auch heute der Fall. Er war

ganz unruhig, ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, trat auf mich zu, als ob er mir etwas zu entdecken hätte, verschlang das Wort wieder u.s.w.

„Druck' los, Freund Roderich,“ sagte ich endlich, „was hast Du denn wieder?“

In der größten Verlegenheit, wußte er kaum, wie er sein Verlangen ausdrücken sollte, endlich brachte ich es denn glücklich heraus; er wollte heute wieder meine Türkenkleider anziehen und ich sollte den Rosa-Domino nehmen. Er hoffte dadurch Preciosa zu gewinnen, da sie die Verwechslung bei unserer gleichen Gestalt nicht bemerken würde.

Ich lächelte, und da mir im Grunde das ganze Abenteuer mehr Spaß als Ernst war, so willigte ich gerne ein, und so fuhren wir denn in umgewechselten Masken in die Redoute.

Wirbeln und Lärmen, Musik, Tanz, Gewühl und Geschrei war schon vollauf, als wir in den Saal traten. Von Bekannten angehalten, von Masken geneckt und verfolgt, vergingen wohl anderthalb Stunden, ehe wir an das Aufsuchen unseres Rendezvous denken konnten.

Endlich, als wir in den kleinen Saal traten, erblickten wir unsere zwei Wahrsagerinnen auf dem Sopha unter dem Spiegel sitzen und sich in die Ohren flüstern. Wir traten auf sie zu und Roderich stürzte sich sogleich, wie ein Lämmergeier, auf sein Täubchen Preciosa.

„Wir danken Dir, heilige Priesterin, „redete ich die Pythia an, „daß Du Wort gehalten hast.“

„Ich will hoffen,“ erwiederte sie, „daß Du heute weniger abwesend sein wirst, und schon aus Artigkeit in der Gesellschaft einer Schicksalsgöttin nicht so zerstreut sein wirst, wie letzthin, wo die Fledermäuse Dir um das Herz schwirrten!“

Ich gestand ihr offen, daß mich die Fledermäuse deshalb

interessirten, weil ich eine andere Person unter ihnen suchte, als ich nachher, bei ihrem Demaskiren, fand.

„Ich werde Dir Deine Zukunft enthüllen," sagte Pythia parodirend ernst. „Eins sind zwei, und zwei ist einerlei, und Einer Du für Beiden sei!"

„Beim Himmel," rief ich aus, „dunkel genug ist dieser Rede Sinn für ein delphisches Orakel."

Im Eifer des Gespräches entwickelte meine Pythia einen solchen herrlichen, brillanten Verstand, eine solche feine Bildung und Feinheit des Geistes, daß ich immer mehr erstaunte, und immer mit größerem Wohlgefallen und mit erhöhtem Interesse ihr in die seelenvollen Augen sah. Ich wurde auch immer aufgeregter und überließ mich einer gewissen poetischen Stimmung, in die man in der Maskenwelt so leicht und angenehm versetzt wird.

Ihr Auge wurde immer inniger und seelenvoller, und ihr Handdruck immer länger und beredter.

„Heute," sagte sie, „bist Du, wie ich Dich erwartet habe. Letzthin warst Du nicht Du!"

„Und wer muß ich denn sein, um heute Ich zu sein und nicht das Letzthin-Du?"

„Das Letzthin-Du war wie eine ehemalige Wachsfigur aus dem Müller'schen Gebäude und heute—"

„Nun, heute?—"

„Heute bist Du das," hier zeigte sie auf den Reif ihrer Stirnbinde, in dem unter andern Steinen auch ein Saphir saß.

Ich war ganz verblüfft, mich erkannt zu wissen, und ich habe unter der Larve gewiß ein dummes Gesicht gemacht. Vergebens drang ich mit Bitten und Flehen, mit Delicatesse und Ungestüm darauf, mir ein kleines Zeichen zu geben, wann wie und wo ich sie wiederfinden oder wiedererkennen könnte; sie war zu nichts zu bewegen.

Zwei Stunden waren mir wie eben so viele Minuten verronnen, als sie sich zu Preciosa wandte, die eben so vertraulich mit Roderich plauderte, und sie aufforderte, nun mit ihr eine große Tour durch den Saal zu machen.

„Auf Wiedersehen in einer kleinen Weile, wiederum hier auf diesem Sopha; wir müssen noch einige Bekannte aufsuchen, um ihnen ihr Schicksal zu enthüllen, in einer halben Stunde wiederum hier, auf Pythia-Ehre!“

Damit trennten sie sich von uns und überließen uns unserem Erstaunen. Roderich war ganz entzückt von seiner Preciosa, und wir schwebten zwischen Furcht und Hoffnung, ob sie wohl in einer halben Stunde wieder sich zu uns gesellen würden.

Wir mischten uns nun auch indessen wieder in den brausenden, tobenden Wirbel der bunten Carnevalswelt, und umkreisten, neckend und geneckt, grüßend und begrüßt, den großen Saal. Als wir zum zweiten Male ungefähr die Mitte des Saales erreicht hatten, traten uns plötzlich auch die zwei Fledermäuse von der letzten Redoute entgegen und begrüßten uns mit den gewöhnlichen Worten: „Ah, bist Du auch wieder da?“ Wir warfen ihnen einige lose Worte zu: daß es zu hell hier im Saale für Fledermäuse sei, daß sie die Dämmerung suchen müßten u.s.w. Heute aber schien es, als ob wir so wohlfeilen Kaufs nicht loskommen sollten. Sie klammerten sich fledermausartig an uns an und verfolgten uns durch den ganzen Saal. Die Eine größere insonders hing sich wie eine Pompadour an meinen Arm und schwatzte mir allerlei in's Ohr, welches immer mehr meine Aufmerksamkeit erregte.

„Ihr seid wohl durch das Fenster da herein geschwirrt?“ fragte Roderich.

„Nein,“ antwortete heftig und mit Hast die größere; „auf einem Jantschky sind wir hereingeschwirrt!“

Das Wort Jantschky schlug wie ein Blitzstrahl in meine Seele.

„Wie?“ dachte ich, „wenn das nun heute doch die schöne Unbekannte wäre?“

Ich betrachtete sie genauer, und Figur, Auge, Anstand, alles schien mir die Holde aus dem Maskenmagazin wieder zu geben, nur schien sie etwas stärker, welches ich der Verhüllung zuschrieb.

Mit ungewöhnlichem Eifer suchte ich sie, die mir nun wieder sehr intereressant war, fest zu halten, verwickelte sie immer tiefer in's Gespräch, und zog sie mit ihrer Begleiterin in den kleinen Saal. Wir setzten uns auf dasselbe Sopha, und sie erzählte mir, daß sie vor einer Stunde hier durchgegangen wären, ich aber wäre so vertieft in der Unterhaltung mit einer andern Maske gewesen, daß ich sie nicht bemerkt hätte.

„Der Guckguck hole die andere Maske!“ rief ich unmuthig aus, „hätte ich Dich nur erblickt!“

Mit einiger Verlegenheit dachte ich daran, daß jetzt meine Pythia erscheinen könnte.

Roderich und ich, wir boten alle unsere Beredsamkeit, alle unsere Bitten und Versprechungen auf, um die zwei Fledermäuse zu bewegen, sich zu demaskiren. Bald schienen sie nachzugeben, bald genirte es sie wieder. Endlich sagten sie, wir sollten sie oben in ein's der entlegenen Speisezimmer geleiten, da wollten sie sich demaskiren. Wir gingen mit klopfenden Herzen mit ihnen hinauf. In einem der kleinern, leeren Zimmer angelangt, schienen sie sich wieder anders besonnen zu haben, und wollten zurückeilen; allein wir bestürmten sie mit heißen Vorstellungen und Flehen, da gaben sie nach, sie demaskirten sich, es war — Pythia und Preciosa.

Unser Erstaunen war grenzenlos! Pythia rief aus: „Der

Guckuck hole die andere Maske!" das galt mir, nicht wahr?

Ich wußte nicht was ich sagen sollte. Sie weidete sich an meinem Verstummen, bis ich ihr denn endlich gestand, daß ich eine Person unter jener Fledermaus suchte, die mich allerdings interessirte, ohne daß ich sie weiter kenne.

Sie schien sich damit zu begnügen. Wir setzten uns nun wieder und fingen die Bestürmungen, daß sie sich demaskiren sollten, wieder von neuem an. Sie gaben nach, und wer schildert mein Entzücken, als ich in der Pythia meine unbekannte Schöne aus dem Jantschky und aus dem Maskenmagazin wieder fand!—

Wie sie hieß? „Namen nennen sie nicht!" Sie kannte mich früher, bevor ich sie kannte, und hatte mir das Paradies ihres Herzens zugedacht. Im Maskenmagazin hatte sie und ihre Freundin die zwei Fledermäuse von dem Maskenhändler zugesagt bekommen; sie sah, daß ich mir diese Masken genau betrachtete, und merkte auch meine Absicht. Zugleich sah sie, daß ich den Rosa-Domino für mich, und Roderich den Türken wählte. Abends fand es sich, daß die Maskenhändlerin jene zwei Fledermäuse schon früher versagt hatte, wovon ihr Mann nichts wußte. Sie mußten also jene zwei Masken als Pythia und Preciosa nehmen. An dem ersten Abend, als Roderich meinen Rosa-Domino nahm, hielt sie diesen für mich. Für den zweiten Redoutenabend hatten sie die zwei Fledermäuse noch obendrein genommen, und sie nachher noch über ihre Masken übergeworfen.

Es waren schöne zwei Carnevalsnächte, deren noch viel schönere folgten.

Als ich mit Roderich nach Hause fuhr, sagte er: „Hätte ich doch in der zweiten Redoute auch den Domino behalten!"

Ich lächelte.

Die Whistpartie mit vier Honneurs, drei Kindern, zwei Möpsen und einer Lichtscheere.

Ich war in einer sehr bösen Laune. Es steckte mir etwas in allen Gliedern, entweder eine kleine Krankheit oder eine große Dummheit, und ich wußte nicht, sollte ich zum Arzt, oder zum Schreibtisch gehen.

Woher die böse Laune kam? Das muß man eine schöne Frau, einen reichen Mann und einen armen Redacteur nie fragen. Diese drei Naturreiche in dem Menschenreiche — wozu sogar der Natur-Arme: der Redacteur, gehört — sind so eigentlich dazu gemacht, stets böse Laune zu haben. Die schönen Frauen, weil ein schöner Himmel nie schöner ist, als wenn er ein Bischen blitzt und donnert, und weil bunte Tauben nie schöner sind, als wenn sie zürnend das bunte Gefieder auffächern. Reiche Leute überhaupt, weil sie an der goldenen Ader leiden. Arme Redacteur endlich sind die wahren Essigmütter, Schwaben-Nester und Rattenkönige der üblen Laune. Erstens schon darum, weil jeder Redacteur auch eine sie, ein Femininum in sich einschließt: die Redaction nämlich, und also schon an und für sich Launen, diese Schlagschatten des schönen Geschlechtes, bei sich beherbergen muß. Drittens endlich — eben aus übler Laune sag' ich nicht, wie ich sollte: zweitens — drittens endlich, ja, drittens endlich bin ich jetzt in böser Laune, daß ich mich selbst genöthigt habe, unerklärliche Dinge — böse Launen nämlich, erklären zu wollen.

Genug – ich war in böser Laune und hatte fest beschlossen, mit ihr heute Abend allein und zu Hause zu bleiben, denn mit bösen Launen und mit bösen Frauen muß man nicht unter

Menschen gehen, wenn man nicht zu diesen Bösen noch ausgelacht sein will.

Ich sagte also zu meinem Joseph: „Heute Abend bleib' ich zu Hause; du wirst Thee, Erdäpfel mit Butter und Häring bereiten, mir einen „Wegweiser durch Wien," eine „Karte vom Rhein" und den „Catalog der Düsseldorfer Gallerie" auf den Tisch legen, und einen Strick zum etwaigen Aufhängen an die Mauer hängen;" ich wollte nämlich dem Spleen ein englisches Fest geben, er sollte glauben, ich bin ein reisender Engländer und ich wollte mich eigentlich in diese dicksichtige, trägblutige, zähgeistige, dichtneblige Gemüthsverfassung eindachsen und einbibern.

Es war schon Alles so schön eingeleitet, da kam ein Brief. Wenn ich sage ein Brief, so verstehe ich darunter ein papiernes Sechseck, in sich zusammengekrümmt, geknittert, gefaltet und ineinandergeschoben wie ein gordischer Knoten, und auf dem Goldblättchen, welches diese Blattzwiebel zusammengesiegelt hielt, sprang ein Pferd über eine Barriere mit der Umschrift: „Hindernisse muß man überwinden."

Die Sendung kam von der Alservorstadt, von der „Frau Randhoferin, verwittwete Particulirerin."

Der Brief enthielt nichts, als eine dringende Einladung zu einer Partie Whist.

Frau Randhoferin war successive Wittwe zweier Männer geworden und hatte aus diesem Successiv-Krieg nichts gerettet als das, was jeder Sieger aus jedem Kriege rettet: die Lust zu ferneren Kriegen und Siegen. Siegerin aber blieb sie in beiden Kriegen, d. h. sie blieb auf dem Platze, während die zwei Männer das Feld und das Leben räumten!—

Ihr erster Mann war ein zurückgelegter „Zwetschken-Fabrikant," wie sie ihn gerne und mit Selbstgefälligkeit nannte, weil sie es war, die ihn vermochte, zuerst seinen aufblühenden

Zwetschkenhandel und dann sich selbst an den Nagel zu hängen, d. h. an sie, die ein Nagel zu seinem Sarge wurde. Sie hatte von diesem, den sie abwechselnd: mein seliger Erster," und: „mein seliger Zurückgelegter" nannte, zwei hinterlassene Zwetschken: Binchen (Sabine) und Röschen, zwei Zwetschken, auf denen noch der frische Jugendreif lag und deren Kern aus seligen zurückgelegten zehntausend Gulden Heirathsgut per Zwetschke bestand.

Der zweite Mann der Frau Randhoferin war einer jener Glücklichen, die das beste Geschäft haben: gar keines, und den unantastbarsten Character: keinen; wenn man zu diesen beiden Eigenschaften ein sicheres Capital von 10,000 fl. C. M. mischt, und Alles bei einer gelinden Faulheit und einer mäßigen Selbstliebe aufkochen läßt, so hat man in kurzer Zeit einen substanziösen „Privatier." Ein solcher Privatier hat nichts zu thun, als zu liegen und zu essen; er liegt nämlich auf seinem Kapital und ißt seine Interessen. Ein solcher Glücklicher war ihr zweiter Mann, den sie stets nur: „mein seliger Zweiter," oder: „mein seliger Privatmann," oder auch brevi manu: „mein Privatseliger" nannte. Auch dieser Zweite machte sich zeitlich von hinnen, segnete dieses und alles Zeitliche und ging ein zu seinen Vätern, wovon der Eine noch lebte und Großhändler war. Auch dieser „selige Zweite" hinterließ der Frau Randhofer zwei Töchter als Coupons seines Privatlebens, Johanna und Dore, mit der Testamentsclausel, daß die Nutznießung des Capitals ihr bleibe, bis die beiden Töchter geholt werden und zwar von sittsamen, gewerbetreibenden Männern.

Es lag also im Interesse der Frau Randhoferin, um diese zwei hinterlassenen Schatzkästlein von ihrem seligen Zweiten lauter Männer zu versammeln, die kein Gewerbe treiben,

z. B. Musikanten, Dichter, Schauspieler, Redacteure und anderes zweideutiges Volk

Für die Contumaz- und Heiraths-Absperrung der beiden Töchter sorgte Frau Randhoferin; allein sie selbst war noch sehr geneigt, ihre eigenen körperlichen Reste, und die ihres „ersten Seligen“ und „zweiten Seligen“ dazu, an einen „dritten Unseligen“ an Hymens Altare hinzugeben. Sie meinte erstens: „Aller guten Dinge sind drei,“ ob sie nun unter diesen „guten Dingen“ die Männer selbst oder den Tod dieser Männer verstand, steht mir und uns nicht zu, zu beurtheilen; denn auch ein Humorist darf wie ein Civil-Richter keinen animus injuriandi supponiren. Zweitens dachte sie: „Einmal ist keinmal,“ sagt das Sprichwort, folglich ist: „zweimal einmal,“ und noch folglicher auch „zweimal keinmal,“ und einmal muß man doch heirathen! Drittens, und, wie mir scheint, der triftigste Anlaß und die ratio sufficiens ihres Entschlusses war ein juridischer Scrupel über das jenseitige Gericht, eine anticipirte Gewissenhaftigkeit und Fürsorge für ihre einstigen Richter dorten.

Denn gesetzt, wenn ihre beiden Seligen dorten befragt würden: „Wie war Frau Randhoferin als Gattin im Leben?“ so könnte es doch sein, daß eine Getheiltheit der Stimmen eintreten könnte und wie sollte da entschieden werden? Also tres faciunt Collegium; sie müßte also auch einen dritten Seligen bei Gericht sitzen haben, um dem schwankenden Pol den Ausschlag zu geben.

Frau Randhoferin war noch in den besten Jahren, denn die Wittwen nennen stets die Jahre, die zwischen den beiden Ehen liegen, die besten; sowie sie es für beide Männer, für den vergangenen als auch für den futur conditionel, wirklich auch sind.

Was die persönliche Schönheit und Gestalt der Frau Randhofer betraf, so ersetzte die Quantität die Qualität auf jeden Fall. Wenn sie zuweilen das Grab eines ihrer Seligen besuchte, und das geschah immer bei jenem, dessen Töchter sie eben mißhandelte, so glaubte man von ferne, es wäre die Pyramide des Grabmales. Sie war in Hinsicht ihrer irdischen Constitution eine Conservative mit zeitweiligen Neuerungen!

Es ist anzunehmen, daß—wenn sie den Gram um zwei gestorbene Gatten nicht gehabt hätte – sie ganz mager geblieben wäre. Allein, da sie selbst ganz und gar ein Gram war, da sie diesen Gram stets nährte, und Alles, was man nährt, dick wird, so ist es kein Wunder, daß diese Wittwe in specie, so wie die Wittwen in genere, eine Anlage zum Dickwerden hatte.

Bei allen dem konnte man nicht sagen, daß sie das Haupt hoch trägt, denn es liegt vielmehr so tief zwischen den beiden Speckschultern, wie eine halbe Mandel in der Fleischpastete.

Uebrigens ist es eine bekannte Sache, daß jedes und auch das häßlichste Frauenzimmer alle Gaben und Zuthaten, und so zu sagen dasselbe ganze Specereigewölbe an Schönheitsmitteln besitzt, wie das allerschönste, nur sind sie nicht am rechten Orte placirt. Z. B. schwarze Haare, blaue Augen, rothe Lippen, weiße Zähne, lange Wimpern, eine gebogene Nase, rundes Kinn, spitze Finger, breite Schultern, schmale Füße u.s.w. sind so die einzelnen Medicamente zu der Hausapotheke Schönheit. Nun aber finden sich bei den Häßlichsten alle diese Formen, Farben und Größen, nur sind sie nicht am rechten Orte und die Natur hat in aller Eile eine kleine Verwirrung angerichtet; daraus entstanden nun: schwarze Zähne, blaue Lippen, rothe Augen, weiße Haare, runde Nase,

spitzes Kinn, schmale Schultern, breite Füße u. s. w.

Es wäre also Unrecht, eine Person häßlich zu nennen, die alle Zeichen der Schönheit besitzt, wenn diese auch nicht geographisch und topographisch richtig angesiedelt sind.

Die hinterlassenen Werke des „seligen Zweiten," Johanna und Dore, waren sich sehr unähnlich, und nie sind zwei, an Inhalt und Einband so entgegengesetzte Exemplare aus einer Verlagshandlung in die Welt getreten, als diese zwei Schwestern. Johanna war schön, sanft, klug, und hatte echt humoristische Augen, d. h. Augen, in denen himmelblaue Gemüthlichkeit und zuweilen eine ganze Herzensweltgeschichte aufleuchtete; und Dore war weder schön, noch sanft, noch klug, sie hatte nicht nur keine humoristischen Augen, sondern der oberflächliche Beschauer hätte sogar an der Existenz ihrer Augen ganz und gar gezweifelt, so in sich versunken, zogen sie sich aus den Wirren und Irren dieses Lebens in ihre Höhlen zurück.

Ich war ein alter Bekannter und Hausfreund des „seligen Zweiten," kannte die beiden Mädchen noch in ihrem Flügelkleide, und nie ist Einem eine lange Bekanntschaft nachtheiliger, als die, welche man bei Mädchen aus so früher Zeit datirt.

Indessen besuchte ich, in meiner frommen Gemüthlichkeit, die befugt, Wittwen und Waisen zu lieben, die Frau Randhoferin und ihre zwei Töchter von Zeit zu Zeit.

Die Frau Randhoferin besaß eine einzige Schönheit: eine schöne Hand; diese Hand und die des Schicksals lagen zwar lange und schwer auf den zwei vorausgeschickten Relais-Männern, allein sie hatte doch noch wenig von ihrer angebornen Schönheit eingebüßt, und sie spielte also eine Hauptrolle bei der Frau Randhoferin.

Wenn ich kam, küßte ich stets ihr und Johannen die Hände, Hände von zwei ganz verschiedenen Jahrgängen.

Sie, die Mutter, ließ ihre Hand, das einzige Vermächtniß ihrer gütigen Mutter Natur, lange in oder auf der Hand des Küssenden ruhen, und überhaupt war es immer die Hand, welche sich stets mit in die Conversation mischte, entweder mit Lichtputzen oder mit Tischabstauben oder mit Lockenzurechtschiebung, oder am liebsten mit und beim Kartenspiel.

Beim Whistspiel, da hat die Hand freie Hand, sich zu produciren, beim Abheben, Mischen, Tailliren, Stichedecken, Karten zusammen nehmen u.s.w.

Außer Karten geben wußte aber auch diese Hand vom Geben gar nichts, am wenigsten vom Tafel geben, oder vom Souper geben.

Wenn also eine Einladung zu Frau Randhoferin zu einer Whistpartie kam, so stand in meiner Phantasie ein vierhändiger Abend da, mit zwei alten und zwei jungen Händen, aber die nichts mitbringen und nichts in die unseren legen, als sich selbst, und eine Whistpartie mit noch zwei Sybillen aus der Alservorstadt, und sonst nichts, nichts, gar nichts für Hunger und Durst und für sonstige unerläßliche Leidenschaften des menschlichen Lebens.

Blos Johanna stand mit ihren blauen Augen in dem Hintergrunde dieses Bildes und sprach:

„Zwei Blumen blühen für den weisen Finder, sie heißen Hoffnung und Genuß, genießen mußt du nichts, aber hoffe, hoffe!“

Und ich ging und hoffte.

Das Gesellschaftszimmer der Frau Randhoferin war beleuchtet, d. h. auf zwei Leuchtern, die zwischen Packfong und Messing ein gelblichtes juste milieu hielten, brannten zwei Kerzen, wovon das eine schon gestern sein Licht hatte leuchten lassen

müssen, und so zu sagen, schon etwas abgestumpft war, und das andere eben erst aus der Lichter-Erziehungsanstalt in die Welt trat, und zum Erstenmal an der atmosphärischen Luft sich entzündete. Da in jeder Gesellschaft sich große und kleine Lichter befinden müssen, so liebe ich es vorzüglich, wenn eine lange Kerze und ein kurzes Stümpfchen nebeneinander auf dem Tische stehen.

Die lange Kerze kömmt mir dann immer wie eine lange französische Gouvernante vor, die ihr kleines Püppchen bewacht, und dabei sich selbst im eigenen Feuer verzehrt und zerrinnend herabschmilzt.

Ich küßte die Randhoferische Hand, welche weiter unten, wo die Hand an den Vorderarm anschließt, schon einige kleine Randzeichnungen des großen Faltenwurfzeichners: „Vierzigstes Jahr!“ an sich trug, und dachte dabei an die Hand Johannas, die mir eben einen Sessel zwischen sich und die Mutter hinschob, den ich auch sogleich einnahm.

„Wir haben schon auf Sie gewartet,“ sprach Madame Randhofer, „hier Hr. Gröbel und Mad. Ritzinger.“ Ich machte mein Antrittscompliment und die Partie Whist begann.

Hr. Gröbel war einer jener auserlesenen Menschen, die davon leben, daß sie Einem die Haut abziehen und den Andern damit bekleiden, d. h. er war ein Kürschner. Er hatte manchem Affen einen Bären auf den Kragen gesetzt, und manchen Hasen in Fuchspelz gehüllt. Er war ein sehr dicker Mann mit ganz kleinen, stumpfen, fetten Fingerchen, und mit dem Sprichworte: „Ei du mein Zobelchen!“

Mad. Ritzinger war eine Quartier-Vermietherin, und hatte weiter keine Kennzeichen, als daß sie etwas hart hörte und sehr laut schrie.

Mich selbst kennt der Leser, und so kennt der Leser die

ganze Whistpartie mit allen ihren Reizen und Annehmlichkeiten.

Für Leser aber, die mich nicht kennen, füge ich das Nöthigste über mich hier bei, nämlich: daß ich die Gewohnheit habe, beim Whistspiel alle Karten laut zu nennen, sowohl die, welche ich spiele, als auch die, welche die Andern spielen. Eine Gewohnheit, die eben nicht zu den Annehmlichkeiten des Whistspielens gehört.

Wir saßen so:



Dieser viereckige Tisch war die Quadratur unseres kleinen Zirkels. Der Tisch war ein rechtwinkliges Viereck. Für mich aber war der Winkel, wo Johanna zwischen mir und Hrn. Gröbel—wie Figura zeigt—wie ein Vergißmeinnicht zwischen einer Bohnenstange und einem Wolfspelz saß, der wahre, rechte und allerrechteste Winkel.

An beiden Enden des Tisches standen die zwei Kerzen, an meiner Seite Pipin der Kurze und vis-à-vis Philipp der Lange.

Die Karten wurden gebracht, und Mad. Randhofer bemächtigte sich des Geschäfts, sie zu mischen, um dabei ihre Hand mit im Spiele zu haben. Dieses Geschäft war aber nicht so leicht abgemacht, als man glaubt. Die Karten nämlich, welche nicht von unten hinauf, sondern von oben herab dienten, brachten den Frühling ihrer Tage, und so zu sagen ihre goldne Jugend, in einem Kaffehause zu. Von da gingen sie, wie ein bereits gekanntes Bonmot, in das populäre Leben eines Weinhauses über, aus diesem Getümmel der Welt gingen auch sie nicht ohne irdische Flecken heraus,

als sie von da, durch die dritte Hand in die der Randhofer kamen.

Diese Karten aber hatten in dem Laufe ihres wechselvollen Daseins und eben dadurch eine solche gegenseitige Anhänglichkeit an einander gefaßt, daß man sie nur mit Mühe trennen konnte, und es dauerte oft eine ganze Weile, bis sich Carreau-Bube von der Herz-Dame losriß. Vom Schicksal mürbe gemacht, verloren sie auch viel von der angeborenen Festigkeit ihres Charakters, und nahmen eine Gemüthsweichheit und Schlaffheit an, welche beim Geben und Mischen bedeutende Hemmungen hervorbrachte.

Mit Zeit, Geduld, und mit einer Nachbarin wie Johanna, überwindet man Manches!

Endlich war das Mischen überstanden und das Spiel begann. Vorher noch ein Streit.

Mad. R. Wie hoch spielen wir?

Ich. Wie es gefällig ist.

Mad. Ritz. Es ist mir Alles Eins.

Hr. Gr. Ei du mein Zobelchen! Wie Sie wollen!

Mad. Randh. Nein, sagen Sie.

Ich. Ich hab' gar nichts zu sagen.

Mad. Ritz. Man spielt ja nicht, um zu gewinnen.

Hr. Gr. (lacht bedeutend.)

Mad. Randh. Nicht gar zu hoch.

Ich. Nein, nicht gar zu hoch.

Mad. Ritz. So sagen Sie.

Ich. Ich? O, ich überlasse es Ihnen.

Mad. Randh. Was meinen Sie, Hr. Gröbel?

Hr. Gr. Ich? Ei du mein Zobelchen! ich meine was Sie meinen.

Mad. Randh. Was meinen Sie, Mad. Ritzinger?

Mad. Ritz. Ich? Ich meine, was der der Herr Saphir meint?

Mad. Randh. Was meinen Sie, Hr. S.?

Ich. O, ich meine, was die Damen meinen.

Mad. Randh. Nicht zu hoch.

Mad. Ritz. Nein, nicht zu hoch.

Mad. Randh. Ich meine, den Fisch um einen schwarzen Groschen. Was meinen Sie, Herr S.?

Ich. O ja, ich meine, das ist ein sehr frugales Auskommen, o ja, ein schwarzer Groschen um den Fisch, will ich sagen, den schwarzen Fisch um einen Groschen, nein, den Fisch um einen schwarzen Groschen, ganz recht, vortrefflich, richtig.

Auch das war also abgemacht, und das Spiel begann.

Inzwischen hatten sich von Herrn Gröbel zwei junge Zobelchens, ein Junge von acht und ein anderer von neun Jahren, und ein Mädchen der Mad. Ritzinger, ein Kind von sieben Jahren eingefunden, und hatten an den andern drei Tisch-Ecken Posto gefaßt, und in ihrer Begleitung kamen ihre zwei Hausmöpse: „Billi" und „Fidel," mit, welche sich auf dem Schooße der Mad. Ritzinger und des Hrn. Gröbel ansiedelten, und mit den Vorderfüßen auf den Tisch hinaufsprangen, als wollten sie auf dem Tisch um einen schwarzen Groschen mitspielen.

Es ist noch zu wissen nöthig, daß Mad. Randhofer kurzsichtig war, und zuerst jedesmal fragte: „was ist gespielt worden?" dann die gespielte Karte vom Tische nahm, sie vor die Augen führte, sie laut benannte und wieder niederlegte.

Wenn der Leser nun den ganzen Schauplatz, die zwei- und vierfüßigen Helden der Whistpartie, die Kinder und die Kerzen kennen gelernt hat, so bleibt ihm nichts übrig, als auch noch die Lichtschere in Augenschein zu nehmen, welche diesen Kerzen beigegeben wurde. Wenn man behaupten

wollte, sie war aus Silber, so würde der Eisenhändler mit Recht auf böswillige Kritik klagen, denn unstreitig waren ihre Bestandtheile aus dem eisernen Zeitalter, obwohl sie schon die silberne Hochzeit mit dem einen Leuchter gefeiert hatte. Ich sage: die Hochzeit, denn sie war mit einer eisernen Kette an den Leuchter angekettet, so daß man stets, wenn man das zweite Licht putzen wollte, den Leuchter mit sammt der Lichtschere zu diesem verwickelten Geschäft hinüberführen mußte.

Durch das lange und undankbare Geschäft etwas zur Aufklärung beitragen zu wollen, war besagte Lichtschere mit ihrem Gewissen selbst zerfallen, sie fand in sich selbst keinen moralischen Halt mehr, und fiel in einen Zwiespalt auseinander, so daß, wenn man das Licht putzte, die Schnuppe entweder auf das Licht, oder auf den Tisch fiel, und man dann noch immer die Natur-Lichtschere: die zwei Finger, zu Hülfe nehmen mußte, um diese Schnuppe in ihr eigentliches Gemach wieder einzuführen. Dabei hatte sie in irgend einer Affaire einen Fuß verloren, und der eine Finger des Putzenden fand keinen Anhalt an der einbeinigen Lichtschere. Und nun ist der Leser in vollem Lichte über die ganze Scene!

Das Spiel begann. Ich hatte die Vorhand. Ich spielte Treff Drei aus, und rief nach meiner Gewohnheit laut dabei aus: „Treff Drei!" Mad. Randhofer fragte zugleich: „was spielen Sie!" nahm die Karte vor die Augen und rief: „Treff Drei!" Mad. Ritzinger rief: „was sagt Mad. Randhofer?" Ich schrie: „Sie sagt: „Treff Drei!"—„Treff Drei!" wiederholte Mad. Ritzinger und gab Treff Neun, worauf ich laut sagte: „Treff Neun!" Hr. Gröbel aber lachte: „O du mein Zobelchen! Treff Neun?" und gab Treff Dame, worauf ich sagte: „Treff Dame?" Mad. Randhofer fragte: „was ist gespielt worden? Treff

Neun? Wer gab Treff Neun? Wer hat denn ausgespielt?" Darauf nahm sie alle drei Karten vor die Augen und fragte: „Ist die Dame zu nehmen?" Ich fragte ironisch, indem ich Johanna die Hand drückte: „welche Dame?" Mad. Ritzinger fragte: „was sagt Mad. Randhofer?" Ich schrie: „ob die Dame zu nehmen ist?"—„ob die Dame zu nehmen ist? Freilich ist die Dame zu nehmen!" Darauf warf Mad. Randhofer Treffkönig zu, und wollte die Karten einziehen, allein auch die kleine Ritzinger wollte die Karten einziehen, wogegen aber seinerseits der Mops Einspruch that, der auch schon seine Pfoten nach der Levée ausstreckte. Endlich zog Mad. Ritzinger die Levée an sich, nachdem sie ihrem kleinen Ebenbilde einen starken und dem Mopse einen zarten Klaps angehängt hatte.

So ging die Unterhaltung lebhaft und angenehm vor sich. Jede Levée wurde zuerst einzeln ausgerufen, besprochen, hin und her gezogen, ein Kind oder eine Hand mischte sich darein, und ein Klaps endigte die interessante Debatte.

Von Zeit zu Zeit rief Mad. Randhofer mir zu: „Putzen Sie das Licht, ich bitt' Sie!" Das war leicht gesagt, aber schwer erfüllt, ich mußte dazu meine Karten aus der Hand legen, den Leuchter zum andern führen, die unanfaßbare Lichtschere mit List und Gewalt bei einem Ende erwischen, und dann erst mit einem pfiffigen Manöver mich, die Lichtschere und die gefallene Schnuppe aus der Affaire ziehen. Hr. Gröbel machte, wenn es ihm zu dunkel wurde, Versuche in der Experimental-Physik der Natur-Lichtschere, putzte das Licht mit den Fingern, wovon oft ein schwarzer Verdacht sodann auf die von ihm ausgespielte Karte überging.

Ich sah den Moment kommen, wo er mit seinen Stumpffingern das Licht auslöschen wird, und hatte auf diesen Fall eine Haupt- und Staatsaction vorbereitet.

Richtig, Mad. Randhofer hatte eben den Herzkönig mit dem Herzbuben eingestochen, als Herr Gröbel das Licht putzte, und es auslöschte, in diesem Momente hatte ich auch das meinige gelöscht, und die ganze edle und liebenswürdige Partie saß im Stockfinstern.

Mit Vergnügen bemerkte ich durch mein Gehörorgan, daß alle meine Mitspieler zuerst darauf bedacht waren, ihre Kasse in Sicherheit zu bringen, und mit der einen Hand sie zu bedecken! Indem ich mich damit beschäftigte, meiner Herzdame zur Linken eine süße Levée von den Lippen zu pflücken, riefen Alle einstimmig: „Licht! Licht!" Die Kinder fingen zu kichern an, zwickten die Möpse, diese heulten, der Lärm dauerte eine Minute, bis Johanna, auf Befehl, Licht bringen mußte, und Kinder, Möpse, Karten und Kasse wieder in Ordnung gebracht wurden.

Wir hatten von halb sieben bis zehn Uhr richtig ganze zwei Robber gespielt! Die große Zusammenrechnung kam, ich hatte dreizehn schwarze Groschen an Mad. Randhofer, und Hr. Gröbel neun ditto an Mad. Ritzinger zu bezahlen; woraus ersichtlich ist, daß Kürschner und Poeten Lebensart haben und galant gegen Frauenzimmer sind.

Indessen hatten die drei Kindlein in meinem Hute gekocht. Sie hatten nämlich mitunter auch Küche gespielt, Brodkrummen, Wasser u. dgl. genommen, und meinen Hut zur Küche gemacht. Die Möpse wollten auch an Aufmerksamkeit nicht zurückbleiben, und zernagten meine Handschuh, die aus dem Hute auslogirt und auf die Erde geworfen wurden.

Mad. Randhofer tröstete mich über den Verlust von dreizehn schwarzen Groschen, und sagte mit bedeutungsvollen, hoffnunggebenden Mienen:

„Unglück im Spiel, Glück in der Liebe!"

„Ach!“ sagte ich neu belebt, „glauben Sie, daß ich mir in der Liebe dreizehn schwarze Groschen hereinbringen werde?“

Unterdessen war es spät geworden, ich mußte dreizehn schwarze Groschen, fünf graue Stunden und zwei blaue Augen im Stiche lassen, um Mad. Ritzinger nach Hause zu begleiten. Es war ein Katzensprung! von der Alservorstadt bis nach der St. Marxer-Linie!

Ich wollte einen Wagen nehmen, das litt sie durchaus nicht, es käme ihr gerade recht, eine kleine Bewegung zu machen, und sie wußte, ich bin sehr galant!

Das sind Folgen eines guten Rufes!

Ich brachte sie wohlbehalten in ihre Heimath und versprach ihr, sie recht oft zu besuchen, denn sie meinte: „es sei ein kleiner Spaziergang!“

Vorlesung eines Zucker-Rohres über den gänzlichen Mangel aller Romantik, gehalten in einer Gesellschaft von jungen Runkel-Rüben.

Meine ehrenwerthen Freunde und Runkel-Rüben!

Ihr Geschlecht fängt an, sich nicht nur unter die ganze Erde, sondern auch über die ganze Erde zu verbreiten! Sie tragen mit dazu bei, alle Romantik auszurotten und eine industrielle, nüchterne Prosa an ihrer Stelle zu substituiren.

Wenn die Natur Runkel-Rüben-Zucker haben will, so hat sie sich mit der Geburt von Christoph Columbus lächerlich gemacht, und Ludwig August Frankl hat Unrecht gehabt, einen Mann zu besingen, den die kleinste von Ihnen, meine ehrenwerthen Damen, entbehrlich macht!

Ja, Sie, Sie geben der romantischen Lichtseite des Lebens den letzten Gnadenstoß!

Die Aufklärung, die Reformen, die allgemeine Erfindungs-, Entdeckungs- und Ersparungs-Wuth hat allen Schimmer, alle Illusionen von den Fittigen der Zeit abgestreift und die

allgemeine europäische Civilisation

hat die sonst romantisch-bunte, malerische, poetische, phantastische, ideale Verschiedenheit der Welt in eine einzige, große, einförmige, aschgraue Livree gesteckt, mit blanken Knöpfen, auf denen der monotone Namenszug der modernen Alltäglichkeit ausgeprägt ist!

Die Mythologie haben wir längst verscherzt und die Götter Griechenlands; die Oreaden, Dryaden und die Hamadryaden haben wir zu Schiffsbalken und Kanalschleusen entgöttert; die Gnomen haben wir zu Steinkohlenjungen gemacht; Daphnes Locken flattern in Wildpret-Saucen und Vulkans Athem schnaubt aus Dampfröhren uns entgegen!

Aber es blieben unserer Phantasie noch schöne, große Domänen; unserer Romantik blieb der schöne Wittwensitz: Orient, dieses Land der Wunder und Fabeln. Uns blieben die schönen Sultaninnen mit langen Schleiern über lange Wimpern; uns blieben die Houris, Peris, Odalisken aller fernen Zonen! Uns blieb das fabelhafte Indien, die lockenden Bayaderen; unserer Anschauung blieb Afrika, die Kassauben, die Oasen, die glühenden Odalisken-Augen, die brüllenden Löwen, die bethürmten Kameele, die klugen Elephanten u. s. w.

Alle diese Güter im Reiche der Einbildungskraft hat uns die allgemeine Civilisation geraubt, geplündert, verwüstet! Nicht ein haarbreit phantastischen Boden hat sie unserer Illusion überlassen!

Die alte, zahnlose, prüde, pedantische, steife, kluge, aber abgeschmackte Gouvernante Europa, hat die andern Welttheile an den keuschen, aber dürren Busen genommen, hat sie

zu klugen, artigen, gesitteten Jungend herangezogen und herangebildet, und da stehen sie nun die drei europäisirten großen Bengel, steif, uniformirt, höflich, kalt, fad, und bis zur Abgeschmacktheit unterrichtet und civilisirt!

Aus allen drei Welttheilen ist kein einziger Tropfen Romantik mehr zu pressen; Alles ist so alltäglich civil geworden, so durchaus europäisch prosaisch und farblos, daß sie kaum mehr Costüm-Ausbeute für einen Theater-Costümier abwerfen!

Der Turban macht dem Czako Platz, der Schleier dem Bibi, die Mandarinen tragen Achselbänder und an der Stelle der schönen Scherezade mit den süßen Märchen lies't Mad. La Bim-bascha den unsterblichen Paul de Kock! Aus den Boudoirs in Algier wird wie aus denen zu Paris geschrieben:

Madame Fetscha-Bumba prie Mr. Pinca-Rauka de lui faire l'honneur de prendre le thé, etc. etc.

Der Enkel von D'schingis-Chan verbietet das Opium in Folge eines Mäßigkeitsvereins; das Opium, diesen phantasmagorischen Zauberer, der den siebenten Himmel mit seinen Houris, Brama und Wischnu vor die Seele zaubert! Der Nimbus der Bayaderen zerfließt im Saal Ventadour! Die Löwen Afrika's empfangen Besuche von den Pariser Grisetten, die Arra's, Lory's und Papageien sagen: "bon jour." Der Elephant apportirt und macht den aimablen. Alle Affen und Mandrills, und all' die bizarren Menschen-Incunables der Schöpfung haben ihren Bürgerpalast im jardin des plantes!

Wo soll da die Romantik noch ihre Recruten hernehmen? Woher die Phantasie ihre Bilder fouragiren?!

Die Universalbildung hat die Romantik aufgegessen, die sporadische Civilisation ist eine epidemische ge-

worden, hat alle Romantik mit Haut und Haar verschlungen, wie der Vesuv den Empedokles, und hat nichts von ihr übrig gelassen, als auch nur den ledernen Pantoffel!

Ich, das Zucker-Rohr, ich stehe nur allein noch als der letzte romantische Mohikan da; meine Locken flattern wie die Trauerweiden Babylons an den Ufern des Oceans und ich schüttle weinend mein Haupt herüber auf das von Runkel-Rüben-Prosa durchackerte Europa!

Ich, meine ehrenwerthen Runkelrüben, ich Zuckerrohr bin ein Enkel der Mythologie! Die schöne Syrinx wurde von Pan verfolgt, sie flehte bei ihrem Vater, Majoratsherr eines mächtigen Wassergottes, um Rettung, wurde in ein Rohr verwandelt, und dieses Rohr bin ich! In mir liegt romantisch-dramatischer Stoff: Liebe, Verfolgung, Vaterfluch, die Peripetie zu Zucker, und endlich die süße und versöhnende Auflösung! Allein wo ist eine Mythe, welche die Runkel-Rübe verschönt, und wo ist die moralische Tendenz des Runkel-Rüben-Stoffes wie die in mir: wenn die Mädchen von Liebe verfolgt werden, so verwandeln sie sich!?

Welches Mädchen würde wünschen, in eine Runkel-Rübe verwandelt zu werden?

Mich brauchen die Poeten zu ihren schönsten Metaphern: schlank wie Zuckerrohr! Allein zu welchem Bilde kann man die Runkel-Rüben, diese Calibans unter den Pflanzen, gebrauchen? Kein Poet wird von einer Schönen sagen: „Ihr Wuchs war wie eine Runkel-Rübe!“

Kotzebue's „armer Poet“ ist in meinem Schatten entstanden! Lorenz Kindlein gedieh unter den Schatten der Zuckerröhre, unter diesen hohen Rohrwäldern wuchs jene Liebe, aus jenen schlanken Zeugen ihrer Liebe schrieb sie jenes: „ich folge Dir, sobald ich kann!“ welches all' jenen rührenden Zauber um Lorenz Kindlein legt, der nöthig

ist, um empfindungsvolle Theater-Besucherinnen in Thränen zu waschen und zu baden! Glauben Sie, daß solch' ein Werk der Liebe, der reinsten Liebe, der totalen Hingebung auch in der Atmosphäre des rothen Mangold, der Dick- und Fütter-Rübe hätte gedeihen können?

Und nun gar Kotzebue's „Negersclaven." Was wären die ohne Zucker-Rohr! Setzen Sie statt „Plantagen" Runkel-Rübenfelder, und der dramatische Effect ist beim Henker! denn Seufzer, Thränen und Plantagen, das ist die natürliche ostindische Compagnie, die sich für den Erfolg dieses Stückes verbirgt; allein setzen sie „Seufzer und Rummel-Rübe" oder „Thränen und Rungsel-Rüben-Zucker-Fabrik" und alle elegische Stimmung ist im Keime erstickt!

Ich sehe die Zeit kommen, wo sich alle Rüben der Erde zu Zucker emancipiren werden!

Vor dem Gesetz sind alle Rüben gleich! wird die Gukelrübe sagen!—Warum soll gerade aus dem Kainshaupte der rothen Rübe Zucker gepreßt werden, warum nicht auch aus meinem blonden, langgelockten Haupte? so wird die gelbe Rübe fragen. Dann kömmt das ganze Geschlecht der Kohl-Rüben, der Mohr-Rüben, der Wasser-Rüben, der Steck-Rüben, der Teller-Rüben und die ganze weitverbreitete Familie der Rapunzeln, und alle werden wollen Zucker geben, und alle werden schreien: "anch' io san pittore!" Alle werden sagen: „Preßt nur, preßt, unter der Presse giebt Kraut und Rüben auch Zucker!"

Alle Rübenbauer werden bei ihrer Saat declamiren:

„Dem dunklen Schooß der heiligen Erde
Vertrauen wir die Rübensaat,
Und hoffen, daß sie erstehen werde,
Als Zuckerrohr von besserm Grad!"

Selbst die kleine Teltower Rübe wird aus den Palmen-Wäldern um Berlin aus der Erde steigen wie ein kleiner Gnom, wird nach Berlin gehen zu Herrn Rellstab oder Häring, und wird sagen: „Ihr findet in jeder Natur-Rübe Stoff zu dicken Romanen- und Leihbibliotheken-Zucker: warum nicht auch in mir!"

Seid nicht stolz darauf, meine sonst ehrenwerthen Runkel-Rüben, daß ein Centner von euch ein Pfund Zucker giebt, denn aus welchen Dingen wird jetzt nicht Zucker gezogen? Aus Aehren und Mais, ja, sogar aus Maculatur! Maculatur-Zucker!

Welch' ein Trost, welch' eine Aussicht für die Pflanzer der literarischen Negersclaven: für die Buchhändler! Zuerst pressen sie den Schriftsteller, dann das Werk, dann die Leser, dann das Maculatur! Wie muß ihnen der Kaffee mit solchem Zucker schmecken?!

Es wird eine Zeit kommen, wo man in diesem Maculatur-Zucker so bewandert sein wird, daß man bei jeder Tasse Kaffee, die man trinkt, den Schriftsteller herausschmecken wird, aus dessen Maculatur er gezuckert ist!

Die Empfindsamen werden Novellen-Zucker, die Romantischen George-Sand-Zucker u.s.w. haben.

Allein, das Alles wird vergehen! Alle anderen Zucker werden zerfließen, alle Prätendenten dieses süßen Thrones werden ihr Ende ereilen, ich allein, das legitime Zuckerrohr, werde bestehen, und in so viel Zungen sich auch die Menschheit theilen möge, es wird kein Mensch die Doppelzüngigkeit so weit treiben, um Zucker-Rohr-Zucker equale Runkel-Rüben-Zucker zu achten!

Und somit ende ich meine Betrachtung über diesen Gegenstand, mögen Sie mir, meine ehrenwerthen Adoptiv-Zucker-Stief-Kinder auch hinter dem Rücken ein Rübchen schaben,

mich entschädigt mein innerer Gehalt! Ehre, dem Ehre gebührt:

„Voll Saft mag wohl die Runkel-Rübe sein,
Doch Zucker wohnt im Zuckerrohr allein!“

„Ruf' nicht eher „Fisch, Fisch!“ als bis er auf dem Tisch.“

Ich weiß, mein lieber Leser, daß das Aschenbrödel: Ernst ein unwillkommener Gast ist; allein ein Bischen wollen wir uns doch einäschern und nach den Tagen des leeren Taumels, des herz- und beutelaussaugenden Carnevals, ein sinnigeres Wörtchen sprechen, als immer und ewig von den Walzern von Strauß und Lanner, von den Maskeraden und Redouten, von Concerten und sinnlosen Musiken, von Taschenspielern und Automaten, von Statistinnen und von duellirenden Flöhen, von Amerika im Elysium und von der Quadrille, und von all' dem leeren, schalen, hirn-, saftlosen, herz- und gemüth-entledigten, läppischen und täppischen, faden, widerlichen, bis zum Ekel abgedroschenen Brimborium, und von all' dem Firlefanz und Plunder unserer gewöhnlichen Tages-Erscheinungen, unserer Tagesnovitäten und unseres Neuigkeits- und Referirungs-Tritsch-Tratsch!!

Sage mir, mein freundlicher, besonnener Leser, wächst dir nicht aus diesem Gewäsche schon eine Brunnenkresse bei den Ohren heraus? Bist du noch nicht durch und durch windelweich durchgeschrieben und in Fasern zerflossen von dem ewig wiederkehrenden, immergleichen, sich selbst wiedergebärenden, monotonen Mahlmühlengeklapper unseres Journalismus? Sage, freundlicher Leser, ekelt es dich noch nicht an, wenn wir tagtäglich und stundstündlich vor deine Thüre kommen

mit unserem Novitäten-Werkel und mit unserem Notizleier-kasten und dir von Morgen bis Abend immer wieder vorleiern

„Das alte Lied, das alte Lied,
Von dem versoffenen Nagelschmied!?"

Bäumen sich, mein geliebter Leser, alle deine Nerven und Muskeln noch nicht im Ekelkrampfe auf und zusammen, wenn du immer und ewig wieder das alte Schiboleth vor deinem Auge findest, wenn du uns immer dreschen siehst das tausendmal ausgedroschene Stroh, wenn du uns immer wieder gackern und gluckſen hörst über dieselben dotterlosen Windeier, wenn du uns immer wieder herum klöppeln siehst auf dem albernen Holz- und Stroh-Instrument, wenn wir immer dasselbe bis zum Verzweifeln abgeschmackte „und wieder ein Sträußchen" vor dir produciren, und wenn wir immer wieder Luft säen und Wind ernten, und Schatten fechten und Seifenblasen fällen, und Sardellen mit einem Aufwande von Kraft tranchiren, als wenn es lauter Haifische wären, und auf Milben reiten mit einem Peitschengeknalle, als ob es lauter Bucephale wären, und abgehülste Linsen zu Markte bringen mit einer Doctormiene, als ob wir sibyllinische Blätter verkauften, und die Blähungen von einigen trommelsüchtigen Minuten mit einer Wichtigkeit ausrufen und ausschneiden, als ob wir die Riesengeburten einer zukunftschwangeren Zeit zu Wehen brächten?!

Sage freundlicher, langmüthiger, geduldiger Leser, wann wirst du uns endlich mit Fug und Recht zur Thür hinauswerfen, wenn wir immer wieder kommen mit den abgestumpften Hasenschwänzen und Biberohren der platten seichten Alltäglichkeit, mit dem Schmankerlbecher der nichtigsten, lockersten und geistlosesten Zeit- und Tages-Notizen?

Mir, mir, mein freundlicher Leser, ist es zum Ekel, und

ich bin bis zum obersten Ohrzipfel überfüllt mit innerlichem Widerwillen, mich immer wieder in das Tretrad derselben Schreibmühle einspannen zu lassen und dir immer wieder vorzuerzählen „das alte Lied, das alte Lied" von wandernden Musikanten, Comödianten, Schnurranten, von Kränzen und Beifällen, von aufgelaufenen Primadonnen und durchgegangenen Helden, von fürstlich belohnten Pirouetten und von hungernden, wahren Talenten u.s.w. u.s.w.! Ich bin so durch und durch matt und ekelmüde, daß ich nicht weiß, ob du schuld bist, mein freundlicher Leser, daß wir so zu schreiben genöthigt sind, oder ob wir schuld sind, daß du so zu lesen gewohnt bist!

Sage mir, lieber, freundlicher Leser, und sei auch nicht ein Bischen böse, wenn ich mit altdeutschen Schreibefäusten und Kraftwörtern darein schlage, sage mir, bist du denn von Natur, von deiner primitiven Wesenheit so verflacht, so geisteskindisch, so sinn- und herzblöde, daß du nichts willst, als den ewigen Abhub des Augenblicks, abgehoben mit dem hölzernen Schaumlöffel der Notizelei? daß dich nichts ergötzt, als was du wie einen Zahnstocher gebrauchen und lesen kannst zwischen Essen und Verdauen, in nichts denkender Behaglichkeit? daß dich nichts angenehm und sympathisch berührt, als die journalistischen Korkstöpfel, die hübsch auf der Oberfläche des geistigen Meeres herumtreiben, nichts als der Nesselausschlag der Literatur, der mit einigen bunten Pünktchen kaum die Haut des intellectuellen Lebens eintüpfelt und in 36 Stunden wie verschwunden ist? daß du nur Gefallen findest an dem literarischen Kürbis des Propheten Jonas, der über Nacht ward und über Nacht verging? Oder, was ich eher glauben kann, mag und will, oder sind wir Journalisten nicht vielmehr die unwürdigen Kindsweiber und Journal-Ammen, die dich seit einem Vierteljahrhundert aufgezogen

haben bei dem Zuckerwasser der Flachheit, bei dem Kindskoch und Brei der allerschwächsten Kost, bei der zähen Bertramswurzel nichtiger Stadtbaserei, bei dem geschmacklosen Brodsuppe von artistischem und geselligem Tritschtratsch? Sind wir es nicht vielmehr, wir Journalisten, mit unserem Eintagsfliegengedächtniß, mit unserer Schmetterlings-Ausdauer, mit unserer Maulwurfsscharfsichtigkeit, mit unserem Eichhörnchenernst, mit unserer Wasserlinsengründlichkeit, die wir die Beredsamkeit eines Staars verbinden mit der Abwechslung eines dressirten Raben, die wir die Tiefe eines Regenwassersees verbinden mit der Schärfe eines Schafkäses, die dich, mein lieber, freundlicher Leser, so dazu großgezogen haben? Wir Journalisten, die mit Pope's Friseur die Locke in den großen Ocean tauchen und die Hühneraugen der Zeit ausschneiden mit einer Grimasse, als ob wir dem Weltengeist die Glieder einrichten wollten; wir, die wir Rechenschaft halten und ablegen über die abgeschabten und abgeschnittenen Nägel des Augenblicks, und dabei Phrasen zupfen und mit den Nüstern dampfen, als ob wir eine große Zukunft herausschnitten aus dem aufgeblasenen Leibe der Gegenwart! Wir, die wir eine Theaternotiz einbalsamiren wie einen ägyptischen König; wir, die wir einen Triller in Triumph herumtragen wie eine eroberte Fahne; wir, die wir eine Pirouette einschlagen in Lorbeeren und Unsterblichkeit; wir, die wir einen Clavierlauf überbauen mit Regenbogen und Sonnenstrahlen; wir, die wir dem unsterblichen Erfinder eines Pizzicato den Cäsarstuhl hinsetzen neben den großen Bären; wir, die wir ein zerrissenes und wieder ganz gemachtes Taschentuch heute mit eben jenem süßen Wahnsinn vergöttern, mit dem wir gestern den Sänger der Ilias vergötterten; wir, die wir einem Affen Mammok denselben Wortkranz und dieselbe Rosenkrone aufsetzen, die wir gestern einem Retter des Vater-

landes aufsetzten; wir, die wir in Gottes Zorn über einen Kamm scheren den Löwen und das Schaf, den Apollo und den Harlekin, die Messiade und den Gassenhauer, die Götterlehre und die Millykerzen, die Kunst und die Bierhalle, den Patriotismus und das Ohrensausen, die Kritik und die Todtenliste, den Humor und die neuen Häringe, die Literatur und die Anzeige vom frischen Rattenpulver!!

Ach, mein lieber, freundlicher Leser, unsere Schale sinkt, wir sind die Verführer, du der Verführte; wir sind die irrigen Wegweiser, du der irrige Nachfolger!

Jedoch wozu das alles? Nützt es etwas? Wird es nützen? Kann es nützen? Soll es nützen? Es wird mir mit dieser Rede gehen, wie mit der Rede eines frommen Redners an die Fische! Du kennst doch diese Sage? Nicht? Nun, weil mein Motto gerade ein Fisch-Motto ist, so höre, was du gewiß schon oft gehört hast!

Die Rede an die Fische.

Ein frommer Redner stand,
An eines Ufers Rand,
Fing an die Wort' zu mischen,
Sprach rührend zu den Fischen!

Die Fische kamen all' herbei,
Es kam der Hecht, es kam der Schlei,
Der Karpfen kam, es kamen ohne Pausen,
Die Huchen und die Hausen.

Der Stockfisch kam, gar fett und dick,
Es kam der Stör, es kam der Tik,
Und in dem Salz der Welle,
Kam Häring und Sardelle.

Die Frösche kamen alle noch,
Es kam der Hai, es kam der Roch',
Es kam mit langen Scheeren,
Der Krebs aus allen Meeren.

Die Rede hörten stumm sie an,
Und alle dachten in sich dann:
„Der kann zu Herzen reden,
Das bessert einen Jeden!“

Sie hörten mit gestrecktem Ohr,
Aus ihrem Wasser hoch empor,
Der Karpfen, mit bemoostem Haupte,
Sah aus, als ob er's glaubte!

Der Hecht auch schien gar sehr erbaut,
Der Stockfisch schluchzte tief und laut,
Man fand die Frösch' und Unken
In Thränen ganz versunken!

Der Haifisch sah gar fromm herauf,
Als ob ihn reut' sein Lebenslauf,
Der Krebs schien sich es vorgenommen,
Als wollt' er vorwärts kommen!

Die Red' war aus, die Red' war all,
Da rührte sich's im Wasserschwall,
Die Fische, wie gekommen,
So waren sie verschwommen!

Der Hecht, der war kaum fortgereist,
Als er schon frisch ein Karpflein speist;
Der Hai, so ganz und gar durchdrungen,
Hat d'rauf den Hecht verschlungen!

Der Stockfisch, der gestreckt sein Ohr,
Blieb g'rad so dumm, als wie zuvor,
Die Frösche, die Hallunken,
Sie quackten wie die Unken!

Sardellen auch nun alleweil,
Es brachte ihnen doch kein Heil,
Und rückwärts zu den andern,
Sah man die Krebse wandern!

Wenn je ein Mensch zum Volke spricht,
Vergesse er beileibe nicht,
Die Rede zu den Fischen,
Im Geist' sich aufzufrischen!—

Ja, mein lieber, freundlicher Leser, es ist Zeit, daß wir unser journalistisches Ringelspiel ein Bischen renoviren, reformiren und veredeln! Nicht immer der Ritter von der traurigen Gestalt, der immer wieder hohle Novitätenschädel aufspießt, nicht immer derselbe zahme Türke, der stets nach dem Dreheisen sticht, und nie den rechten Punkt trifft; nicht immer dasselbe hölzerne Pferd mit dem buntangestrichenen ledernen Gurt; nicht immer wieder einen großen Trompetenstoß und eine Einellenmusik, wenn sich ein Kindlein oder sonst ein Reiter aufsetzt auf den hölzernen Schlitten, um die Runde zu machen, die sie seit Jahren und Jahren zehntausendmal gemacht haben, die wir alle mit dem gleichen Trompetenstoße und mit derselben Einellenmusik empfangen haben!

Auch wir Journalisten rufen so oft im Voraus, eh' Tisch gedeckt ist: „Fisch! Fisch!" und wenn die Tafel angerichtet wird, so ist es nicht Fisch und nicht Fleisch, und der Leser wischt sich den Mund ab!

„Ruf nicht eher: „Fisch, Fisch!" als bis er auf dem Tisch!" Das sollte auf jedem Journal als Motto prangen! Denn was sind wir Journalisten jetzt anderes als die Vorreiter jeder Gaukler-Erscheinung, mit der großen Posaune im Munde, und wir reiten durch die Zeilengassen mit Wortschellen behängt und blasen und rufen die Menge an: „Hier ist zu sehen ein großes Weltwunder u.s.w." und das Volk versammelt sich, und läuft zusammen, und hinterher kommt oft nichts als das Gelüste einer großen Erwartung! Darum rufe man nicht eher „Fisch, Fisch!" als bis er auf dem Tisch!

Und ist es denn nicht in allen Dingen des menschlichen Lebens so, mein lieber, freundlicher Leser!? Das Herz, der Geist, der Mund schreien oft „Fisch! Fisch!" und auf den Tisch kommen nichts als Gräten und Floßfedern und Schwanzstücke!

„Fisch! Fisch!" rufen dramatische Dichter und ihre Freunde, wenn ein neues Stück kommen soll; es ist ein Goldfisch, sagte der eine, ein Leviathan sagte der Andere, ein fliegender Fisch, sagte der Dritte. Da sammelt sich die fischliebende Welt und bringt einen Hunger mit für einen Leviathan, und wenn der Tisch angerichtet ist, da kömmt ein ganz gewöhnlicher Fisch, ein Backfisch, ein Fisch, wie jeder Fisch, ein Fisch, der so das juste-milieu zwischen Sardelle und Wallfisch ist, und die Gäste warten stets auf den Leviathan, auf den Goldfisch, auf den fliegenden Fisch! Darum, mein lieber, freundlicher Leser, ruf nicht eher: „Fisch! Fisch!" als bis er auf dem Tisch!"

Da ist ein Wunderknabe, ein Knabe, der herrlich Clavier, Geige, Horn, Baßgeige, Flöte, Klarinette u.s.w. spielt; da kommen die Tanten und Basen, die Nachbarinnen und Gevatterinnen und schreien: „Fisch! Fisch!" und die Tante sagt: es ist ein Fisch mit Schuppen aus Unsterblichkeit und mit Floßfedern aus natürlichen Lorbeern, und die andere sagt: aus seinem Rogen wird das Glück der Zukunft geschnitten, und die Andere sagt: aus seiner Milch wird die Nachwelt ihr Heil bereiten u.s.w. und das Fischlein wächst und wächst, und das Fischlein wird älter, und aus dem Goldfischlein wird höchstens ein Gareißel und aus dem Silberfischlein ein Weißfisch und die Basen und Tanten haben das Fischlein mit der Fischbrühe ganz ausgegossen! Darum ruf' nicht eher „Fisch! Fisch!" als bis er auf dem Tisch!"

Der Carneval kömmt, die Mädchen schreien: „Fisch! Fisch!" welches so viel heißt, als: „Mann! Mann!" und wenn sie ein Mann auf dem Balle eine Viertelstunde lang mit einigen faden Complimenten servirt, die er von der Pique auf, vom Küchenmädchen, Stubenmädchen, bis zum Fräulein auf, dienen ließ, so schreit das Mädchen: „Fisch! Fisch!" und wenn sie Jemand zweimal zur Quadrille engagirt, eben weil mit ihr zu tanzen die leichteste Arbeit ist, so schreit das Mädchen wieder „Fisch! Fisch!"

Und wenn ein Fant und Roué zu so einem Mädchen wieder sagt:

„Wann kommen wir uns wieder entgegen?
Im Sturm, im Wind oder im Regen?"

und sie flehet, auf die Bastei zu kommen, oder sonst wohin, da schreit das Mädchen: „Fisch! Fisch!" welches immer so viel heißt, als: „Mann! Mann!" und wenn der Carneval vorüber ist und die eigentliche Fischzeit da sein sollte, da sind keine andern Fische da, als faule Fische und an der Fischangel ist nichts hängen geblieben als ein Stückchen von dem guten Rufe des Mädchens, und an allen Straßenecken rufen alte Weiber ein Volkslied aus:

„Von den 12,000 Jungfern, die alle in dem Fasching sein übri blieben und wie der Cupido über sie wane thut!"

Darum ruft nicht eher „Fisch! Fisch!" als bis er auf dem Tisch!"

Wiederum, mein lieber, freundlicher Leser, macht sich Jemand ein Ideal, und er sucht unter den zwölftausend thörichten Mädchen und findet eine, die wie ein Paradiesvogel die irdischen Füße eingezogen hat, und da stickt er sein Ideal auf diesen Silbertoque der Wirklichkeit und ruft: „Fisch!

Fisch!“ und er erhebt diesen Fisch gleich zu dem Sternbild der Fische am Himmel, allein wie lange dauert es, da fallen dem Fisch und ihm die Schuppen von den Augen, er gedachte zu fischen, und er krebste, es ist ein Fisch wie alle Fische sind, nicht besser und schlechter als alle Flußfische, mit denselben Kiemen und demselben Blut, und der gute Ideal-Fischer stürzt von seinen Himmelsfischen herab in den gewöhnlichen Fischbehälter irdischer Fische! Darum: rufe nicht eher „Fisch! Fisch!“ als bis er auf dem Tisch!—

Ja, mein lieber, freundlicher Leser, Alles im Leben: Hoffnung, Glück, Liebe, Freundschaft, das Leben selbst ist nichts, als ein ewiges Rufen: „Fisch! Fisch!“ und gar nichts auf dem Tisch! Die Hoffnung ruft immer und ewig: „Fisch! Fisch!“ und kömmt nie zum Anrichten. Die Liebe, die Freundschaft, der Enthusiasmus u.s.w. sind nichts als Fische: in drei Tagen sind sie übelriechend!!!

Das ganze Leben, mein lieber freundlicher Leser, ist nichts, als ein permanentes Rufen: „Fisch! Fisch!“ An der Wiege fängt der Mensch an zu rufen: „Fisch! Fisch!“ Die Kindheit schickt ihn zu der Jugend um Fische, die Jugend schickt ihn zum gesetzten Alter um Fische, das gesetzte Alter schickt ihn zum Greisenalter, um Fische, so rufen sich alle Menschenalter zu: „Fisch! Fisch!“ bis der große Fisch-Geier Tod kömmt mit seinem Fischmesser und uns und alle unsere Luftfische in die große Pfanne haut; und auch indem wir hineingehen in den dunkeln Behälter, wo Hecht und Stockfisch, Sardelle und Haifisch ruhig nebeneinander in der schwarzen Erdensauce liegen, auch da rufen wir noch: „Fisch! Fisch!“ und hoffen, wie der Talmud sagt, dort zu essen von dem großen Leviathan, der ein Fisch

ist ohne Gräten und ohne Schuppen, und der da schmeckt nach allen Delicatessen der beiden Welten, und dessen Rogen gebraten wird an dem Urquell alles Lichtes und alles Lebens! Lieber, freundlicher Leser, guten Appetit!

Eine Eroberung.

Aus meinem Tagebuche.

Es war in Nürnberg, im Jahre 184—. Ich kam früh Morgens an und legte mich gleich schlafen. Es ist für Reisende nicht genug zu empfehlen, wenn sie an einem fremden Orte ankommen, sich sogleich schlafen zu legen; das giebt der Polizei eine Art Garantie für die Unschädlichkeit dieser Reisenden, und so lang man schläft, wird man gewiß nicht beunruhigt werden. Nachdem ich ausgeschlafen hatte, präsentirte sich der Wirth des „bayrischen Hofes," Herr Auernheimer, bei mir, um einen solchen vornehmen Gast zu bewillkommnen und mich zu fragen, welche von den Nürnberger Merkwürdigkeiten ich zu allererst zu sehen wünschte, worauf ich mich für ein Beefsteak und einen Schoppen Rothwein entschied.

Ich kannte Nürnberg und seine Merkwürdigkeiten schon von früher und war blos einer Einladung meines Freundes, des Grafen D.......n nachgekommen, um mit ihm auf seinem nahe bei Nürnberg gelegenen Landsitze einige Tage zu verleben. Ich wollte sogleich hinausfahren, allein ich hörte, Abends sei Sommerball auf dem „Dutzend-Teich"—so heißt ein Belustigungsort in Nürnberg—wo sich die schöne Welt versammelt, und ich beschloß, die schöne Welt um ein Exemplar zu vermehren! Mein Gott, es läuft so Manches unter der Bezeichnung „schöne Welt" mit, was eben nicht dazu beiträgt, diese Welt zu verschönern, daß ich ohne Gewissensbisse

obenerwähnten Beschluß fassen konnte, bis zum Abend, allwo die „schöne Welt Saphir et Compagnie“ sich versammeln sollte.

Den Tag über ging ich nach „Fürth,“ diesem bayrischen Jerusalem; es war gerade an einem Sabbath und ich besuchte die Synagoge, in welcher eben eine Predigt über das „Capitel von der Kuh“ stattfand, von der „rothen Kuh,“ die Moses zu verbrennen befahl. Der Rabbi sprach von dieser rothen Kuh, als ob er mit ihr in einem Pensionat gewesen wäre; er wußte, wie viel Haare sie hatte und welche Erziehung sie genoß, und er bemühte sich, eine Stunde lang zu erörtern, warum die „rothe Kuh“ verbrannt werden mußte, und ich hätte ihm schon gerne zugerufen: Die Kuh ist roth, also eine democratische Kuh, also wird sie verbrannt. Er ließ sich noch ein Weiteres über diese rothe Kuh aus, die „ohne Fehler sein mußte,“ eine Forderung, die von irdischen Kühen zu viel verlangt ist! Ich erwartete immer, der Rabbi würde die Frage abhandeln, ob die „rothe Kuh“ „weiße Milch“ geben darf.

Nachmittag kehrte ich nach Nürnberg zurück. Der Abend kam und ich fuhr in einer Hofequipage nach dem „Dutzend-Teich,“ das heißt in der Equipage des „bayrischen Hofes.“

Ich hatte früher sorgfältig Toilette gemacht, ich zog meinen Spiegel zu Rathe, und der Spiegel ist wie jeder andere Rath, er ist mit dem Referenten einverstanden! War schon jemals Jemand mit seinem Spiegel unzufrieden? Ich war sehr zufrieden mit meinem Spiegelbild; denn der Weise ist mit Wenigem zufrieden, ich war überzeugt, heute eine Eroberung machen zu müssen und fuhr mit angenehmen Hoffnungen nach dem „Dutzend-Teich.“ Der „Dutzend-Teich“ ist ein liebliches Plätzchen; eine Menge kleiner Teiche sind da auf grüner

Heide zerstreut, dazwischen Wald-, Laub- und Schattengänge, und ein Sommertanz- und Conversationslocal.

Die schöne Welt war größtentheils schon da, und ich complettirte dieselbe vollständig. Die Nürnbergerinnen sind wie die Nürnberger: sie hängen Keinen an ihr Herz, bis sie ihn haben. Sie sind aber schön und liebenswürdig, und ich dachte in mir: „Sie sollen ihn haben," den „Humoristen" nämlich.

Ich stieg an allen Teichen, in allen Zimmern, in allen Alleen und Baumgruppen herum; die Musik, die Kühle des Abends, der balsamische Duft der kronenreichen Bäume, die wogende Menge, der Kranz junger, lebensfrischer, hübscher Frauen versetzte mich in jene Stimmung, in welcher man durchaus lieben oder doch wenigstens die Cour machen will. Ich war so lange liebedürstig, daß ich mir auch schon von schwarzen Augen hätte was weiß machen lassen!

Ich schickte meine Blicke ringsumher und bemerkte ein junges Frauenzimmer, welches mich mit forschendem Blicke ansah. „Ha! die ist in mich verliebt!" dachte ich, „die hab' ich erobert!" Man weiß ja, Liebe ist das Werk eines Augenblicks! „Wie kömmt die Liebe und wie geht sie?"—Sie kömmt, wie Einem etwas ins Aug' fliegt! Ich bin diesem Mädchen ins Aug' geflogen, vom Aug' ins Herz, es sucht vergebens, mich aus dem Aug' und dem Herzen zu reiben!

Von nun an war ich selig! Ich war geliebt! Ich stieg um das Boskett, in welchem das Mädchen saß, herum, wie ein rastloser Geist; da sah sie mich noch einmal an—und wieder einmal!—Es that mir ordentlich leid, daß ich so liebenswürdig bin.—Die Arme!—Ich ging in eine Seitenallee, um darüber nachzudenken, wie ich sie von Verzweiflung retten könnte!—

In dieser Seitenallee belauschte ich folgendes Gespräch,

welches verschiedene Personen, die ich an der Stimme erkannte, in meinem Innern hielten. Die „Eigenliebe,“ eine gesunde, starke Person, mit durchdringender Stimme, sagte: „Es ist ganz natürlich, dieses plötzliche Liebesfangen! Du hast eine schöne Gestalt,—der Wuchs ist bei einem Mann Alles, nach dem Geld natürlich!—Du hast eine Physiognomie, die höchst geistreich ist, kurz, du besitzest ein “je ne sais quoi,” das dir Eroberungen leicht macht!“—Eine charmante Person, die Eigenliebe! Man kann ihr stundenlang zuhören! Aber da mischte sich eine tiefe Baßstimme drein, es war der „V e r s t a n d,“ ein toller Kerl, der nie geliebt hat. Der sagte wieder: „Aber er wird doch nicht so dumm sein, sich für so gefährlich zu halten, daß ein Mädchen ihn blos vom Sehen schon liebt! Hat er sich denn gar nie im Spiegel gesehen?“—Ich hätte den groben Kerl gleich umbringen können!—Darauf antwortete die nicht so bald schweigenzumachende Eigenliebe: „Na, warum denn? Weil er keine r ö m i s c h e Nase hat, aber doch eine i t a l i e n i s c h e, mit einem f l a c h e n D a c h; aber hat er nicht einen Mund, der für ihn spricht, d. h. einen Zug um den Mund, der lieb und gemüthlich und doch wieder pikant ist? Hät er nicht eine kühngewölbte Stirne, auch einen edlen Gang u.s.w.?“—Ich stimmte der Person ganz bei. „Das ist eine so gescheidte Person,“ dachte ich bei mir, „die soll's gut bei mir haben.“ —Jedoch plötzlich hörte ich wieder eine kreischende Stimme, wie von einer bejahrten Frau, es war die „E r f a h r u n g,“ die mußte auch ihren Senf dazu geben und näselte: „Aber bist du denn nicht schon oft so getäuscht worden? Wirst du denn nie von der Vergangenheit was lernen? Wie oft bist du schon so aufgesessen!?“—Ich hätte bersten mögen und dachte: „Altes Weibergeschwätz, laßt die nur reden, die können von Liebe nichts mehr hören, das ist purer Neid!“—Da

flüstert eine Flötenstimme, süß wie Lautenklang, eine ganz allerliebste Stimme, voll Wohllaut, und diese Stimme gehörte der „Eitelkeit," und sprach: „Laß dich nicht einschüchtern! Hast du aber nicht auch oft schon Glück gemacht? Und ist es nicht möglich, daß dieses Mädchen deinen Namen gehört hat, du bist eine „Celebrität!" Die Frauen sind auf Celebritäten so erpicht, wie auf Brüsseler Spitzen! Sie liebt dich als berühmten Mann!"—„O," sagte ich, als ich das hörte, „es giebt noch tiefdenkende und wahrheitsliebende Seelen! Die hat's getroffen!"—Da lispelte wieder ein zartes Stimmchen, es war „die Vorsicht," sie lispelte: „Aber mach' dich nicht lächerlich! Gieb Acht, daß du nicht Stoff zur Belustigung giebst!"—„Was doch diese zimperlichen Geschöpfe für Störfreuden sind!" murmelte ich für mich, als eine laute, muntere Stimme in mir erscholl; es war der „Humor," der sagte: „Ei was, die Stunde will beim Flügel genommen sein, wer wird so viel philosophiren, wenn's nur ein Abenteuer giebt! Und wenn du zum Besten gehalten wirst, du hast dich zwei Stunden amüsirt, das ist genug! Wie oft haben sich schon ganze Völker ein paar Stunden lang amüsirt und sind nachher auch gefoppt worden, und sind auch nicht d'ran gestorben!"—Das ist ein Mordkerl, der „Humor!" Ein alter Practicus!

Kurz, der „Humor," die „Eigenliebe" und die „Eitelkeit" trugen den Sieg davon.

In diesem Augenblicke kam das holde Mädchen an der Hand einer Freundin; als es mich erblickte, stieß es ihre Freundin sanft an, um sie auf mich aufmerksam zu machen, ich bemerkte es und wurde nun meiner Sache immer gewisser. Ich folgte den beiden Mädchen in einiger Ferne, sie gingen in den Erfrischungssaal.

Auf dem Wege begegnete mir Freund H...e, Redacteur des

„N. K.“ Ich hing mich an seinen Arm. „Freund, ich habe eine Eroberung gemacht, du mußt mir helfen.“—„Was denn? Wie denn?“—„Ja, wenn ich das wüßte! Aber komm', ich werde sie dir zeigen, du mußt sie kennen, eine solche Schönheit! und dann mußt du mich vorstellen!“

Wir traten in den Saal ein, während ich ihm Alles erzählte; nach einigem Suchen sah ich die Holde an einem Tischchen mit ihrer Freundin und einer ältlichen Dame. Als sie mich sah, flüsterte sie der Dame einige Worte ins Ohr und diese sah mich dann mit großer Aufmerksamkeit an.—„Siehst du?“ sagte ich zu H., „sie hat eben mit der alten Dame von mir gesprochen, es ist richtig!“

Dr. H. sah die Gruppe an und sagte mir: „Ei freilich kenn' ich sie, das ist die schöne Julie, Tochter des reichen Kaufherrn N. N., ich kenne die Familie recht gut, die Alte ist ihre Großmutter, und ich kann dich vorstellen.“

Ich war glücklich! Wir nahten uns dem Tische, an welchem sie saßen. Ich sah nun J.... in der Nähe. Es war eines der reizendsten Gesichter, frisch, lieblich, rosig, muntere schwarze Augen, Lippen wie die Apfelblüthe, Zähne wie die Heerde Salomons, dichte schwarze Locken fielen auf blendende Schultern herab, die einem marmornen Genius Ehre gemacht hätten.

Wir nahten uns dem Tische und nach einer leichten Begrüßung nahmen wir auf zwei noch leeren Stühlen an demselben Tische Platz. Ich warf Blicke wie feurige Bomben auf Julie und knüpfte ein Gespräch mit ihr an, und zwar mit den geistreichen Worten: „Hier d'rinnen ist's doch kühler wie dort draußen.“ Dr. H. nahm nun das Wort: „Ich stelle Ihnen hier meinen Freund, Herrn Saphir, vor; Sie werden den Namen wohl kennen.“ Julie sah mich an und sagte: „Ich hab' nicht die Ehre.“ —„Da hast du's,“ sagte der „Verstand“

in mir zur „Eitelkeit,“ „du hast ja gesagt, sie liebt ihn, weil er eine „Celebrität“ ist!“ — Aber die „Eigenliebe“ nahm schnell das Wort und sagte: „Das ist mir um desto schmeichelhafter, sie liebt also blos meine „Persönlichkeit!“ — Ich aber fuhr fort, Julien den Hof zu machen, sagte ihr viel dummes und gescheidtes Zeug durcheinander, wie das bei verliebten Gecken und Philosophen stets der Fall zu sein pflegt, und ich sah bald wie sie immer weniger fremd und immer zutraulicher wurde. Ich sagte ihr endlich, während Freund H. die andern beiden Damen unterhielt, wie sie schon den ganzen Abend meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe, wie ich mich unwiderstehlich ihr nachgezogen fühlte. Sie lächelte und sagte: „Ja, ich hab' Sie auch schon lang bemerkt und immer angesehen.“ Ich erbebte vor Freude, ich rückte ein Bischen näher und fragte verschämt: „Und wodurch hab' ich diese schmeichelhafte Aufmerksamkeit auf mich gezogen?“—Sie sah mich unbefangen an und sagte mit naiver Unschuld: „O, Sie sehen meinem verstorbenen Großvater so ähnlich!“—Ich sah nun das Mädchen genauer an! Es war grundhäßlich! So täuscht man sich!

Die Waage.

„Die Kunst, mit Weibern glücklich zu sein!“

Zufällig fiel mir gestern dieses kleine Büchlein in die Hand. Ach, du lieber Himmel, was werden die Menschen nicht noch alles erfinden! Die Kunst, mit Weibern glücklich zu sein! Am Ende erfinden sie noch die Kunst, ein Pfund Arsenik zu speisen und sich ganz wohl darauf zu befinden! Oder die Kunst, sich die Gurgel abzuschneiden, und dabei ein Flötenconcert zu spielen!

Jedoch wenn man den Titel des Büchleins näher beaugapfelt, so liegt viel Wahrheit in ihm. Mit Weibern kann man schon glücklich sein, mit allen Weibern, bis auf eine Einzige, bis auf unser Weib. Das ist immer eine Ausnahme, und Ausnahmen stoßen keine Regel um! Ein jeder Mann kann also mit ein paar Millionen Weibern glücklich sein, und nur mit einer Einzigen unglücklich; das ist ja gottlob gar kein Verhältniß! Es heißt ja auch: „Die Kunst, mit Weibern glücklich zu sein," da müssen ja fremde Weiber darunter verstanden sein, denn bei seiner eigenen ist das keine Kunst, sondern ein Handwerk oder eine Wissenschaft!

Da ich ein Liebhaber der Künste bin, da ich schon 38 Jahre lang gerne diese Kunst erlernen möchte, und auch hoffe, wenn ich sie noch einmal so lange studire, sie vielleicht ausstudirt zu haben, so las ich dies Büchlein mit Begierde, und theile dem Leser die angegebenen Daten dieser Kunst mit. Gleich im Anfange dieses Büchleins heißt es:

> „Der Mann muß durch Verstand und Stärke regieren; das Weib durch Neigung und Liebe herrschen."

Eine schöne Wirthschaft! Der Mann regiert, und das Weib herrscht! Wenn noch ein Hausfreund dazu kömmt, welcher gebietet, so sind die drei Gewalten beisammen.

> „Auch durch die kräftigere und vollere Stimme regiert der Mann!"

Das ist wahr, allein da ein Mann, sobald er verheirathet ist, gar keine Stimme im Hause mehr hat, so ist seine Regierung, wegen plötzlicher Heiserkeit, aufgehoben.

> „Der Mann lerne Liebe und Ehe nicht wie sie in Romanen geschildert werden, sondern wie sie in der Natur wirklich zu finden sind."

Da läßt sich viel dagegen einwenden; erstens ist der Artikel „Liebe" in der Natur gar nicht zu finden! Die Liebe

und das Geschlecht der Mammouth sind ausgestorben, hie und da gräbt man aus einem Mädchenherzen so ein Stück Backenknochen dieser ehemals existirten Liebe aus, aber die Naturforscher sind nicht einig, ob es wirklich ein Stück Gebein von Liebe ist'

Was die „Ehe" betrifft, o so muß man sie nur aus Romanen studiren, wer sie in der Natur studirt, der relegirt sich selbst aus dieser Schule.

„Die frühe Liebe hat oft schon Unglückliche gemacht."

Was heißt das „frühe Liebe?" Einst hieß frühe Liebe, wenn man zu 20 Jahren liebte, dann hieß frühe Liebe, wenn man zu 15 Jahren liebte, jetzt wo man zu 10 Jahren liebt, was heißt jetzt frühe Liebe? Die frühe Liebe macht Niemand unglücklich, aber die späte Entdeckung, daß es keine Liebe war.

Wenn ich das Wort „Liebe" aus dem Munde eines Mädchens höre, ergreift mich ein sardonisches Lachen!

Was ist Mädchenliebe? Mädchenliebe ist das mechanische Stricken eines gelangweilten Herzens an dem Strumpf der Empfindung, wo es zuletzt eine Masche fallen läßt, und der ganze Strumpf sich auflöst.

Was ist Mädchenliebe? Mädchenliebe ist die Finanz-Reduction eines bankerotten Gemüthes, welches einen Schein für baare Münze giebt.

Was ist Mädchenliebe? Mädchenliebe ist die fliegende Hitze einer augenblicklichen Leidenschaft, die unter dem falschen Paß der erröthenden Empfindung die Wangen der Mädchen bereist.

Was ist Mädchenliebe? Mädchenliebe ist das Sodbrennen im genäschigen Magen der Eitelkeit, welches die verschluckte Kreide dem nachbarlichen Herzen mit doppelter Kreide anschreibt.

Was ist Mädchenliebe? Mädchenliebe ist eine unverheirathete Blut-Congestion nach der verheiratheten Haube.

Was ist Mädchenliebe? Mädchenliebe ist das Zähnklappern der Furcht, ledig zu bleiben, welches dem Manne als Herzklopfen angerechnet wird.

Was ist Mädchenliebe? Mädchenliebe ist die Hochzeitsfeier der Falschheit mit dem Betruge, die ein Mädchenherz dazu gemiethet haben, weil die Zugänge dazu sehr geräumig sind.

Was ist Mädchenliebe? Mädchenliebe ist ein wüthendes Buchstabiren an dem Selbstlaute „e,“ welcher aus der Jungfrau eine „junge Frau“ macht.

Was ist Mädchenliebe? Mädchenliebe ist das kurze Namensgedächtniß eines weiblichen Herzens.

Was ist ein Mädchenschwur? Ein Mädchenschwur ist ein Kerl, den der Portier des Herzens: der Mund, zum Hause hinauswirft, weil er beim Herzen nichts mehr gilt!

Was ist ein Mädchenseufzer? Ein Mädchenseufzer ist ein Dampfzug durch den Lippen-Windfang, damit das Herz nicht an leeren Dämpfen zerspringe!

Was ist ein Mädchenblick? Ein Mädchenblick ist ein leerer Schuß aus der Doppelflinte der Augen, um einen Hasen zu jagen, und die Bestätigung einer Lüge durch zwei erbetene falsche Zeugen.

Was ist eine Mädchenthräne? Eine Mädchenthräne ist eine kleinwinzige Seifenwasserblase, die das Auge zum Spaße macht, um dem getäuschten Herzen bunte Bilder vorzumalen.

Nun beginnt der Tausendkünstler erst recht sein Zauberwerk und sagt:

1. „Mache Dich der Geliebten wichtig!“

Ich erläutere dieses folgendermaßen: Hänge Dir eine gewichtige Goldbörse auf die rechte, eine Silbertasche auf die linke Seite, ein Amt auf die Brust, und einen Titel an deinen

Namen; wenn Du Dir diese Wichtigkeiten anhängst, hängt sie Dir auch an.

2. „Erwecke das Gefühl, daß sie Dir unentbehrlich sei."

Das heißt: Da ihr Gefühl schläft, so wecke es dadurch auf, daß Du ihr sagst: „Du bist mein Alles!" Dadurch wird sie glauben, Du besitzest sonst gar nichts als sie, und wenn sie Dich dann noch liebt,—dann, ja dann, dann werden es die Tauben mit Erstaunen hören, die Blinden werden großmächtig drein schauen, und die Stummen werden ausrufen: „Haben wir's nicht gleich gesagt!"

3. „Erwecke das Gefühl, daß Du der Gegenstand des allgemeinen Beifalls ihres Geschlechtes sein müßtest."

Das heißt: Sollte ihr Gefühl doch noch schläfrig sein, so wecke es dadurch auf, daß Du ihr glauben machst, Du seiest ein Modeartikel, der allgemein getragen wird, dann wird sie sich bestreben, Dich auch anzuziehen.

4. „Man mache seinen Geist zu dem ihrigen."

Gehorsamer Diener! Was thut nun der Liebende, der keinen Geist hat? Wenn ein Liebender seinen Geist zu dem der Geliebten macht, so kann man mit Recht sagen: „ein Mann der liebt, giebt seinen Geist auf!"—Die Geliebte erschiene also dem Liebenden zuerst als sein Geist und bald darauf als sein Gespenst!

5. „Man erwecke die Ahnung in ihr, daß man sie in engerer Verbindung beglücken werde."

Ich glaube, die Mädchen lieben nicht der engern Verbindung, sondern der weitern Verbindung zu Liebe.

6. „Man soll das Mädchen nicht mit gesuchtem Witz unterhalten wollen!"

Ich glaube, es ist noch schlimmer, sie mit verlornem Witz zu unterhalten; das ist fast eben so schlimm, als den Witz mit einem verlornen Mädchen zu unterhalten. So lang man ei-

Mädchen sucht, verliert man den Witz; findet man das Mädchen, sucht man den Witz; verliert man das Mädchen, findet man den Witz. Wenn also gefundener Witz ein verlornes Mädchen ist, so ist ein gesuchter Witz ein gefundenes Mädchen und dadurch klar bewiesen, daß die gesuchten Witze schlechte Witze sind!

Nun sagt der Tausendkünstler ferner:

„Die glücklichsten Augenblicke in der Liebe sind, wo man sich gegenseitig noch nicht entdeckt hat.“

Der geniale Verfasser nennt jene Stunden die glücklichsten in der Liebe, wo sich die Personen gegenseitig noch gar nicht entdeckt haben, wo Einer vom Andern noch gar nicht weiß, daß er auf der Welt ist!

Jetzt sagt der Verfasser, „der Liebende muß auch heirathen!“ und fährt fort:

„Die Schönheit vergeht, die Thaler bleiben, darauf muß man immer zurückkommen.“

Noch schlimmer ist es fast, daß die Schönheit bleibt und die Thaler vergehen. Ein Thaler ohne Schönheit ist noch immer ein halber Thaler Schönheit, aber eine Schönheit ohne Thaler ist nicht einmal ein halber schöner Thaler! „Darauf muß man immer zurückkommen?“ Auf was? Auf die Schönheit oder auf die Thaler?

„Man heirathet gleichsam alle Verwandten der Frau mit!“

Das ist ein Glück, denn da sich alle Verwandten unter einander gerne vertilgen möchten, so hat man Hoffnung, sie bald Alle los zu sein.

„Die Frau rede ihre Muttersprache rein.“

Ich würde sagen: „eine gute Frau schweige ihre Muttersprache rein;“ wenn sie aber schön reden muß, so rede sie wenigstens die Vatersprache, wenn sie die Muttersprache spricht, so spricht sie viel zu viel.

„Unter zehn unglücklichen Ehen sind neunmal die Männer Schuld daran!“

Ja wohl, und unter neun glücklichen Ehen sind zehnmal die Frauen nicht schuld daran! Gewiß, an jeder unglücklichen Ehe ist der Mann neunmal schuld: einmal, daß er sich verliebt hat; zum zweitenmal, daß er sich ihr genähert hat; zum drittenmal, daß er sich ihr erklärt hat; zum viertenmal, daß er um Gegenliebe bat; zum fünftenmal, daß er ihrer Versicherung glaubte; zum sechstenmal, daß er um sie geworben; zum siebentenmal, daß er sich mit ihr verlobt; zum achtenmal, daß er sich mit ihr trauen ließ, und zum neuntenmal noch einmal, daß er die ganze Geschichte angefangen hat!

„Der Mann darf den Fuß angeben, auf dem sie leben soll, aber sie nicht wie eine Haushälterin behandeln.“

Der Mann giebt den Fuß an, auf dem sie leben soll, dafür giebt sie den Pantoffel an, unter dem er leben soll; je größer der Fuß, desto größer der Pantoffel. Da aber viele Männer ihre Haushälterinnen besser behandeln, als ihre Frauen, so würde manche Frau wünschen, daß der Mann sie wie seine Haushälterin behandle.

„Man bestimme seiner Gattin eine kleine Summe zu unschuldigen Vergnügungen, zu stillen Handlungen!

Es giebt gar keine unschuldigen Vergnügungen für Frauenzimmer; sobald es unschuldig ist, macht es ihnen kein Vergnügen, und stille Handlungen beim weiblichen Geschlechte sind so häufig, wie schreiende bei den Fischen; die einzige stille Handlung ist zuweilen, daß sie ganz still in eine Putzwaarenhandlung gehen, die nachher laut um Bezahlung schreit.

„Welch' ein Glück ist die Ehe! Was dem Einzelnen unmöglich ist, wird den Vereinigten ein leichtes Spiel!“

Das glaub' ich! Dem Einzelnen ist es unmöglich, dem

Andern das Leben zu verbittern; den Vereinigten ist das ein leichtes Spiel! Welch' ein Glück ist die Ehe!

„Ihr Leben ist ein schöner Sommertag, auch dann noch schön, wenn ein Gewitter vorüber zog; denn das Gewitter erquickt die Natur!"

Also ein Sommertag ist die Ehe, ach ja, so lang und so schwül! Mit einem heißen Himmel und mit einem dürren Boden! Und die häuslichen Gewitter, wo das Weib den Donner macht, und der Mann blitzdumm drein schaut, und die Thränen-Wolkenbrüche, und die Schmoll-Dachtraufen! O, ein solches Gewitter erquickt die Natur, aber es gehört auch eine curiose Natur dazu!

Hierher! Hierher! Eine reiche Frau um sieben und zwanzig Kreuzer.

Wer kauft?

Geduld, Geduld, meine Herren, rennen Sie mir meine Thüre nicht ein! Ihr Mädchen, ihr könnt wirklich stolz sein! Die Männer verlassen eilig ihr Wichtiges und Heiliges, sie verlassen sogar den —Bock (ein berühmtes Brauhaus in München), um sich schnell eine Frau für sieben und zwanzig Kreuzer anzuschaffen! Selbst den Bock verlassen sie! Den Bock! ihr Allerebelstes! ihr Auserlesenstes! ihr Allerkostbarstes; Die Welt dürfte in Trümmer gehen, wenn auch in fractus illabatur orbis, sie trinken Bock! Die Griechen mögen winseln, die Portugiesen heulen und die ganze Menschheit mit den Zähnen klappern, sie trinken Bock! Die Literatur darf zu Grunde gehen, die Kunst ersticken, Glyptotheken, Pinakotheken, Apotheken und Hypotheken mögen einstürzen, sie trinken Bock! Komete mögen auf und nieder gehen, Erdbrände und

Wasserfluthen mögen das Universum bedrohen, sie trinken Bock! Raphaele mögen malen, Praxitele meißeln, Amphione musiciren, Mara's singen, Vestris tanzen und Jean Paule schreiben, sie trinken Bock! So lange der Bock meckert, hat sich alles Wissen, Denken, Sprechen, Fühlen, kurz alle ihre sinnlichen und geistigen Fakultäten haben sich rein eingebockt und verbockt! und dennoch kamen ein Heer Männer, ließen den Bock und fragten:

„Wo und wie bekommt man eine reiche Frau für sieben und zwanzig Kreuzer? Zwar bekömmt man für sieben und zwanzig Kreuzer drei Maaß Bock! Drei Maaß Bock! O himmlische Musik des Worts! Allein dennoch wollen wir eine reiche Frau lieber!"

Ihr könnt stolz sein, Münchner Mädchen, sogar drei Maaß Bock läßt ein Münchner Mann um eine billige Frau, d. h. um billig eine Frau zu bekommen!

Nichts ist leichter als das! nehmt sieben und zwanzig Kreuzer in die Hand, geht in irgend eine Buchhandlung und kauft euch ein Büchlein, welches erschien und folgenden Titel führt:

Der galante Stutzer,

oder:

Die Kunst, sich bei dem schönen Geschlechte beliebt zu machen!

Der namenlose Verfasser sagt in der Vorrede: „Auch ich verdiente in meiner Jugend den Titel eines Stutzers mit vollem Recht und machte dadurch mein Glück; denn ob ich gleich sehr arm war, so bekam ich doch ein reiches Mädchen."

Seht ihr! ihr braucht nichts als ein Stutzer im Superlativ zu sein, um eine reiche Frau zu bekommen, und diese Kunst könnt ihr um sieben und zwanzig Kreuzer erlernen! O glückliche Menschheit, oder um mich recht auszudrücken: o glück-

liche Männerheit! Wenn ich nicht schon zu alt dazu wäre, ich möchte schnurstracks ein Stutzer werden.

Es ist nichts leichter, als nach den Regeln dieses namenlosen Schäkers ein Stutzer zu werden. Auf der ersten Seite heißt es:

„Ist die Dame, die man liebt, wortkarg, so darf der Herr auch wenig sprechen.“

Das wird eine saubere Unterhaltung werden! Eine Dame die schweigt, und ein Stutzer der nicht spricht! trägt die Natur solche Wunder? Seite 7 heißt es:

„Man verlasse den Ball nicht eher als sie, und bitte, sie begleiten zu dürfen, wo man sagen kann: „dürfte ich es wagen, Ihnen meinen Arm anzubieten?“—oder: „Wenn Sie sich in meinen Schutz begeben wollen, bestes Julchen, so bin ich so frei, Ihnen meinen Arm anzubieten!“

Man sieht, der Mann ist ein großer Redner! Kann ein Frauenzimmer einer solchen glänzenden Suade widerstehen?

Seite 8 sagt der lose Schäker:

„Ist man mit der Dame schon etwas bekannt, so kann er sich ein Küßchen ausbitten.“

O Sie Schäker! Dabei muß man aber wieder neue und überraschende Redensarten springen lassen, die der Verfasser wie folgt, vorschreibt:

„Sollte Ihnen meine Begleitung nicht unangenehm gewesen sein, so werde ich bei der ersten Gelegenheit wieder um die Erlaubniß bitten, Sie begleiten zu dürfen,“ oder: „Möge Ihnen dieser Ball recht gut bekommen!“—

Ich möchte wissen, wo der Schäker alle diese verfängliche Redensarten her hat! Dieser Reichthum an Ideen! Diese überschwengliche Oder-Haftigkeit! Ich will doch mein Talent auch in einigen solchen „oder“ versuchen, z. B.

oder:

„Mademoiselle! ich wünsche Ihnen zur Genesung!“

oder:

„Ich wünsche Ihnen, Mademoiselle! eine recht vergnügte Altersschwäche!“

oder:

„Mademoiselle! wenn Sie eben so schläfrig sind, als ich, so haben wir beide die Ehre recht schläfrig zu sein!“

Potz Blitz! das geht ja vortrefflich! ich kann auch ein Schäker sein! Am Ende werde ich doch noch Stutzer-Accessist, bekomm' eine reiche Frau und werde ein armer Ehemann.

Seite 10 wird vorgeschrieben:

„Man kleide sich stets reinlich!“

Das hat allerdings etwas für sich; ein galanter Stutzer soll wenigstens reinlich gekleidet sein!

Seite 11:

„Ist der Herr blaß, so kleide er sich dunkel; ist er roth, so kleide er sich hell!“

Wenn der Herr lila oder gemsenfarbig ist, wie kleidet er sich dann?—Ferner heißt es:

„Noch ist zu empfehlen, wöchentlich einigemal an der Wohnung vorüber zu gehen!“

Ja die Liebe ist vorübergehend.

Seite 12:

„Ist die Dame gesprächig, so muß sie ganz anders behandelt werden! Wenn der Herr nicht in seiner Vaterstadt ist, so kann er auch etwas lügen!“

Der Schäker wird nun ironisch, es ist ein ganzer Kerl! Damit ist nun das ganze Stutzerthum erlernt! Nun kömmt ein „Anhang,“ und das ein Anhang im buchstäblichen Sinne des Wortes, „mündliche und schriftliche Heiraths-Anträge,“ welche doch nie etwas anders sind, als Anhänge, das heißt, man hängt sich was an oder hängt sich an Etwas, oder auch man kommt an's Hängen! Von der mündlichen Beredsam-

keit haben meine holden Leserinnen Proben genug, also nur einige schriftliche:

Halberstadt.

„—Daß ich Sie schätze und achte, sagte ich Ihnen schon neulich auf dem Balle; daß ich Sie aber wahr und aufrichtig liebe, wage ich erst jetzt Ihnen schriftlich mitzutheilen. Glauben Sie meinen Worten, die Liebe ist in mein Herz mit solcher Gewalt eingedrungen, daß sie nie wieder daraus vertrieben werden kann! Was meine Verhältnisse betrifft, so sind Ihnen diese hinlänglich bekannt!“

oder:

Magdeburg.

„Es ist heute der Tag, an dem ich vor zwanzig Jahren das Licht der Welt erblickte. Gewiß ein wichtiger Tag!“

Ganz gewiß! was wäre aus der Welt geworden, wenn der Mann vor zwanzig Jahren das Licht der Welt nicht erblickt hätte! Dann hätte das Licht der Welt auch ihn nicht erblickt, was wäre aus dem Licht geworden? Ein Nachtlicht!

oder:

„Liebes, himmlisches Malchen! Ich liebe Sie unendlich und selbst dann noch, wenn Erd' und Himmel vergehen, werde ich nachlallen: Malchen!“

Das wird einen schönen Anblick geben? Erde und Himmel sind vergangen und nur der einzige Magdeburger wird dastehen in der zerfallenen Schöpfung und wird ausrufen: „Malchen!“ Was doch so ein Magdeburger unsterblich ist!—

oder:

Wechsungen.

„Mein Geschäft ernährt mich reichlich und geht täglich noch besser. Nur fehlt mir noch Etwas und zwar eine brave Gattin u.s.w.“

Nun wissen wir, was ein Etwas ist: eine brave Gattin!

oder:

Steigerthal.

„Ich war Zeuge, wie Sie durch Ihr Beispiel und Ihre

Freundlichkeit in dem Hauswesen über die Mägde herrschen, seit dieser Zeit umschwebt mich Ihr Bild Tag und Nacht!"—

Vermuthlich schweben auch die Bilder der Mägde ihn um!

oder:

Sondershausen.

„Bist Du krank? nein gewiß nicht: denn dann würdest Du gewiß schreiben!"

In Sondershausen müssen wahrscheinlich die Kranken als Schreiber angestellt sein, denn welche Folgerung ist natürlicher als die: dann hättest du gewiß geschrieben! ich erwartete schon weiter zu lesen:

„Bist Du todt, nein, gewiß nicht, denn dann würdest Du gewiß schreiben! Bist Du untreu? nein, gewiß nicht, dann würdest Du mir es längst geschrieben haben!"

oder:

Schönfeld.

„Ich bin mir nie eines Fehltritts bewußt; verdiene mein Brod reichlich für mich, für meine Frau— —was dazu gehört!"—

„Was dazu gehört!" Der ironische Schäker! was gehört noch zu einer Frau? Ein Hausfreund, eine Vertraute, eine Badereise, zwei Putzmacherinnen und drei Pariser-Schneider. Man muß also nicht sagen: ich habe Gottlob Brod für mich und meine Frau, für meinen Hausfreund, für eine Vertraute, für eine Badereise, für zwei Putzmacherinnen, für drei Pariser-Schneider und daher auch noch für mich.

Auch kommen wir wieder an einen Sondershauser, er ist aber kein „Malchen-Laller," sondern ein „Hannchen-Schreier," wie folgt:

oder:

Sondershausen.

„Freue Dich mit mir, mein Hannchen! ich habe in der Lotterie tausend Thaler gewonnen! Ich habe sogleich meinen Herrn verlassen und werde Dich nächstens besuchen, Du wirst nun mein Weibchen."

Das ist doch endlich ein vernünftiger Mensch! Er verläßt seinen Herrn, wenn er heirathet, denn man kann nicht zweien Herren dienen!

Nun kömmt auch ein Brief rasender Eifersucht?

Bonn.

„Rieckchen! Nehmen Sie Ihr bischen Vernunft zusammen und stellen Sie einen Vergleich zwischen mir und dem Ladenhüter an, und Sie werden gewiß finden, daß ich im Geschäft und im Gelde das Uebergewicht habe. Bedenken Sie nur, ich hab ein eigenes Haus, Geld und ein gutes Geschäft, was hat aber der Ladenhüter? Nichts, gar nichts!"

O Eifersucht! du giftiges Ungeheuer! Selbst der Ladenhüter ist nicht sicher vor deinen Anfällen!

Ich glaube, der Leser ist nun überzeugt, daß er seine 27 Kreuzer nicht vergebens ausgiebt. Zum Ueberfluß kommen am Ende noch Regeln über den Umgang mit dem schönen Geschlecht:

„Fällt ihr der Fingerhut herunter, so bücke man sich schnell und ist sie schneller gewesen, so bedaure man es mit den Worten: O hätte ich doch Flügel gehabt, um den Fingerhut erhaschen zu können!"

oder:

„In Zukunft, Demoiselle, bitte ich Sie, mir das Vergnügen zu gönnen, alles, was Sie in Gesellschaft fallen lassen, aufzuheben!"

Der Mann wagt viel! Der will Alles aufheben, was die Damen in Gesellschaft fallen lassen, und sie lassen doch so Manches fallen, von dem sie kein Aufhebens gemacht wünschen!

Also, ich habe meine 27 Kreuzer ausgegeben, und hoffe nun bald die reiche Frau zu besitzen.—In derselben Officin, wo diese Kunst, sich bei dem schönen Geschlecht beliebt zu machen, bekommt man, wie am Schlusse angekündigt ist, auch „die Kunst, aus schlechten Weinen gute zu machen!"

Zu beiden Künsten gehört eine starke Natur!

Dumme Briefe.

Gratz, im Narrenmonat eines Narrenjahres.

An Herrn Baron von Thalheim in Bauernfeld's „kategorischem Imperativ."

Der Herr Baron werden gelesen haben in der Zeitung, daß ich bin gereis't nach Pesth, und der Herr Baron werden ersehen haben daraus, daß ich bin gereis't nach Gratz.

Warum der Saphir ist gereis't nach Gratz?—Der Saphir ist gereis't nach Gratz, um zu sehen, wie die steyrischen Kapaune heuer gerathen werden. Man hat zwar erwartet, der Saphir wird am 12. d. in Wien eine „humoristische Vorlesung" halten, öffentlich, die Hälfte zum Besten eines armen Reactionärs, aber der Herr Saphir hält keine „humoristische Vorlesung," wenn ihm die andere Hälfte nicht tausend Gulden einträgt! Denn der Saphir braucht Geld! Und für wen braucht der Saphir Geld?—Wie der Herr Baron, „für die Leut'! blos für die Leut'!"

Darum hat der Saphir am 12. keine Vorlesung gehalten, und die Wiener, die es endlich doch dem „Wallenstein" vergeben haben, der sie um das „Spectakel betrog," den Grafen Thurn gefangen einziehen zu sehen, werden es dem Saphirstein auch endlich vergeben, daß er sie um ein Spectakel brachte!

Da bin ich nun, mein lieber Herr Baron, in Gratz—in Gratz, wo Sie so sehr gefallen haben, d. h. Sie und der „kategorische Imperativ!"

Mai! Die Welt ist doch etwas ganz verkehrt! Zu Wien, wo da ist der Sitz der Weisheit,—wenn die Sitzung nicht g'rad aufgehoben ist,—in Wien, wo die Kritik blüht wie der Scharlach,—in Wien, wo der Herr Saphir Didascalien

schreibt,—in Wien, wo die Leipziger Menechmen, die Zwillinge Laube und Meixner den Schiller, den Shakespeare und den Ludwig Devrient verbessern,—in Wien hat der „kategorische Imperativ" nicht gefallen, und in Gratz—in Gratz, in Gratz, das vor noch wenigen Jahren nicht einmal noch „Graz" geheißen hat,—in Gratz, wo man noch nicht einmal einen Redacteur hat, der einen rothen Adler in der vierten Classe unterrichtet,—in Gratz, wo sie so weit zurück sind, daß nicht einmal ein ordinärer Dramaturg den Hamlet zu einem steyerischen Kapaun tractirt,—in Gratz, wo sie noch so weit zurück sind, daß sie lieber dabei bleiben, wo sie jetzt steh'n, als daß sie mit uns Wienern jetzt vorwärts wollen: in Gratz gefällt der „kategorische Imperativ!!"

Nun, was sagen Sie, Herr Baron?

Diese Frage hat mich nach Gratz getrieben. Ich mußte Licht haben! Licht, so viel man jetzt haben darf, ohne der Finsterniß Schranken zu setzen.

Mich trieb's nach Gratz.

Aber leider fand ich nur zwei Theaterabende! An einem Abende Feldmann's „Schicksalsbrüder," die ungemein gefallen haben, und auch recht gut und wirksam gegeben wurden, und am andern Abende der „Prophet," eine Vorstellung, die im Ganzen dem Director Thomé zur Ehre gereicht. Die Ausstattung und mise en scène ist herrlich und in jeder Beziehung würde sie jeder Residenz würdig sein. Auch die Execution ist überwiegend tadellos und ansprechend. Auch die „Sonne" geht über die Gratzer eben so schön auf wie über die Wiener! Sie sehen, Herr Baron, daß der „Prophet" überall ist, wo „Moses und die Propheten" aus der Tasche geholt und gut angewendet werden!

Ich bekam keinen Platz mehr zum „Propheten" und ging daher zu einer „Oebstlerin" und begehrte einen „Sperrsitz."

—„Was?“ schrie die Oebstlerin, „glaubt der Herr, der Herr ist in Wien? Glaubt der Herr, daß wir in Gratz a so talket sein? Geh' der Herr hin, wo der Herr herkommen is!“— Sie sehen, Herr Baron, die Oebstlerinnen sind in unserem Jahrhundert schon „Philosophen;“ denn alle Philosophie des Lebens liegt in den Worten: „Geh' der Herr hin, wo der Herr herkommen is!“ Aus Erde in Erde! Im ganzen „Telemaque“ und „Zuschauer“ steht nichts, was an Moral reichhaltiger ist, als: „Geh' der Herr hin, wo der Herr herkommen is!“

Wo kommt der Herr Baron her? Aus Frankfurt!—Wo geht der Herr Baron hin? Nach Frankfurt!—Wo kömmt Deutschland her? Aus Frankfurt! Wo geht Deutschland hin? Nach Frankfurt!—Wo kommt der Cours her? Aus Frankfurt! Wo geht der Cours hin? Nach Frankfurt!— Wo kommt die ganze Wurst her? Aus Frankfurt! Wo geht die ganze Wurst hin? Nach Frankfurt!—Wenn der liebe Herrgott jetzt in den Conferenzen erscheinen würde, so würde man ihm sagen: Wo ist der liebe Herrgott hergekommen? Aus Frankfurt? So geh' der liebe Herrgott wieder hin: nach Frankfurt!

Als mir die philosophische Oebstlerin sagte: „Geh' der Herr hin, wo der Herr herkommen is,“ war ich frappirt! Denn kein Mensch kann nicht nur sagen, wo er hinkömmt, kein Mensch kann auch eigentlich mit Bestimmtheit sagen, wo er herkömmt! Man sagt, der Mensch kömmt aus der Erde—das ist so herkömmlich, aber aus welcher Erde? Ich kam aus Lavás-Berényer Erde, im Stuhlweissenburger Comitate; nun weiß ich nicht, ist das jetzt ungarische Erde oder ist es deutsche Erde?

Wo sind Sie hergekommen, Herr Baron von Thalheim?

Aus Wien, aus Wien, wo Sie ein Schauspieler schlecht gegeben,—möchten Sie wieder dahin zurückgehen?

Ich war aber sehr neugierig, Sie zu sehen und ließ mir den „kategorischen Imperativ“ privat aufführen. Nicht nur Sie, Herr Baron, sind ein „gewaltiger Mann,“ der Saphir ist auch ein „gewaltiger Mann!“

Nach Zeus kommt gleich Shakespeare, nach Shakespeare gleich Mad. Birch-Pfeiffer, nach Birch-Pfeiffer gleich die Herren Laube und Meixner, nach diesen gleich Saphir. Wenn nun die Kiste in dieser Ordnung voll ist, wird sie umgekehrt; dann ist Zeus ganz unten der Letzte und Saphir oben der Erste, und in der Mitte steckt Laube und Birch-Pfeiffer. Deshalb ist Saphir ein „gewaltiger Mann!“

Ich ließ mir den „kategorischen Imperativ“ privat aufführen. Der Herr Director Thomé nämlich war so gütig, auf meinen Wunsch in seinem Salon Abends ihn darstellen zu lassen. Und das noch dazu mit Thee und Delicatessen in den Zwischenacten!—Der böse Bauernfeld! warum hat er nicht sechs Acte geschrieben!

Ich habe also das Stück mehrmal gesehen und mein Urtheil bleibt dasselbe, zwar kein Lustspiel, aber wirksam, wenn's—gut gespielt wird! so gut gespielt wie hier in Gratz!—Aber hauptsächlich Sie, Herr Baron, Sie wurden von Herrn Bergmann äußerst drastisch und originell gezeichnet gegeben, so daß ich selbst im Salon, wo doch das so wirksame Theater-Appareil fehlt, den Character recht hervortretend und ergötzlich fand. Es sind mir da im Ganzen Nuancen und Pointen klar geworden, welche in der Wiener Vorstellung ganz und gar verwischt wurden.

Nachher bei einem Glase Wahrheit nahm ich mir Ihren Gratzer Doppelgänger, Herr Baron von Thalheim, bei Seite und besprach mich mit ihm über den Unterschied der Gratzer

und der Wiener Thalheime. Da gab mir der Gratzer Thalheim Aufschluß. In Gratz nämlich giebt es keine israelitischen Banquiers, bei denen man scherwenzelt. Der Gratzer Thalheim trinkt nicht Champagner bei jüdischen Banquiers; der Wiener Thalheim will sich durch gutes Spiel der Rolle nicht das bessere Spiel bei jüdischen Banquiers verderben; der Gratzer Thalheim ist ein unabhängiger Thalheim, darum, Herr Baron, sind Sie hier ein ganz Anderer als Sie in Wien sind! Das ist der „kategorische Imperativ!" Das wollte ich Ihnen in der Geschwindigkeit mittheilen!—

Apropos, Herr Baron, wenn Sie ein paar Millionen übrig haben „für die Leut,"—in mir wohnen „viel Leut'"—eine große Colonie von Leut',"—verstehen Sie die Augensprache?

Ganz der „Ihrige Leut'!"

Va=banque Stammbuch und Album.

Stammbuch! Album!

Das Album ist das moderne Stammbuch; das Stammbuch ist das antike Album!

Jetzt ist die Zeit der Albums! Musikalische, theatralische, graphikalische Albums!

Eine ganze Sündfluth von Albums bricht über uns herein!

Schiller's Album!

Was heißt: Schiller's Album? Ein Papier=Schiff, in welchem sich kleine Dichter an dem Rockschooß eines großen Dichters anhängen, um mit ihm in die Zukunft hineingeschleppt zu werden!

Schiller's Album! Eine gedruckte Ausrede der lebendigen Eitelkeit, um unter dem Respekt, welchen man den

Todten schuldig ist, wasserdicht und feuersicher in die Lesewelt hineinzukutschiren.

Schiller's Album! Ein Leichenschmaus für literarische Würmer, die sich auf diesem Feste zu Tische laden.

Weg mit den Albums, weg mit den Stammbüchern!— Va-banque!

Ein Stammbuch!

Ich bekomme Nervenzufälle, wenn ich das Wort höre!

„Wollen Sie sich nicht in mein Stammbuch schreiben?"

Das war einmal die Wuthfrage aller sentimentalen Mädchen, aller Gesellschafterinnen, aller gebildeten Commis, aller Geschäftsreisenden.

Wenn man wohin kam, wurde das Stammbuch ausgepackt.

Da stand die Freundin, die Cousine, die Lehrerin, die Großtante, die Klaviermeisterin, der Sprachlehrer, ein Hausfreund, ein Leibdichter, ein Acteur, eine Mustersticketin u.s.w.

Da las man:

„Wandle auf Rosen und Vergißmeinnicht."

„Wenns auch übers Kreuz sollt sein,
Mein Name muß in's Stammbuch 'nein!

„Dieses Stammbuch ist ein schöner Baum,
Gieb mir als ein Blatt darauf auch Raum!"

„Wenn die Sonne vom Himmel gerissen,
Wirst Du meine Freundschaft vermissen!

„Die Maus in der Falle,
Die Kuh in dem Stalle,
Das Schaf auf der Wiese
Blöckt freudig: Louise!"

"Un Coeur qui soupire,
N'a pas ce qu'il désire."

"Adore un dieu, sois sage et aime-moi!"

"Sii felice
Il cuor me lo dice."

Und tausend andere solche Kraftsprüche.

Wenn man nur einen Namen so groß hat wie eine Haselnuß, so hat man keine Ruh, bis man auch seine Kakelfüße in das seidne Namensfaulbett hineingesteckt hat.

Und nun jetzt gar die Albums!

Ein Charlatan und Farceur, ein Bauchredner erbeutet sich mit Feuer und Schwert ein Album mit dem Namen berühmter Notabilitäten, läßt es dann drucken, und wird ein berühmter Schriftsteller!

Musikalisches Album! Literarisches Album!

Schrecken der Musiker, Geißel der Literaten!—Wer Teufel hat alle Augenblicke ein Sonett, ein Madrigal, ein Impromptu bei der Hand? Wer Teufel kann Witz und Einfälle aus dem Aermel schütteln? Ein Schriftsteller kann jetzt ohne solchen Vorrath gar nicht unter die Leute gehen!

Wer Teufel hat stets eine musikalische Boutade, ein melodisches Epigramm, ein singbares Variatiönchen, ein tönendes Gedankchen, ein harmonisches Sentenzchen in den Schreibfingern? Ohne diesen Taschen-Compositions-Apparat darf ein Componist gar nicht mehr in Gesellschaft gehen!

Da liegt man in einem solchen Album, wie ein melancholischer Häring, man liegt wer weiß neben wem, wer weiß mit wem!

Va-banque Stammbuch!—Va-banque Album!

Wiener Fremdwörter-Büchlein.

Der Hackelputz.

Sie haben mir zugesagt, meinen „Hackelputz" mit Ihrer holden Gegenwart zu verschönern; der „Hackelputz" kam, aber Sie, Sie? Sie kamen nicht! Ich war verdrießlich! Die Bilder meines Salons sahen mich an und fragten:

„Was hat man dir, du armes Kind, gethan?“

Zuerst war ich verdrießlich, dann böse, dann kochte ich, nämlich „Rache!“ Rache à tout prix! Aber nicht geheime Rache, nicht Calderonische: “segreta venganza y segreto aggravio!” sondern öffentliche Rache!

Ich will Sie öffentlich beschämen! Die Welt soll wissen, daß Sie zwar eine schöne, eine liebenswürdige Frau sind, aber daß Sie durchaus keine Gelehrte sind! Was sag' ich: keine Gelehrte? Die Welt soll wissen, daß Sie— unwissend sind! Unwissend, so unwissend, wie nur irgend etwas auf der Welt! Ich will's der Welt erzählen, laut in die Ohren schreien, daß Sie nicht verstehen, was ein „Hackelputz“ ist.

Als ich Ihnen, meine verehrteste Holdselige, in meinem Salönchen, nachdem Gesang, Declamation und sonstiges Salonfutter zu Ende war, voll Ehrerbietung sagte: „Gnädige Frau, wollen Sie mir morgen das Vergnügen machen, den „Hackelputz“ mit Ihrer Gegenwart zu verherrlichen?“ fragten Sie ganz naiv, ohne über Ihre Ignoranz zu erröthen: „Ein Hackelputz?“ Was ist das: „Ein Hackelputz?“

Shakespeare in seinem Glasrahmen wurde wachsbleich und flüsterte mir zu: “it is horrible!” Wie? der Humorist duldet Wesen in seinem Salon, die nicht wissen, was ein „Hackelputz“ ist?

Vergebens, meine gnädige Frau, machte ich Ihre andern leiblichen und geistigen Vorzüge geltend; Shakespeare war unerbittlich und selbst der kleine Diogenes auf der andern Wandseite schien satyrisch zu lächeln, daß in meinem Salon eine Seele sein kann, die nicht weiß, was ein „Hackelputz“ ist!

Ich hätte der Welt nichts davon gesagt, allein Sie, anstatt mich zu besänftigen, was den reizenden Damen doch so leicht

ist, häufen Sie das Maß Ihrer Verbrechen, sagen sich sammt Familie zum „Hackelputz“ zu und kommen nicht!

Im Leben, meine Hochgeschätzte, ist aber Gnade ein schönes Wort; es giebt Gnade nach Unrecht und Gnade vor Recht; ich will diesmal Gnade vor Recht ergehen lassen und Ihnen doch erklären, was eigentlich ein „Hackelputz“ und dessen tiefe Bedeutung ist.

In der Wiener Sprache giebt es manche solche Worte, die Adelung nicht erfunden, die Academie der Wissenschaften nicht sanctionirt, das „Schwarzblattl“ nicht zermatscht hat, und die doch, wenn auch keine Bürger der deutschen Sprache, doch zu ihr zuständig sind.

Das Idiotikon oder Fremdwörter-Büchlein der Wiener Sprache ist reich an Wortgebilden, die unübersetzbar sind, die nicht von Gelehrten geformt wurden, von welchen man nicht weiß, wie sie entstanden, die im Volke gemacht, vom Volke adoptirt, durch das Volk zum Sprachgebrauch erhoben, ausdrucksvoller, bezeichnender und drastischer sind, als tausend Worte, welche von Sprachforschern und philologischen Gesellschaften in das Wörterbuch eingeführt worden.

„Hackelputz!“

Nicht nur Sie, meine Holde, sondern mit Ihnen wissen vielleicht viele meiner verehrten Leserinnen nicht, was das für ein Thier in der Sprach-Menagerie des Dialectes ist!

Wenn Jemand eine Abendgesellschaft einladet und ihr was zu essen giebt, wie es früher noch hie und da Sitte war, bevor die chinesische Regierung des Thees die Herrschaft des Weines verdrängte, und ehe die blasse Limonade und eine mathematische Biscuit-Linie den Kalbsbraten mit obligatem Wein und Bier verdrängte; also wenn Jemand seiner Abendgesellschaft die angenehme Grobheit erweist, ihr nicht blos die Gesellschaft selbst vorzulegen, sondern ihr auch zumuthet, daß

sie so unmodern sein soll, von acht Uhr Abends bis zwei Uhr Morgens noch mehr zu verlangen, als den Hut in der Hand, den Zwicker im Aug', Clavierspiel in den Ohren und nichts, sage Nichts in dem Magen zu haben;—wenn ein solcher abgeschmackter Wirth seiner Gesellschaft noch zumuthet, sie soll, wenn sie von ihm weggeht, nicht mehr in's Gasthaus stürzen und ausrufen:

„Kellner, zu Hilfe! Ich komm' aus einer Soirée! Geschwind ein Braten, oder was da ist! Ich bin schon halb todt!" sondern er giebt ihr—wirklich zu essen, d. h. wenigstens die ersten Elemente des Essens, die fünf Selbstlauter eines Abendessens: Kalbsbraten, Schinken, Zungen, Salat und Käse; wenn sich in der modernen Gesellschaft noch so ein Rococo-Wirth befindet und bei dieser Rarität sich sodann die noch größere Rarität vorfindet, daß Etwas übrig bleibt, und zu diesen beiden Raritäten sich dann die dritte und größte gesellt: daß der Wirth die intimen Freunde der Gesellschaft einladet, diese der Vernichtungs-Schlacht entronnenen Flüchtlinge am nächstdarauffolgenden Abend sans façon ganz aufreiben zu helfen, so heißt dieses Nachtreffen: „Ein Hackelputz!"

Ich glaube, dieses Wort ist von einer genialen Köchin erfunden worden! Es ist zusammengesetzt von „Hackel" (kleine Hacke) und von wegputzen, und bedeutet eigentlich, daß an diesem Abend die Trümmer von gestern verzehrt werden mit allem dem, was das „Hackel" so vom Kalbsbraten, Schinken u.s.w. an Ecken weggeputzt hat.

Der „Hackelputz" ist die Rechnungsprobe der Soiréen: wo nichts für den „Hackelputz" übrig bleibt, da fand die Gesellschaft nicht ihre volle Rechnung.

Der „Hackelputz" ist das Agio der Soirée. Aber zur Soirée ladet man Gönner, Bekannte und Freunde,

zum „Hackelputz" nur die „Intimen," den engen Kreis, die Bevorzugten.

Die Soirée beginnt zuerst mit zwei Stunden langem stimmen der Gesellschaft, bis sie zusammenstimmen; der Eine ist zu hoch gestimmt, der Andere zu tief, der Eine schnurrt, der Andere brummt, der Dritte giebt gar keinen Ton von sich. Beim „Hackelputz" aber beginnt das Stück sogleich; es ist Alles züsammengestimmt, die Unterhaltung wird sogleich flott.

In der Soirée müssen die Leute erst warm werden, die Männer müssen erst in kleinen Häuflein sich in allen Ecken und Winkeln zusammendrängen, wie die Schafe, wenn's wetterleuchtet, bevor sich diese Knäuel entwirren und ein Mann so unternehmend ist, sich einer Dame zu nähern, um sich zu überzeugen, ob sie wirklich lebt. Die Damen müssen sich gegenseitig erst betrachten, die gegenseitige Toilette einem Examen-Rigorosum unterwerfen, Jede muß sich, so zu sagen, an das Klima der andern Damen gewöhnen, bis sie anfangen gesellig zu werden.

Wie anders ist's beim „Hackelputz!" Die Männer sind so gefällig und reden gleich etwas! Die Frauen sind so liebenswürdig und ziehen sogleich die Handschuhe aus.

In der Soirée muß der Wirth für alle Damen gleich liebenswürdig sein—si fabula vera—im „Hackelputz" kann er gegen Alle herzlich und gegen Eine vorzugsweise liebenswürdig sein! In der Soirée darf der Wirth nur Essen und Trinken und Aufmerksamkeit haben, im „Hackelputz" kann er auch ein Herz und einen besondern Gusto haben.

O, wie oft ist der „Hackelputz" amusanter, als die Soirée! Fast ebenso oft, als die Antichambre anziehender ist als der Salon und die Zofe interessanter als die Dame.

Aus Wien, aus Wien, wo Sie ein Schauspieler schlecht gegeben, — möchten Sie wieder dahin zurückgehen?

Ich war aber sehr neugierig, Sie zu sehen und ließ mir den „kategorischen Imperativ" privat aufführen. Nicht nur Sie, Herr Baron, sind ein „gewaltiger Mann," der Saphir ist auch ein „gewaltiger Mann!"

Nach Zeus kommt gleich Shakespeare, nach Shakespeare gleich Mad. Birch-Pfeiffer, nach Birch-Pfeiffer gleich die Herren Laube und Meixner, nach diesen gleich Saphir. Wenn nun die Kiste in dieser Ordnung voll ist, wird sie umgekehrt; dann ist Zeus ganz unten der Letzte und Saphir oben der Erste, und in der Mitte steckt Laube und Birch-Pfeiffer. Deshalb ist Saphir ein „gewaltiger Mann!"

Ich ließ mir den „kategorischen Imperativ" privat aufführen. Der Herr Director Thomé nämlich war so gütig, auf meinen Wunsch in seinem Salon Abends ihn darstellen zu lassen. Und das noch dazu mit Thee und Delicatessen in den Zwischenacten! — Der böse Bauernfeld! warum hat er nicht sechs Acte geschrieben!

Ich habe also das Stück mehrmal gesehen und mein Urtheil bleibt dasselbe, zwar kein Lustspiel, aber wirksam, wenn's — gut gespielt wird! so gut gespielt wie hier in Gratz! — Aber hauptsächlich Sie, Herr Baron, Sie wurden von Herrn Bergmann äußerst drastisch und originell gezeichnet gegeben, so daß ich selbst im Salon, wo doch das so wirksame Theater-Appareil fehlt, den Character recht hervortretend und ergötzlich fand. Es sind mir da im Ganzen Nuancen und Pointen klar geworden, welche in der Wiener Vorstellung ganz und gar verwischt wurden.

Nachher bei einem Glase Wahrheit nahm ich mir Ihren Gratzer Doppelgänger, Herr Baron von Thalheim, bei Seite und besprach mich mit ihm über den Unterschied der Gratzer

und der Wiener Thalheime. Da gab mir der Gratzer Thalheim Aufschluß. In Gratz nämlich giebt es keine israelitischen Banquiers, bei denen man scherwenzelt. Der Gratzer Thalheim trinkt nicht Champagner bei jüdischen Banquiers; der Wiener Thalheim will sich durch gutes Spiel der Rolle nicht das bessere Spiel bei jüdischen Banquiers verderben; der Gratzer Thalheim ist ein unabhängiger Thalheim, darum, Herr Baron, sind Sie hier ein ganz Anderer als Sie in Wien sind! Das ist der „kategorische Imperativ!“ Das wollte ich Ihnen in der Geschwindigkeit mittheilen!—

Apropos, Herr Baron, wenn Sie ein paar Millionen übrig haben „für die Leut,“—in mir wohnen „viel Leut’“—eine große Colonie von Leut’,“—verstehen Sie die Augensprache?

Ganz der „Ihrige Leut’!“

Va-banque Stammbuch und Album.

Stammbuch! Album!

Das Album ist das moderne Stammbuch; das Stammbuch ist das antike Album!

Jetzt ist die Zeit der Albums! Musikalische, theatralische, graphikalische Albums!

Eine ganze Sündfluth von Albums bricht über uns herein!

Schiller’s Album!

Was heißt: Schiller’s Album? Ein Papier-Schiff, in welchem sich kleine Dichter an dem Rockschooß eines großen Dichters anhängen, um mit ihm in die Zukunft hineingeschleppt zu werden!

Schiller’s Album! Eine gedruckte Ausrede der lebendigen Eitelkeit, um unter dem Respekt, welchen man den

Jahre getragen, und obwohl ich sie so ziemlich geschont habe, ist sie, wie so manche deutsche Constitution, doch endlich fadenscheinig und abgetragen geworden, und wollte es nicht mehr länger thun. Oberhaus und Unterhaus, „Kopf und „Magen" wollten ihre Functionen nicht mehr recht verrichten; der Minister des Innern, „der Appetit," reichte seine Entlassung ein; der Justizminister „Schlaf"—denn die Gerechtigkeit ist ja nur „ein Traum"—ging auf Urlaub; der Minister der Arbeit: „der Geist," wollte die Verantwortlichkeit für die Abonnenten des „Humoristen" nicht mehr tragen; der Kriegsminister „Humor" erschien gar nicht mehr am Ministertische des geistigen Reichsrathes und die 300 Glieder meines Körpers waren so wenig thätig, wie gewöhnlich alle Glieder eines Staatskörpers sind.

Ich sah also alle Tage meiner „Auflösung" entgegen und daß mich unser Herrgott vermittelst seines "car tel est notre bon plaisir" wieder dahinschickt, wo ich hergekommen bin, nämlich: in die Erde!

Allein unser Herrgott ist ein gütiger und gerechter Gott, er begnadigt Sodom, wenn auch nur ein paar Gerechte in ihm zu finden sind; er wartet auf die Reue bis zum Tode des Sünders und also fand unser Herrgott es auch für gut, mir für alle geistigen und literarischen Sünden Amnestie zu ertheilen, und mich statt der „Todesstrafe" zu noch einigen Jahren „Gassenlaufen" durch die Herbstjahre meines Lebens zu begnadigen. Der liebe Himmel hat mir also in seiner unerforschlichen Weisheit eine Leibes-Constitution bewilligt, von welcher ich hier meinen Lesern die wesentlichsten Grundzüge mittheile:

I.

Von den Grundrechten.

1. Herr Saphir hat das „Grund-Recht:" zu „hö-

ren;" allein er darf blos „hören," nicht „horchen," welches eine Regal ist und nur von gewissen, eigens dafür besoldeten Leuten ausgeübt werden darf.

2. Herr Saphir hat das Recht: „zu „sehen;" allein wenn er Etwas sieht, worüber einem Hören und Sehen vergehen kann, muß er ein Auge zudrücken.

3. Herr Saphir hat das Grundrecht; zu „riechen," wozu ihm eine besondere Cubiknase octroyirt wurde; allein dies Recht, zu riechen, werden weise Gesetze durch Schnupfen und Rheuma schon so in den gehörigen Schranken zu halten wissen, damit er die Nase nicht überall hineinstecke.

4. Herr Saphir hat das Grundrecht: zu „fühlen;" damit aber von diesem „Fühlen" kein Mißbrauch gemacht werde – denn die Menschen werden von dem Augenblicke an gefährlich, wo „sie sich zu fühlen" anfangen—werden weise Gesetze dieses „Fühlen" in jenen Schranken halten, in welchen das „Fühlen" zum Glücke des Individuums ganz abgehärtet wird.

5. Herr Saphir hat das Recht: zu „schmecken;" damit er aber keinen Mißbrauch von diesem Rechte mache; daß ihm nur das wahrhaft Gute schmecke, werden weise Gesetze dafür sorgen, ihm auch bei Dingen, die ihm nicht schmecken, zuzurufen: „Guten Appetit!"

2.

Von dem Freßgesetze.

Schon bei der allerersten Constitution, welche Vater Adam bekam, war die allgemeine „Freß-Freiheit" in dem Paragraphe: „Du sollst essen von allen Bäumen im Garten" durch ein Refressiv-Gesetz beschränkt: „Nur vom Baume der Erkenntniß sollst Du nicht essen!" Weil er aber gegen dieses Ausnahmsgesetz gefrevelt, und zwar auf Anrei-

zung seiner democratischen Frau Gemahlin, wurde er sogleich des Edens verwiesen; von daher hat der Mensch auch das Recht der Freizügigkeit ererbt!!

Also Herr Saphir hat volle „Freß-Freiheit," welche die erste Basis aller Freiheit ist; allein um jeden Miß- oder Gebrauch dieser gesegneten „Freß-Freiheit" in jenen Grenzen zu halten, die keine Grenzen haben, wird

„ein refressives Freßgesetz"

Herrn Saphir den echten Gebrauch seiner „Freßwerkzeuge" und „Freßzeuge" anweisen. Er wird daher in seiner „Freß-Freiheit" auf die strengsten Regeln der unschätzbaren „Homöopathie" angewiesen. Streng untersagt ist ihm, sich oder Andern reinen „Wein" einzuschenken, denn im Weine liegt die Wahrheit und die Wahrheit ist ein aufregendes Gesöffe, welches der Civilisation des Jahrhunderts nicht angemessen ist.

Auch sonstige geistige Dinge, welche anregen, z. B. Kaffee, weil er den Geist wach erhält, ist strengstens untersagt.

Als „Caution," daß er die „Freß-Freiheit" nicht mißbrauchen wolle, wird ihm auferlegt, zehn seiner schönsten Stock- und Backenzähne zu deponiren.

Für seine bissigen Gelüste ist ihm das Fleisch vom „kleinen Vieh," vom „jungen Geflügel" preisgegeben; aber streng verboten ist ihm das schwere Fleisch von einem „großen Thier," welches ihm eine bedeutende Indigestion zuziehen könnte.

3.

Von der bewaffneten Macht.

Es wird Herrn Saphir erlaubt, sich mit „Geduld," „Entsagung" und „Verzweiflung" zu waffnen.

Die Waffe der „Satyre," des „Scherzes" und des

„Humors" darf er behalten; doch werden weise Gesetze darauf bedacht sein, daß ihm selbst alle Lust zur Handhabung dieser Waffen vergehen soll.

Auch seine beiden Mops-Augen darf Herr Saphir bewaffnen; er darf mit bewaffneten Augen frei auf der Straße gehen, jedoch werden weise Gesetze bestimmen, durch welche Brillen ihm zu sehen erlaubt ist.

Es steht Herrn Saphir frei, so oft er will „in Harnisch zu gerathen;" er kann auch „gepanzerte Sonnete" in's Feld rücken lassen, allein weise Gesetze werden dafür sorgen, daß sie auf den Panzerer selbst zurückprallen werden.

4.

Von dem Glauben.

Herrn Saphir steht frei, zu glauben was er will, sogar an die Preßfreiheit, aber nur in häuslicher Ausübung.

Gewissensfreiheit ist ihm garantirt, d. h. es steht ihm frei, sich aus gar nichts ein Gewissen zu machen!

5.

Von den Finanzen.

Alle Pränumeranten müssen für jedes Jahr vorhinein veranschlagt und auf den Humoristenhaushalt gebracht werden.

Jedes Deficit des „Humoristen" wird stets durch ein zweites gedeckt.

Die Aufnahme von „Humoristen-Anleihen" findet nur in jenem Falle Statt, wenn sich Jemand findet, der diese Anleihe realisirt.

6.

Allgemeine Bestimmungen.

Die Reichsfarbe des „Humoristen" bleibt wie sie war: der „Humorist" wechselt die Farbe nicht, sie bleibt „echt und rosenroth," eben so weit entfernt von dem verdam-

mungswerthen Hochroth der Republik, als von dem Eselsgrau der Ultra-Conservativen.

Der Hauptsitz des „Humoristen" bleibt—so lange es möglich ist—die Stadt Wien, d. h. insoferne der sterbliche, kurzsichtige Mensch jetzt mit Gewißheit sagen kann, wo er morgen oder übermorgen sitzen wird.

Schluß.

Sollte eine „Revision" dieser dem Saphir neu verliehenen „Leibes-Constitution" nöthig sein, oder Aenderungen, durch welche derselbe in seinen Rechten geschmälert wird, so steht ihm ein suspensives Veto zu.

Europäisches Cyclorama

oder

Nebelbilder aus der Gegenwart.

1.

Ein „englisches Messer" aus der Ostsee, im Moment, wo es „abgezogen" erscheint.

2.

„Sebastopol," eine ansehnliche Stadt, wie sie ein Tartar in der Krim einnimmt, und in Europa von sich giebt.

3.

Der Berg, an welchem von jeher alle Ochsen stehen, in dem Augenblick, wo neue Ochsen kommen, um an ihm zu stehen.

4.

Eine „Neutralität" im Costüme: Bärenfell, deutsche Leute und specifische Troddel.

5.

„Das schwarze Meer," aufgenommen von dem fünften Punct und gemalt von der „Neuen preußischen Zeitung."

6.

Die Schlacht bei „Mixnix-Dirnix" in Brausepulverdampf gehüllt, mit dem Ausgang auch von zwei Seiten.

„Die Bestürmung der öffentlichen Meinung," ausgeführt von Zeitungen zu Fuß, zu Roß und zu Maulthier; im Hintergrund die „öffentliche Meinung" ganz unkenntlich zugerichtet. Gemalt von einem ausgezeichneten Pinsel.

8.

„Ansicht von der gegenwärtigen Lage," ein „G'waschbild," worin besonders die Aehnlichkeit der „Lage" mit der „Stellung" und die Natürlichkeit des dicken Dunkels zu bewundern sind. Dieses Bild ist von einem Greisler für sein Atelier angekauft.

9.

Der „Fechter von Ravenna" umgeben von seinem römischen Generalstabe, und Thusnelda als „Armgard" in „Tell," wie sie den Fechter vom Pferde schießt.

10.

„Ansicht der vereinigten deutschen Flotte," wenn im Bebriff die Welt zu erobern; zeichnet sich durch besondere Farbenmischung aus.

11.

„Die Belagerung von Zwing-Uri," ausgeführt vom Balletcorps der großen Pariser Oper.

12.

„Der deutsche Michel," in dem Augenblicke, wo er sich hinter den Ohren kratzt und mit einem tiefen Seufzer über die Bedeutung des allbekannten Volksliedes: „Was ist des deutschen Vaterland?" nachdenkt.

Zum Schluß:
Ein Nachtlicht-Bild aus der Heimath.
Ein „Cerclesitz“ à 2 Thaler zu dem „europäischen Concert“ auf der „alten Leier!“

Va-banque der Visite de Reconnaissance.

Nie hat die Sitte—wir wollen einmal einen Gebrauch so nennen—etwas abgeschmackteres erfunden, als die

“Visite de reconnaissance!”

Wie übersetzt man das? Ein Erkenntlichkeits-Besuch? eine Dankabstattung? ein Wiedererkennungs-Besuch?

Wenn man kein Esser von Profession, kein Trinker von Passion, kein Spieler von Herzen, und kein Tänzer von Metier ist, wozu soll man noch eine Visite de reconnaisance machen?

Man wird eingeladen, um Abends zu Mittag zu essen. Das kostet erst ein Paar Handschuh, einen Wagen, und—entsetzlicher Gedanke!—wenigstens vier Stunden Zeit! Vier Stunden Zeit! Was das für ein Capital ist, das weiß nur der, welcher nichts besitzt, als die Zeit, und dem deshalb die Zeit nie lang wird, als nur dann, wenn man sie ihm um's Himmelswillen verkürzen will!

Vier Stunden Zeit! und wie sind sie ausgefüllt und wattirt diese vier Stunden! Alle Augenblick etwas Anderes für den Magen, und nie etwas Anderes für den Geist! Man wechselt alle Minuten die Teller und alle Stunden einen Gedanken aus! Will man den Mund aufmachen, um Etwas zu reden, so nimmt einem der Bediente schnell das Etwas zum Essen fort. Will man rechts sein Ohr auf ein Gespräch neigen, so muß man links das Salz hinreichen. Will man links ein trauliches Wörtchen sprechen, so muß man rechts das

Glas anfüllen. Will man gar nichts reden, so frägt die Hausfrau um Neues, um Theater, um Concerte und um alle Hausunterhaltungen, die Statt gehabt haben und haben werden. Will man ja einmal etwas Zusammenhängendes sprechen, so wird man alle Augenblicke von einem „Essen Sie doch!“—„Schenken Sie doch ein!“—„Ich bitte um die Moutardiere!“ unterbrochen. Spricht man viel, so kann man nichts essen und gilt für einen Schwätzer, spricht man nichts, so gilt man für einen faden Patron. Wenn's hoch kömmt, hat man das Glück, ein Glas rothen Wein umzustoßen, oder einen Löffel voll rothe Rüben auf das Tischtuch fallen zu lassen, der Nachbarin mit dem Ellenbogen ihre Gabel in die Zunge zu treiben, einen Schluck Wein unrecht in die Kehle zu bekommen, eine Gräte zu schlucken und andere tausend kleine Tafelunfälle zu erleben, die man à la Camera brevi manu abmacht, die aber an großen Tafeln zu den allervertraktesten Unglücksfällen des Lebens gehören! Hat man endlich drei Stunden gesessen und den Repetir-Magen erprobt, so steht man auf und macht dreißig oder vierzig tiefere oder flachere Verbeugungen, lehnt sich an eine Thürpfoste und verdaut in die Gesellschaft hinein, dann macht man wieder einige Verbeugungen, empfiehlt sich deutsch oder französisch, steckt mehreren Dienern und Fackelträgern die Belohnung für das Amusement in die Hand, und zeichnet sich wie Hamlet in seine Schreibtafel ein:

„Nächsten Sonntag muß ich da eine Visite de reconnaissance machen.“

Dafür, daß ich vier Stunden Zeit mich zum Möbel gebrauchen ließ, daß ich dem Wirth und der Wirthin helfen mußte, ihre Gäste zu unterhalten, denn eigentlich werden alle Gäste doch nur wieder für die Gäste gebeten, dafür muß ich einen Besuch machen, um mich zu bedanken!

Und dennoch giebt es Menschen, deren Lebenslauf nichts ist, als eine Abwechslung von einer "Visite d'appétit und einer Visite de reconnaissance!"

Aber einen unendlichen Vortheil bringt diese Sitte der Visite de reconnaissance: Wenn man sie nämlich einmal versäumt, wird man nicht mehr eingeladen! O himmlische Folge irdischer Gesittung!

Ich sehe aber eine Zeit kommen, wo besonders Menschen von Geist und Kunst sich sattsam und hoch genug schätzen werden, um das Recht ihrer geistigen Erstgeburt nicht um eine Schüssel Linsen hinzugeben; wo der Austauschhandel: „Gieb mir Geist und Kunst, und ich gebe dir Pudding und steirischen Kapaun!" nicht angenommen werden wird; wo Menschen, die nichts haben, als ihr Talent und ihren Genius, diese nicht als Flötenuhren und Spielaufsätze hinstellen werden unter die Reihe von Fasanen und Trüffeln und anderen Wildpretmarkt-Delicatessen; dann, dann, ja dann wird das gold'ne Zeitalter kommen, wo man dafür, daß man sich einladen ließ, eine Visite de reconnaissance bekommen muß und bekommen wird!

Allein, so lange es noch Würdenträger des Geistes, der Kunst und des Talentes giebt, die ihren Genius gerne hinaustreiben auf den Naschmarkt der Soirée; die ihre Göttergabe als Tafelstückchen und Bänkelsängerei und Schaubrode loslegen und produciren für ein paté de foie und für eine mit Wachs beleuchtete Puppengesellschaft, so lange diese Selbstentwürdigung noch grassirt unter den Genius-Begabten, so lange wird die "Visite d'appétit" und die "Visite de reconnaissance" ihren lächerlichen Scepter noch schwingen. Ich aber rufe aus:

"Va-banque der Visite de reconnaissance!"

Das
moderne Kleeblatt: Leben, Liebe, Langeweile,
oder
die Kunst in dreiviertel Stunden vollkommen langweilig zu werden.

Leben, Liebe und Langeweile sind die drei Regenten der Welt; die Liebe regiert tyrannisch, das Leben nach einer Constitution, und die Langeweile regiert am populärsten. Wenn die Leser nur die kleine Gewogenheit haben wollten, noch dreiviertel Stunden zu leben, und mir zu Liebe dieses zu lesen, so werden sie Leben, Liebe und Langeweile auf ein Mal empfinden.

Was ist das Leben? Das Leben ist jene unheilbare Krankheit, an welcher noch alle Menschen gestorben sind, und die nur jene überleben, die nicht geboren werden.—Was ist die Liebe? Die Liebe ist ein Nichts, aus dem jedes Herz eine Welt macht, sie ist ein Nichts, welches Alles ist, ein Alles, welches Nichts ist, und jenes Nichts, welches für die Augen gut ist!—

Was ist die Langeweile? Die Langeweile ist der Advokat, der die kürzesten Gesichter in die Länge zieht; die Langeweile ist der Einsiedler, der zu jeder Minute der Zeit an eine Ewigkeit erinnert!

Was ist das Leben? Das Leben ist jenes Kraut, das für den Tod gewachsen ist. Was ist die Liebe? Die Liebe ist die Uebersetzung des Ueberirdischen in's Irdische; früher hat man genau übersetzt, jetzt wird das Ueberirdische blos frei bearbeitet, darum fällt bei der jetzigen Liebe und bei den jetzi-

gen Uebersetzungen das Wort „getreu" hinweg.—Was ist die Langeweile? Die Langeweile ist nichts als ein gesellschaftlicher Beweis unserer Nächstenliebe; die Langeweile ist dasjenige räthselhafte Geschäft, das Einer allein viel besser machen kann, als viele zusammen; die Langeweile ist jenes Ding, worüber kein Mensch etwas zu sagen weiß, und wobei doch jeder das Maul aufreißt!

Leider hat das Leben zwei entgegengesetzte Mittel gegen die Langeweile: das Glück und Unglück. Das Unglück hat nie Langeweile: Jammer und Schmerz werden nicht schläfrig, und nicht nur der Lachende gähnt nicht, sondern der Weinende auch nicht. Ein großes Unglück ist der eindringendste Zeitvertreib, wer seufzt gähnt nicht, und in einem Auge, in welchem Thränen stehen, hat die Schläfrigkeit nicht Platz. Leben, Lieben, Langeweile! Sehen Sie, es giebt Egoisten, die nur sich selber leben, es giebt Egoisten, die sich selber lieben, aber haben Sie schon Egoisten gesehen, die nur sich selber Langeweile machen? Das Leben ist nur deshalb so kurz, damit die Liebe leichter Treue bis in den Tod schwören kann.

Die Menschen erziehen ihre Kinder, indem sie hauptsächlich auf Lebensart sehen, Niemand lernt seinen Kindern Liebesart; und doch ist die Art, wie man liebt, wichtiger, als die Art, wie man lebt, denn verliebt kann der Mensch mehrmal im Leben sein, aber wenn er einmal verlebt ist, dann ist es aus. Das ist das Unglück bei unsern Männern, daß sie verliebt, verlebt und verlobt auf einmal sind!—

Die Langeweile ist älter als die Liebe. Als Adam allein im Paradiese war, ohne Frau, kannte er die Liebe nicht, er bekam Langeweile und schlief ein. Der Schlaf aus Langeweile ist ungesund, das hat Adam auch empfunden; während seines Schlafes entstand seine Frau, und da er erwachte, war er verheirathet.

Bei dieser Gelegenheit können wir dem Schöpfer nicht genug dafür danken, daß er es in seiner höchsten Güte und Weisheit so eingerichtet hat, daß die Frau aus der Rippe des Mannes erschaffen wurde. Stellen Sie sich vor, meine freundlichen Leser, was wir von den Frauen zu leiden hätten, wenn wir Männer aus ihren Rippen geschaffen worden wären. Unser ganzes Leben wäre ein einziger Rippenstoß!

Man hat Bücher geschrieben über die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, wer erfindet aber die Kunst, das menschliche Lieben zu verlängern? Man kann sich sein Leben versichern lassen, wer versichert uns aber unser Lieben? Im Gegentheil, die Lebensversicherungen sind gerade das Gegentheil von den Feuerversicherungen, es giebt Leute, welche wähnen, es habe nie so viel Feuer gegeben, als seitdem die Feuerversicherungen aufgekommen, und es habe nie weniger Liebe gegeben, als seitdem die Lebensversicherungen nöthig sind!

Das Leben ist ein fliegender Sommer mit Sonnenschein und Donnerschlägen und Hundstagen, mit Saat und Ernte, mit Blüthe, Frucht und Verwesung; die Liebe ist ein fliegender Frühling voll Morgenröthe und Lerchenklänge und Blumendüfte; aber unseren jetzigen Männern ist die Liebe kein fliegender Frühling, sondern der alte Weiber-Sommer, der über die herrliche Flur zieht. Die Langeweile ist der ziehende Winter, der uns die kürzesten Sommerabende zu den längsten Winternächten macht. Gegen die Langeweile, gegen die Ratten und gegen böse Frauen giebt es viele gute Mittel, die nichts helfen. Man geht in Gesellschaft, um sich nicht zu langweilen, das geschieht auch, man langweilt sich nicht, sondern den Andern. Es ist ein Picknick von Langeweile, jeder bringt seine Schüssel Langeweile mit, und sie wird sodann durch einander verzehrt. Eine gute Gesellschaft muß

wie ein gutes Fernrohr zusammengesetzt sein aus flachen und aus erhabenen Gläsern, die meisten jetzigen Gesellschaften sind blos aus vollen Gläsern zusammengesetzt. All unser bonton und bonsens beschränkt sich auf bon jour! Seitdem die Langeweile sich verheirathet hat an den Jour-fix, wird man sich bald nicht anders grüßen als: bon jour fix! Die Jour-fix heißen deshalb Jour-fix, weil man allda mit der Unterhaltung gleich fix und fertig ist! Unsere Abende sind à Jour-fix gefaßt. Die Langeweile ist auch ernster und klüger geworden, sie will etwas Fixes haben. Es ist jetzt in vielen deutschen Hauptstädten Sitte geworden, blos „Männer-Jour-fix" zu haben, weil sie von Kopf bis zu Fuß in ihrem Elemente sind, d. h. vom Pfeifenkopf bis zum Pferdefuß. Gewöhnlich sind unter den Menschen die leersten Köpfe, die vollsten—von sich selbst, in einem solchen Jour-fix haben nun viele Mitglieder zwei volle Köpfe, und wo so viele heiße Köpfe sind, da sollen auch keine Frauenzimmer sein. Wenn das Kopfgeld noch existirte, und man müßte von Pfeifenköpfen auch bezahlen, da wären die Herren übel d'ran.

Kopfgeld! welche Zusammensetzung! wer Kopf hat, hat selten Geld, wer Geld hat, hat nicht immer Kopf. Das Geld nimmt den besten Kopf ein, aber der beste Kopf nimmt kein Geld ein. Viele Menschen sagen: „mein Kopf thut mir weh," kein Mensch sagt: „mein Geld thut mir weh!" und doch thut manchem Menschen sein Geld viel weher, als sein Kopf. Gerade die Leute, die das Geld recht tief tragen, tragen den Kopf recht hoch. Alles ist verkehrt: Leute, die Geld haben, sind manchmal auf den Kopf gefallen, aber Leute, die Kopf haben, sind nie auf Geld gefallen. Leute von Kopf theilen Geldstücke aus, und Leute von Geld theilen Kopfstücke aus. Es giebt Geldhändlerhäuser, wo man für viel kleines Geld großes Geld bekommt, aber es giebt nirgends einen

Kopfhändler, wo man für mehrere kleine Köpfe einen großen Kopf bekommt. Kein Mensch schämt sich zu sagen: „ich habe gerade kein Geld bei mir," aber Niemand sagt: „ich habe gerade keinen Kopf bei mir." Baarkopf ist in Gesellschaft guter Ton, aber Baargeld ist der beste Ton.

Außer diesem besten Ton giebt es jetzt keinen Ton. Der Ton in unsern Jour-fix ist eigentlich ein Bariton; er hat keine eigentliche Höhe und keine eigentliche Tiefe. Das Bestreben unserer Männer, sich von der weiblichen Gesellschaft zu befreien, zeugt von ihrer Geistesrohheit und Sinnes-Niedrigkeit. Sie finden sich in Frauengesellschaft deshalb so ungemein genirt, weil sie ohne Frauengesellschaft ungenirt gemein sind. Mit den Frauen entflieht die Grazie aus dem Zirkel, und ohne Grazie kann man lustig sein, aber nicht fröhlich; laut, aber nicht angeregt; klug aber nicht geistreich; in Gesellschaft, aber nicht gesellig.

Die Geselligkeit ist wie das Leben; im menschlichen Leben ist der Mann blos der Zähler, das Weib ist der Nenner. Ohne Frauen wäre das Leben auch ein Jour-fix, ein Nachtstück voll Rauch; durch die Frauen wird es zu einem Blumenstück, wo jede Härte zur Rose und jeder Dorn zur Knospe wird. Im Buche des Lebens sind die Männer blos in der Rechtschreibung zuvor, in der Rechtlesung sind die Frauen Meisterinnen; sie verstehen seine Hieroglyphen zu enthüllen, und in ihrem zarten Gemüthe liegt der Schlüssel zu den eleusinischen Geheimnissen des Lebens, zur Liebe. Die Männer sind die Früchte am Baum des Lebens, die Frauen sind die Blüthen; Früchte müssen anderes Wetter haben und Blüthen auch; darum hat das Schicksal für die Männer seine Stürme und Donnerschläge, aber für die Frauen seinen Morgenthau und seine Abendlüfte, seine Maifrische und seine Mittagswefte. Darum giebt es, wo sich die Männer mit Frauen

vermählen, zweierlei Wetter: auf der einen Seite Trockenheit, auf der andern Seite Donner und Blitz, und es ist nur ein Glück, daß es selten einschlägt.

Die Liebe kam erst zu den Männern und jeder kleidete sie in seine Hauslivrée, als Vaterliebe, als Kindesliebe, als Bruderliebe, als Freundesliebe, als Unterthanenliebe, als Menschenliebe; aber der Liebe war diese Livrée zu enge, da kam das Weib mit einem gebrochenen Herzen, mit einem nassen Auge und mit einer sehnenden Seele, und über die in lieblicher Geschämigkeit entbrannte Lippe floß das geschmolzene Gold: ich liebe! und die Liebe wurde erlöset von ihrer Gefangenschaft, und floh von einem Pole zum andern, und goß ihre Seligkeit aus über das menschliche Geschlecht, und machte das Herz des Weibes männlicher und das Herz des Mannes weiblicher! Mit dem Leben der Liebe begann die Liebe zum Leben!

Leben und Liebe! Wen man so recht liebt, den nennt man: mein Leben! Ein zärtlicher Ehemann sagte einmal zu seiner Frau: „Du bist mein einzig Leben, aber mein Leben ist mir zur Last!" Das Leben an und für sich hat keinen In- und Anwerth; es ist blos unschätzbar als pretium affectionis der Liebe! Früher hat man länger gelebt, länger geliebt und kürzere Langeweile gehabt; jetzt lebt man kürzer, man liebt kürzer und hat längere Langeweile. Als die Leute noch 900 und 1000 Jahre alt wurden, da liebten sie sich zwei bis dritthalb hundert Jahre! Das scheint uns kaum glaublich. Es ist Schade, daß das nicht mehr ist; welch' eine schöne Zeit wäre das für die Romanenschriftstellerei gewesen. Bei unserm Leben müssen sich die Heldinnen dieser Romane im dritten Band heirathen, oder die Verfasserin muß sich selbst ermorden; aber wenn die „Gabriele" und die „Tante" der Frau von Schoppenhauer eine zweihundertjäh-

rige Liebschaft gehabt hätten, hätten sie zu einigen hundert Bänden anwachsen können, und die lange Weile wäre eben so lange, als ihre Liebe und Leben gewesen.

Unsere jetzigen Mädchen, wenn wir auch noch so gut mit ihrer Liebe fahren, so haben sie auf der Liebesfahrt doch wie ein vorsichtiger Fuhrmann ein fünftes Rad, noch eine andere Liebe, aufgeschnallt, für den Fall, daß etwas brechen sollte. Die Liebe ist bei ihnen ein Rausch, sie sehen gern doppelt; wenn sie auch einen schon im Herzen haben, haben sie doch noch einen im Auge, und nicht selten liegt ihnen ein dritter im Magen. Sie lieben für ihr ganzes Leben, allein sie führen alle Augenblicke ein anderes Leben. Sie schwören ihm Treue bis zum Tod, und weiter als bis zum Tod geht ihr Schwur nicht. Die Mädchen fordern Liebe, die Frauen fordern mehr den Schein der Liebe, die Männer fordern jetzt weder Liebe noch Schein der Liebe, sondern blos die lieben Schein', dieser Schein trügt nicht. Wenn man daher meint, unsere Männer heirathen blos nach dem Schein, so ist das blos schein-baar gemeint. Die Mädchen sind übler daran wie die Knaben; ein Knabe läuft oft schon im dritten Jahr, während ein Mädchen oft im vierzigsten noch sitzt. Ueberhaupt sind die Mädchen in allen Situationen leicht zu necken. Sitzen sie, so sagt man, es hat sie einer sitzen lassen; gehen sie, so heißt es, der hat sie gehen lassen; laufen sie, so heißt es, jemand hat sie laufen lassen; fahren sie, so heißt es, jemand hat sie fahren lassen. Unsere Männer wieder betreiben blos ihre Geschäfte so mit Liebe, daß sie die Liebe als ein Geschäft betreiben, und ich wundere mich, daß man noch nicht auf Actien liebt.

Die alten Griechen haben die Liebe und den Tod ganz gleich abgebildet, als Schönheit mit einer Fackel. Jetzt wird mit beiden nicht viel gefackelt. Die jetzige Liebe trägt wohl

auch eine Fackel, aber nicht, um dem geliebten Gegenstand ins Angesicht, sondern um ihm in die Tasche zu schauen. Früher wurden Liebe und Ehe in einer heimlichen Laube beschlossen, jetzt in öffentlichen Blättern. Ich habe einmal mich selbst folgendermaßen als Heiraths=Candidat in die Zeitung gesetzt.

Heirathsantrag.

„Ein Gutsbesitzer in Wien, d. h. ein Mann, der das Gut besitzt noch ledig zu sein, sucht eine Frau, um die Ruhe seiner Tage zu beschließen. Er ist nicht mehr so jung, um noch am Podagra zu leiden; er ist auch nicht so alt, um die Gurki zu spielen. Er ist weder so schön, um außerordentlich dumm sein zu können, noch ist er so häßlich, um nicht zu der schönen Welt gehören zu können. Von Character ist er nicht so boshaft, um seiner Frau kein schönes Stubenmädchen zu erlauben, noch ist er so gut, um mehrere Hausfreunde auf eine Hausmannskost bei sich zu sehen, denn bei einer solchen Hausmannskost kostet der Mann nicht blos das Haus, sondern es kostet dem Haus auch seinen Mann. Dieser ledige Mann also, zwischen 16 und 62 Jahren, sucht eine Frau; der redliche Finder wird bestraft. Er sieht nicht sowohl auf Glücksgüter, als auf baar Geld und gute Behandlung. Wenn der Schmuck ihrer Seele nur brillant ist, so darf sie sonst noch so viel Schmuck besitzen als sie will. Wenn sie schön ist, so macht er sich nichts daraus, wenn sie auch jung und reizend ist, wenn sie nur sanfte Augen, ein frommes Gemüth und auserlesene Bildung hat, so verzichtet er gerne auf sonstige Leberflecke und Sommersprossen. Ist sie fröhlich und munter, so schadet es auch nichts, wenn sie schlank und schön gebaut ist; und wenn sie nur häuslich und sparsam sein kann, so macht er sich nichts daraus, wenn sie ihm ein Haus auf dem Graben mitbringt. Personen, welche schweigen können,

belieben sich an ihn zu wenden; er ist zu treffen auf dem Kreuzwege zwischen Junggesellenstand und Ehe, wo sich die Straßen theilen und die eine weit abführt rc. rc. rc."

Sehen Sie, meine freundlichen Leser und Leserinnen, so wird jetzt im Leben und in der Liebe alles profanirt, alles mit Frivolität betrieben. Man betreibt sie ordentlich professionsmäßig. Was sind unsere Gesellschaften anders, als daß man zusammenkommt und Langeweile zupft; aus einem großen Stück Langeweil-Leinwand zupft man Charpie-Langeweile, um sie in die klaffende Wunde der Zeit zu legen. Seitdem das Conversations-Lexicon erschienen ist, hat sich alle Conversation in das Lexicon hineingezogen. Zu sprechen versteht man gar nicht, man kann nur schweigen oder plaudern. Die Frauen spielen oder tanzen, das sind die Vacanzen der Zungen: die jetzigen Männer können auch schon deshalb nicht sprechen, weil sie stets geräucherte Zungen im Munde haben. Noch ein eigenes Unglück in unsern Gesellschaften sind die bestellten Wecker, welche die Gesellschaft aufwecken müssen, die sogenannten „guten Gesellschafter." Die Aufsatz-Menschen, die man so in eine Gesellschaft hinstellt und ihre Stückchen abspielen läßt. Es ist schon ein großes Unglück, um die witzigen Köpfe; aber das schrecklichste der Schrecken das sind die witzigen Tröpfe! Die Cholera- und der Witz-Morbus sind gräßliche Dinge! Das sind die Zeichen der Zeit; früher haben nur die Reichen viel verschwendet und nur die Geistreichen waren witzig, jetzt verschwenden alle armen Schlucker, und jeder dumme Kerl ist witzig und humoristisch. Früher, wenn einer zu gar nichts getaugt hat, ging er als Statist zum Theater; jetzt, wenn ein dummer Kerl zu gar nichts mehr taugt, geht er unter die Humoristen.

Seit der neuen Einrichtung mit der Post ist es vor Witz gar nicht mehr zum aushalten, die Comptoiristen gehen so

früh von der Schreibstube! Es ist mit dem Witz wie mit Geld: wer viel besitzt, giebt gerade so viel aus, als er nöthig hat; wer gar keines hat, der klappert mit dem Bischen, das er sich ausgeliehen hat. Jene Humoristen sind nur manchmal witzig aus Bosheit; das ist nichts, man muß nur zuweilen boshaft sein aus Witz. Das Leben ist eine Olive, man muß es mit der scharfen Presse angreifen, wenn es uns sein mildes Oel geben soll. Die Menschen begreifen gar nicht, wie sehr gut man sein muß, um recht boshaft sein zu können! Nur der brennende, sengende Frost-Reif füllt und zeitigt die süße Beere. Die Menschen kennen nur die Contraste des Lebens und der Liebe zu wenig. Die Menschen kennen höchstens die Manieren des Lebens und der Liebe, sie leben und lieben nach der holländischen Schule, oder nach der niederländischen, nach der italienischen oder deutschen; sie kennen das Colorit des Lebens und der Liebe, aber nicht ihre Zeichnung. Die Gegensätze sind es, aus denen die zwei Shakespeare'schen Stücke: „Leben und Liebe,“ hervorgehen. Nur in dem Feuer eines heiligen Zürnens läutert sich das Herz zur goldenen Lebensreinheit; nur in dem Gießbach des Hasses wäscht sich das Goldkorn der Liebe von allen Schlacken frei; nur durch dieses Feuer und Wasser geht in der „Zauberflöte“ des Daseins der Tamino-Mensch in das geläuterte Liebeleben ein. So giebt die Nähe des Grabes dem Leben etwas Heiligeres, der Liebe etwas Himmlischeres. Der Mensch soll die Sonne nicht über seinen Zorn niedergehen lassen, geschweige denn sein Leben. Aber gerade aus dem Zornfeuer entwickelt sich der Salamander: Versöhnung, und Versöhnung ist süßer als das Leben, ist süßer als die Liebe.

Das liebende Mädchen verhüllt ihren Unwillen halb in Wehmuth und halb in Schweigen; der Mann verhüllt ihn halb in Zorn, halb in Bitterkeit und halb in Witz. Das

Leben ist wie ein Mann: wenn es mit uns zürnt, sagt es uns dieselbe Härte und dieselbe Bitterkeit zwei, drei Mal hintereinander! Die Liebe hingegen ist wie ein Mädchen: wenn sie mit uns zürnt, spricht sie blos durch das schweigende Zerpflücken einer Rose, durch eine Thräne, die sich im Winkel des Auges schamhaft versteckt. Wie im Leben die Blumen stärker duften und die Glocken heller tönen, wenn ein Ungewitter über ihnen steht, so erschließen sich in der Liebe alle Kelche der Empfindung und die Blumenglocken ihrer Seele tönen reiner und inniger, wenn die Gewitterluft des Schicksals ihren Himmel umdüstert. In einem unterscheidet sich das Leben von der Liebe: bei dem Unglück im Leben setzt man gerne die Schuld seiner Mitmenschen voraus, das Unglück in der Liebe hingegen setzt nur seine eigene Schuld voraus.

Man sieht, daß Leben, Liebe und Langeweile eigentlich Humoristen sind; sie bestehen in Gegensätzen, im Vergleiche des Höchsten mit dem Gewöhnlichen. So nennt der Humor die Liebe auf der einen Seite die Versöhnerin des Geschaffenen mit dem Schöpfer, und auf der andern Seite wieder nennt er sie das Langepuffspiel zweier enuyanten Seelen. Eben so nennt er das Leben den langen Tag, dessen zwei Enden sich in ein überirdisches Morgenroth und Abendroth hüllen, und auf der andern Seite nennt er das Leben eine lange Wurst, an dessen beiden Enden es einen Faden hat. Ich habe letzthin das menschliche Leben und die Menschen mit Würsten verglichen. Menschen und Würste scheinen dazu geschaffen zu sein, daß man ihnen die Haut über die Ohren herabziehe. Die Reichen das sind die Fettwürste, die Gelehrten und Schriftsteller das sind die Brod- und Semmel-Würste, und alle übrigen, der große Haufen, das sind die Kreuzer-Würstel. Es giebt trockene Menschen und trockene Würstel, Menschen mit Kren und Würstel mit Kren. Die

Menschen wie die Würstel findet man fast immer Paarweise. Bei so einem Menschenpaar ist es leicht zu errathen, wer Mann oder Frau ist; aber wie wollen Sie bei einem Würstelpaar herausbringen, welches der Mann und welches die Frau ist? Nichts leichter als das, wer beim Aufbrechen am meisten schreit, das ist die Frau. Leider haben so ein Paar Würstel mehr Anhänglichkeit an einander, als so ein Paar Menschen; das Band, welches zwei Würstel an einander knüpft, trennt nur ihr beiderseitiges Ende. Bei den meisten Würsteln und bei den wenigsten Menschen weiß man, was in ihnen steckt. Die Würstel kann man aufbrechen und in sie hineinsehen, wer aber einen Menschen aufmachte, um in sein Inneres hineinzusehen, würde keinen Menschen mehr aufbrechen! Was ist aber das beste an schlechten Menschen und an schlechten Würsten? daß sie doch ein Mal ein Ende nehmen; dieses Gute ist auch an diesem Aufsatze. Ich habe Ihnen über Leben, Liebe und Langeweile gesprochen, und ich darf mir schmeicheln, daß Sie so lange Sie leben an die Langeweile denken werden, die Sie mir zu Liebe erlitten haben.

Mädchenherz, Mädchenstub' und Mädchenschrein, Müssen aufgeräumt all' dreie sein!

Erlauben Sie mir, meine lieben Mädchen, daß ich dieses Sprichwort ein bischen auslege. Ihr Herz, Ihre Stube und Ihr Schrein, sollen stets aufgeräumt sein!

Ach Gott, wie erfährt man das aber? Wer sieht den Mädchen in's Herz hinein? Kaum einmal durch's Schlüsselloch: durch die Rede! Und nun gar in den Schrein! Da guckt ein Mann gar nie hinein! Aber, beim Himmel, es ist wahr! Laßt mich einmal einem Mädchen in ihren Schrein,

in ihren Schrank, in ihren Schreibtisch hineinschauen und ich will euch auf ein Haar sagen, wie es in seinem Herzen aussieht!

Aufgeräumt! das ist ein schönes Wort! Gut aufgeräumt! was heißt aufgeräumt? Wenn Alles im im Zimmer am rechten Orte steht, wenn nichts herum steht, nichts schief hängt, nichts im Wege liegt, nichts überladen ist, nichts zu leer ist, dann ist die Stube aufgeräumt! Eben so ist es im Herzen; wenn in dem Herzen Alles am rechten Orte steht, nichts schief und nichts verschoben ist, wenn weder ein Mangel noch ein Ueberfluß an dem nöthigen Herzensgeräth da ist, dann ist das Herz aufgeräumt!

Wenn in dem Schrein die Tageskleider nicht unter den Nachtkleidern, die Gallasachen nicht zwischen den Alltagsdingen liegen; wenn der Feiertagsstaat nicht unter den Schlafröcken herumfährt; wenn alle Bänder, Ketten, Schleier ihren bestimmten Platz haben und nicht verwirrt durcheinander geworfen sind; wenn man auch im Finstern Alles finden kann, weil man weiß, was in jedem Winkelchen wohlgeordnet liegt; wenn man alle Abend hübsch wieder nachsieht, ob Alles in Ordnung ist, damit man Morgens beim Erwachen wieder Alles in Ordnung finde, dann ist der Schrein aufgeräumt!

Wenn in dem Mädchen-Herzen die fleißigen Tagesgedanken nicht schon unter den Abenderholungsgedanken herumfahren; wenn die edlen, feierlichen Gefühle der Weiblichkeit nicht unter die Alltags-Empfindungen des frivolen Augenblicks gemischt sind; wenn jedes Band seinen gehörigen Ort ausfüllt, das Band der Häuslichkeit, der Liebe, der Freundschaft, der Zärtlichkeit, und keine Verwirrung unter ihnen selbst ist; wenn alle güldnen Ketten des Familienlebens,

der züchtigen Jungfräulichkeit, der stillen Bescheidenheit, in freundlicher Ordnung blank und lachend liegen; wenn in jedem Herzenswinkel das liegt, was da liegen soll, von allen den spielenden Pflichten und tausenderlei sinnigen, kostbaren Zierden der Jungfräulichkeit; wenn so ein Mädchenherz auch in den dunkeln Fällen des Lebens, aus Instinkt, aus natürlicher Sittsamkeit und Tugend alles zu finden weiß, was einem Mädchen-Herzen noth thut, dann ist das Mädchenherz aufgeräumt!

Ein Mädchen, wenn es Morgens die Augen aufmacht; eine Stube, wenn sie Morgens die Fenster aufmacht; ein Schrein, wenn Morgens seine Thüre aufgemacht wird, müssen sogleich auf- und zusammen-geräumt sein und werden, sonst sind Mädchen, Stube und Schrein nicht sonderlich liebenswürdig!

Ein Mädchen muß sein wie eine Rose, die gleich beim ersten Erwachen ihr einfaches Kleid für den ganzen lieben Tag anzieht, und nicht wie ein Sumpf-Salamander, der sich bis Mittag in der alten Haut schlammig wälzt und sich erst gegen Mittag häutet. Ein Mädchen soll sein wie eine Frühlerche, sie muß gleich Morgens singend und heiter sich zum Himmel erheben im Morgengebet, und dann immer trillernd und heiter sich niedersenken in die grünen Aehren der vollen Tagessaat.

Ein Mädchen soll sein wie das muntere Vöglein; beim Erwachen soll sie mit den lustigen, unschuldigen Aeuglein erst heiter in die Höhe schauen, im Wasser sich waschen und das Haupt schlichten wie das kluge Vöglein, und dann munter in seinem Häuschen von einer Pflichtsprosse auf die andere hüpfen, und stets freundlich und munter schauen!

Glauben Sie mir, meine holden Mädchen, je öfter ein Mädchen sich anzieht, desto seltener zieht sie Andere an.

Ein einziger niedergetretener Schuh, mit dem ein junges Weibchen den halben Tag herumgeht, hat bei dem jungen Mann die ganze Liebe niedergetreten! Die nachlässige Broschüre, in welcher die Mädchen oft einen halben Tag lang erscheinen, verlöscht den Eindruck ganz, den ihr Pracht einband des Nachmittags und des Abends machen kann!

Der feurigste Liebhaber, wenn er ungefähr Vormittag in die Stube seiner Geliebten tritt, und der Staub liegt auf dem Kasten, und das Nachtkleid hängt über dem Armsessel, und die Kämme liegen auf dem Lesetisch, und die Handschuh von gestern Abend liegen halb umgekehrt am Boden, und vom Schranke stehen die Fächer halb offen, als ob sie im Schlafe gähnten und von gar nichts ist der Staub abgekehrt, als vom — Spiegel, wahrhaftig, er denkt sich: So wie in ihrer Stube mag es in ihrem Herzen aussehen; vielleicht liegt da auch der Staub auf allen Gefühlen, nur auf dem Spiegel der Selbstbeschauung nicht; vielleicht ist auch da nichts recht verschlossen und nichts zeitig genug bewahrt, verwahrt und gut aufgehoben, denn, wahrlich Mädchenherz, Mädchenstube und Mädchenschrein stehen im magnetischen Rapport miteinander!

Ein Mädchen soll aber Niemanden in ihr Herz, in ihre Stube und in ihren Schrein zu zeitig schauen lassen, noch weniger soll sie Jemanden in ihr Herz und ihre Stube eintreten lassen, bevor sie beide gut aufgeräumt hat, und sie weiß, daß sie den Gast mit Anstand empfangen kann; am allerwenigsten aber soll ein Mädchen in ihrem Herzen und in ihrer Stube zu Jemanden sagen: „Nehmen Sie Platz!" ohne zu wissen, welchen Platz er in der moralischen Welt einnimmt, ob er würdig sein dürfte, Platz-Commandant zu werden. In einem Mädchen-Herzen und in

einer Mädchen-Stube soll aber auch nur Platz sein für Zweie, und es soll Niemand hineintreten als der, welcher den Schlüssel zu Beiden empfing aus der Hand der geheiligten Liebe!

Ein Mädchenherz und eine Mädchenstube sollen nicht auf die Straßenseite gehen; denn das Herz und die Stube haben Fenster, und Fenster, die auf die Straße gehen, sind die Augengläser des Bösen! Ein Mädchenherz und eine Mädchenstube müssen den ganzen lieben Tag Vorhänge an den Fenstern haben, die nur dann und wann zurückgezogen werden, um den reinen Strahl der Sonne hereinzulassen, aber nicht um die Mücken anzulocken, die auf den Sonnenstäubchen tanzen!

Ein Mädchen-Herz und ein Mädchen-Schrein müssen stets gleich verschlossen sein, stets gleich in allen nöthigen Fächern wohlversehen, stets gleich rein und blank! Ja, ja, es ist wahr:

„Mädchenherz, Mädchenstub' und Mädchenschrein,
Müssen aufgeräumt all' dreie sein!"

Das Räthsel und die Lösung.

Ein Bruchstück aus meinem Reisebüchlein.

„Theuerste Amalie!" rief ich schmelzend aus und drückte dem Kellner im „Kronprinzen von Preußen" zu Halle zärtlich die Hand. „Theuerste Amalie!" seufzte ich noch einmal und drückte seine Hand immer fester; da brach ein schallendes Gelächter aus, ich kam zu mir. Ich stand in Reisekleidern in der Gaststube, lustige Studenten saßen am Tische, der Kellner brachte mir die Rechnung; ich aber dachte an das Wiedersehen Amaliens, und anstatt dem Kellner acht Tha-

ler und sechzehn Groschen zu bezahlen, glaube ich Amalien zu sehen und rufe aus: „Theure Amalia!" Der Kellner, dem meine theure Amalia wahrscheinlich für acht Thaler und sechzehn Groschen zu theuer war, lachte, die Studenten lachten; ich kam zu mir, bezahlte—hier lachte ich nicht—und stieg in den Eilwagen. Bevor ich in einen Eilwagen steige, mache ich immer mein Testament; denn man kann auf einem Eilwagen an verschiedenen chronischen Eilwagen-Uebeln sterben, als da sind: Weinreisende, Anecdotenerzähler, Schnarcher, alte Weiber mit Husten, junge Laffen mit Zoten, Dickbäuche mit Schweißgeruch, Ewigsprecher u.s.w.

Um auf einem Eilwagen sich wohl zu befinden, muß man entweder ein Satyriker, ein dummer Kerl oder ein Verliebter sein. Da ich, Gottlob, seitdem ich denken kann, immer wenigstens zwei dieser Eigenschaften besaß, so befinde ich mich so ziemlich wohl. Manchmal bin ich dumm und verliebt, ein andermal dumm und satyrisch, und das dritte Mal satyrisch und verliebt. Mit dem Verliebtsein ist es ganz eigen. Die gescheidten Menschen werden dumm, wenn sie verliebt sind. Aber auch nur die ganz dummen oder die ganz gescheidten Menschen sind im Stande, sich zu verlieben. Die Menschen alle zwischen grundgescheidt und stockdumm, mit ihrem alltäglichen nußbraunen Hausmannsverstand, die trockenen Brod- und Semmel-Wissenschaften, die verlieben sich nicht, auch die Haus-, Grund- und Goldbesitzer nicht; blos die freien Künste sind im Stande, sich zu verlieben, als da sind: Maler, Musiker, Dichter, Schauspieler, Ladendiener, Müssiggänger, mediatisirte Redacteurs und sonst noch Alle, die kein Geld haben.

Bei dem weiblichen Geschlechte ist es umgekehrt. Da empfinden blos die Brod- und Semmelgelehrten heftig; das sind die Klassiker der Liebe; die Romantiker hingegen, die Künstlerinnen, die ganz reichen und die ganz ar-

men Mädchen, und dann die positiven Wittwen, die verlieben sich nie. Wenn daher ein Freund zu mir kommt und mir sagt: „Ach, ich bin verliebt!" so frage ich ihn sogleich: „Ist's eine klassische, so bist du auf jeden Fall glücklich; entweder sie erblickt oder erhört dich auf ein Mal, oder sie sagt: „Scheren Sie sich zum Teufel," und du bist noch glücklicher. In einem solchen „Scheren Sie sich zum Teufel" ist Klarheit, klassische Kürze und Bündigkeit; du weißt wenigstens, woran du bist, oder vielmehr woran du nicht bist! Ist es aber eine „romantische," eine sogenannte speculative, so weiß ich dir keinen liebevolleren Rath zu ertheilen, als dich todtzuschießen. Denn entweder du seufzest ein Jahr, wirst nicht erhört und schießest dich dann todt, und in diesem Falle ist's doch besser, du schießest dich gleich todt, so ersparst du ein Jahr lang viel Geld auszugeben, und was man thun will, muß man sogleich thun; oder aber du seufzest ein Jahr lang und sie erhört dich, dann bist du zwar nicht erschossen, aber lebendig begraben. Denn eine solche Speculative liebt dich nicht mit ihrem Herzen, o nein, sie liebt dich mit ihrem Vater, mit ihrer Mutter, mit ihrem Onkel, mit ihrer Tante, mit ihrem Großonkel, mit ihrem Urgroßonkel mütterlicherseits u.s.w. Alle diese müssen dich erst lieben, d. h. dich, dein Geld, deine Umstände und deine Verhältnisse. Der Vater, die Mutter, die Base, die Tante u.s.w. müssen noch dich und dein Geld und deine Verhältnisse und deine Umstände mit allen andern etwa zu hoffenden Liebhabern, mit ihrem Geld, und ihren Verhältnissen, und ihren Umständen vergleichen und prüfen und wägen, und wenn du, d. h. dein Geld, deine Verhältnisse und deine Umstände als besser befunden werden, so sagt Vater, Mutter, Tante, Base und die ganze ellenlange Sippschaft zu deiner Angebeteten: „Weißt du was, du kannst ihn unsertwegen schon lieben!" Darauf fällt dir ihr Herz wie

eine aufgeplatzte Eichel in die Arme und sie ruft: „O! wie lieb' ich Sie!"—Siehst du, mein Freund! so lieben die Romantischen!"—Jedoch, ich komme von meinem Wege und von meinem Eilwagen ganz ab.

Wie gesagt, da ich das ganze Jahr hindurch stets verliebt bin—mit Ausnahme des 24. Decembers, an welchem Tage ich aus Liebe bald geheirathet hätte und deshalb diesen Tag für einen unglückseligen für die Liebe halte—so betrat ich ziemlich getrost meinen Eilwagen, in welchem ich folgende Gesellschaft fand, die den redlichen Finder nur zum Theil belohnte. „Nummer fünf!" schrie der Conducteur und schob mich wie eine eingelegte Arie zwischen zwei Wesen in den Fond des Wagens hinein. Wie ich denn immer mein Gespräch mit einem schlagenden Witz beginne, so sagte ich auch hier zugleich, als ich einstieg: „Guten Tag!" und schwieg. Ich wollte mich erst mit meinen Blicken einwohnen und die Mitbewohner meiner Geduldsarche physiognomisch studiren. Rechts neben mir saß ein Mann mit einem von jenen Gesichtern, welches begreifen läßt, daß—wenn es in der Schöpfungsgeschichte heißt: „Und er blies in seine Nase lebendigen Geist," dieser Mann weder Geist, ja kaum Odem haben könnte; denn er hatte eine Nase, so schmal und dünn wie die Butter auf einer Berliner Butterstolle, und diese Nase machte die Grenze der zwei vollen, mit einem Archipelagus von Warzeninseln übersäeten Wangen, so unbestimmt und schwankend aus, als ob sie erst von einer Conferenz mehrerer Dorfgemeinden dazu bestimmt werden sollte. Ueber den zwei grauen stechenden Augen standen die buschigen Augenbraunen wie zwei großmächtige Parapluis, und unter dem schmalen Dinge, welches sagen sollte: „Auch ich bin eine Nase," lief querüber ein Mund, ähnlich jenen Erdrissen, die durch heftige Erdbeben zu entstehen pflegen. Die übrige Gestalt dieses

Mannes war ganz kurz, eine wahre spartische Epistel, Kopf und Ende nahe beisammen, so daß er als Karpfen ein ausgezeichneter Karpfen gewesen wäre, als Mensch aber selbst für ein Handbillet der Schöpfung zu gedrängt war.—Noch hatte dieses Wesen nicht gesprochen und ich wußte also nicht, ob es ein satyrisches oder ein griechisch naives Epigramm der schaffenden Natur war. Allein, wie ward mir zu Muthe, als dieser Taschenmensch zu reden anfing, seinen Kopf hinausbeugte und das Mädchen an meiner linken Seite fragte: „Nun, Putchen, wie ist dich?" Nun weiß ich nicht, was ich dem Leser zuerst schildern soll, das Mädchen, oder die Stimme meines menschlichen Karpfens, oder was eigentlich „Putchen" bedeuten soll. Putchen ist das Diminutiv von Pute, Pute ist das Femininum von Puter, Puter ein „kollerischer Puter," das weiß Jedermann, der Voßens „Louise" gelesen hat, ist ein indianisches Huhn. Für Jemand aber, der Voßens „Louise" nicht gelesen hat, giebt es keine Schriftsteller und keine indianischen Hühner. Wenn aber ein Berliner, d. h. ein Mann aus der Stadt, in welcher Geist und Sand in allen Straßen eben so vollauf als trocken zu finden ist, wenn ein solcher Mann zu einem weiblichen Wesen sagt: „Putchen," so ist das so viel, als wenn ein anderer unsandiger Deutscher sagt: „Mein Engel!" oder ein Franzose: "ma mie!" oder ein Italiener: "carra anima!" oder ein Engländer: "My sweet heart!" u.s.w. Wenn der Berliner sagt: „Putchen," so fällt gleich darauf seine Liebkosungsfähigkeit in Ohnmacht, denn sie hat sich erschöpft; und ein Berliner, der zu einem Frauenzimmer sagt: „Putchen!" das kann nur ihr Vater, ihr Liebhaber, oder ihr Theaterdirector sein. Die Stimme aber, die jetzt an meiner rechten Seite dieses „Putchen" an meine linke Seite spedirte, konnte keine andere als die eines Vaters sein. Diese

Stimme an und für sich selbst, wenn sie ohne den, der sie ausstieß, durch die Welt gezogen wäre, hätte unsern Naturforschern viel zu schaffen gemacht; ob sie eine begeisterte Froschstimme, oder eine in Ruhestand versetzte Dresch-Walzen-Stimme, oder eine bedeutende Collecte von mitleidigen Raben-Stimmen ist. Das Mädchen aber, lieber Leser! das Mädchen! Sieh, lieber Leser, ich könnte dir jetzt die Beschreibung und den Mund recht wässerig machen, ich könnte deine Phantasie so aufstacheln, daß ihr die Haare, Federn oder Borsten zu Berge ständen—denn ich weiß eigentlich nicht, welch' eine Gattung Thier deine Phantasie ist—aber nein, ich will es barmherzig machen. Es war ein Mädchen, zu dem ich auf den ersten Anblick getrost hätte sagen können: „Liebe mich, heirathe mich und verzichte auf das Glück deines Lebens!"—Ein Gesicht, mit einer Milde und Seelenhaftigkeit, wie sie nur in der altdeutschen Lebens- und Malerschule zu finden waren. Wenn man jene Bilder und die unserer Maler anschaut, so weiß man nicht, ist die Gemüthswelt, oder die Gemüthskunst, oder wohl beides verloren gegangen! Aus jenen weiblichen Köpfen spricht die Seele, die ganze hohe Kindlichkeit des Stilllebens der Unschuld, die süße Einfalt des Herzens uns an; wir stehen gerührt vor diesen wundersamen Gestalten! Aber unsere jetzigen Maler malen keine Herzen, sie malen Gesichter, sie verschönern sie, d. h. sie verweltlichen sie, sie idealisiren sie für die Erde, nicht für den Himmel. Das Gesicht spricht, ja wohl, es spricht! es spricht französisch, englisch, italienisch, aber es spricht nicht zum Herzen: es ist nicht die Seele, die spricht.—Hier aber saß ich neben einem Wesen, das schön und fromm und altdeutsch aussah! Die hellen Locken fielen in reicher Fülle auf die edelgeformte Schulter herab. In ihren tiefblauen Augen lag ihr Lebenshimmel

und der einer Herzensunschuld. Die vom zartesten Jugendroth angeglühten Wangen hatten gewiß noch nie das Erröthen der Schuld beherbergt; der klein geschlossene Mund, vom edelsten Karmine gefärbt, öffnete sich nur lächelnd, um zwei Kinngrübchen zu entwickeln, in denen die Grazien ihr Hauptquartier hatten. Sie umschloß ein züchtiges Gewand, das oben unterm Kinn zusammengebunden war. Noch hatte sie nicht gesprochen, wie begierig war ich daher, ihre Antwort auf das: „Nun, Putchen, wie ist dich?“ zu hören.

„Mir ist wohl, lieber Vater!“ antwortete das Mädchen, mit einer weichen, melodischen Stimme, und in demselben Augenblicke stieß sie auch plötzlich ein schmerzliches „Ach“ aus. Ihr gegenüber saß ein großer, vierschrötiger Kerl, der seine Beine von sich streckte, und ihr wahrscheinlich ganz unsanft auf den Fuß trat. Der Kerl, von dem ich nachher erfuhr, daß er ein Artischocken-Händler war, entschuldigte sich gar nicht, sondern sagte mit einem Grinsen, welches er für Lachen hielt: „Im Wagen müsse man gar keine Füße haben!“ Ein Student in einem grünen Flausrock, der neben ihm saß, belachte diesen Einfall, und so war die Introduction dieser Wagen-Unterhaltung im Gange. Der Berliner Student, der mit der Gesellschaft schon länger im Wagen beisammen war, schien das holde Mädchen besonders in Protection genommen zu haben, und etwas empfindlich darüber zu sein, daß ich an ihrer Seite saß. Er sprach unaufhörlich, und zwar immer von seinen Studien, von Künsten und Wissenschaften, citirte alle Augenblicke den „Goethe“ und den „Schiller,“ und sagte immer inzwischen zu dem Mädchen: „Uf Ehre!“ das müssen Sie lesen!“ Da ich zu allen seinen Ausrufungen, Citationen und Bemerkungen ein höchst einfältiges und nichtssagendes Gesicht machte, so hielt er mich für ein recht frommes Schaf, und machte im Stillen ein Plänchen

mich zum Besten zu haben, und das Mädchen auf meine Kosten zu belustigen. „Jott verdamme mir!“ rief er aus, „was sagen Sie zu dieser herrlichen Gegend?“ — Wir fuhren eben durch ein wahres Sandmeer. — „Glauben Sie nicht, daß ein Claude Lorrain sie verewigen sollte?“ Dabei lachte er ironisch mich an. „O,“ erwiederte ich, mit einer so leeren Miene, als nur immer möglich, „diese Gegend sollte man von einem anderen Pinsel verewigen lassen! Der Student sah mich groß an, aber ich sah so unsatyrisch aus, daß er sich selbst nicht gestehen konnte, daß ich in Beziehung sprach. Das Mädchen aber mit ihrer Silberstimme fing an über Claude Lorrain zu sprechen; über seine Eigenthümlichkeit, über die Färbung seiner Bilder, über die Vortrefflichkeit seiner Perspektive u.s.w. Sie nannte sein Bild der Villa Madama, welches Papst Clemens XI. mit Gold bedeckte, sein bestes, und erzählte dabei, daß der Herzog von Devonshire eine Sammlung von zweihundert Handzeichnungen von ihm besitze. — Ich war nicht wenig über die gründliche Kenntniß dieser Unbekannten erstaunt, und der Student rief aus: „Jott verdamme mir, Sie wissen das Alles ja besser, als mancher Professor! Das Mädchen schwieg, der Student fuhr fort: „Jott verdamm mir! Raphael war doch der erste Maler der Welt! nicht wahr, mein Herr?“ wandte er sich spöttisch gegen mich — „besonders seine Thierstücke?“ „Ja,“ erwiederte ich — „ich habe eben eins vor Augen! ich werde stets mit Vergnügen daran denken!“ — Der Student wurde etwas stutzig, denn ich sah so unschuldig dumm dabei aus; er wendete sich nun an das Mädchen: „Nicht wahr, Raphael, das ist der Erste!“ „Raphael?“ fragte das Mädchen, „den kenne ich nicht, den habe ich nie nennen hören!“ — Er sah das Mädchen groß an: „Jott verdamme mir, den Raphael kennen Sie nicht, nur den

Lorrain so genau? Lorrain verhält sich zu Raphael wie Gellert zu Göthe!" — „Sie kennen doch den großen Maler Gellert auch?" so fragte er mich wieder ganz schnippisch. — „Ich kenne nur ein Bild von ihm," war meine Antwort, aber ganz nach der Natur, und das ist: der grüne Esel." Der Student fing an, seine Fühlhörner ein wenig zurückzuziehen. Das Mädchen aber wurde ganz gesprächig. „Gellert," meinte sie, „habe die Ahnung der Religiosität im Herzen des Volkes erweckt; es fehle ihm zwar die Tiefe, aber die Innigkeit, besonders seiner geistlichen Gedichte, sei sehr wahr und rührend. „Für den Roman," fuhr sie fort, „hatte er kein Talent, das beweist seine „schwedische Gräfin," aber in seinen Fabeln paart sich treuherzige Schalkhaftigkeit und populärer Witz." — Der Student und ich sperrten das Maul weit auf, und bewunderten die kleine Gelehrte. — „Was Goethe betrifft," sprach die Holde im Zuge immer fort, „Göthe vereinigt den höchsten Cynismus mit der höchsten Poesie. Er hatte eine Kraftperiode, eine elegante Periode und eine ideale Periode: „Faust," „Clavigo," „Werther." Im „Wilhelm Meister" ist seine Idealität am meisten ausgeprägt. In seiner „Eugenie" ist die Griechheit in Form und im Leben marmorglatt und marmorkalt! Seine Liedersammlung hingegen gibt ein Bild von dem, was der Mensch im abgeschlossenen Despotismus aus seinem Leben und aus seiner Muse macht." — Wir konnten aus unserm Erstaunen kaum zurückkommen. Der Berliner Student rückte wie besessen auf seinem Platze herum, er war ganz Bewunderung. Ich aber sah mit einer befremdlichen Neugier das Mädchen an, welches aus den schönen Lippen das alles hervorsprudelte, aber ohne allen Anstrich von Erhebung oder Begeisterung. „Jott verdamme mir!" schrie der Student nun wieder,

„Goethe, der ist alles für den Verstand, für die Vollendung, für's Herz aber, ich meene so für das rechte innerste Herz, da ist nur een Schiller, und keener mehr!" Das Mädchen schlug die Augen nieder, und schwieg. „Sie schweigen?" fragte er dringend, „lieben Sie den Schiller nicht?" „Schiller?" fragte sie, „wer ist das? von dem weiß ich gar nichts." Ganz betroffen und verduzt schwiegen wir Beide. Ich wußte nicht, was ich aus meiner schönen Nachbarin machen sollte. Lag eine tiefere Bedeutung darin, daß sie vorgab, Raphael und Schiller nicht zu kennen? War es blinde Vorliebe für Goethe, oder für die Landschaften Claude Lorrains? oder endlich war es Ironie und Schalkhaftigkeit?

Ich setzte absichtlich das Gespräch über bildende Künste fort und sprach von Canova. Da belebten sich ihre Züge, man sah, wie sie freudig ergriffen wurde, als wie wenn man eine Saite ihres Herzens berührt hätte, die nun jetzt gern allein forttönt. „Ja," sagte sie, „die Art, wie Canova den Marmor behandelt, ist das Bestreben, in dem harten Stoff den Reiz des weichsten Schmerzes hervorzubringen. Ich kenne nichts Schöneres, als seinen Genius am Grabmale des Papst Clemens XIII. in der Peterskirche zu Rom, obschon dieser Genius mehr schmeichelnden Reiz, als tiefere Bedeutung hat. Sein Perseus hingegen ist ohne Einheit und tiefere Ansicht. Der magische Reiz aber der Vollendung in dem blendend reinen Stoffe, fesselt Aug' und Sinn, und die zarte Bearbeitung läßt die Kennerschaft vergehen. Viel höher aber als Canova in der Vergeistigung der Formen steht Danecker, besonders in seinem „Christus," in dem die Menschlichkeit und Göttlichkeit als Mittlerthum wieder gegeben werden mußte!"—„Jott verdamme mir!" rief der Student aus, „Sie reden wie ein Professor!" Ich aber saß in

stiller Anschauung und fast etwas scheu, weil ich es durchaus nicht mag, wenn die Frauen gelehrt thun oder gelehrt scheinen wollen. Mir ist das Weib durch Weiblichkeit interessant, durch Sanftmuth, durch Gemüth. Heldinnen, Dichterinnen, kann ich bewundern, aber nie lieben. Ja, es wird mir angst und bange, wenn ich in der Nähe eines Frauenzimmers bin, die den Ruf einer Gelehrten hat. Es kommt mir immer so vor, als sähe ich eine Nachtigall mit Sporn, oder eine Taube mit einem Schnurbarte. Wenn ein solches Mann-Weib mit mir spricht, zieht sich mein ganzes Wesen in sein Schneckenhaus zurück und ich bekomme den Starrkrampf in der Zunge, und ich sehe mich ängstlich um, ob nicht ein anspruchloses, weibliches Geschöpf meine versteinerte Empfindung wieder aus ihrem Banne lösen will.—Die Männer sind die Bäume der Menschengattung, die Frauen sind ihre Blumen. Die Blumen sollen unser Leben zieren, ihre Blätter sollen unser Leben anlächeln, ihre Farben uns ergötzen, ihr Duft uns erquicken. Aber aus Blumen soll man kein Brauch- und Brennholz, keine Wurfspieße, keine Schreibetische und Professorstühle hauen und schnitzen. Aus diesen Ansichten sah ich auch die junge Gelehrte an meiner Seite mit einer Mischung von Neugierde und Mitleid an. Ihr Vater, der kurze Karpfenmensch, lächelte aus seinen Aeuglein heraus und nickte dem Studenten triumphirend zu. „O," sagte dieser, das Gespräch wieder aufnehmend, „Canova und Daneker werden beide von der Kühnheit Thorwaldsens überflügelt; meinen Sie nicht?"—„Wie meinen Sie das, Thorwaldsen?" fragte meine Nachbarin: „ist das auch ein Bildhauer? ein Berliner vielleicht? oder haben Sie den Namen erdichtet?"—Dabei sah die Kleine so unbefangen aus, sie sah den jungen Universitäts-Sohn so offen an, daß er ganz verblüfft da saß und,

wie Hilfe flehend, bald mich, bald die reizende Sprecherin ansah. — „Jott verdamme mir," schrie er heftig, „Sie wollen mich nur zum Besten haben!" Indessen wurde es Abend, das letzte Roth der abtropfenden Abendsonne fluthete durch den Wagen; der Karpfenmann saß da, wie ein vergoldeter Thurmknopf und schillerte mit seinen Prisma-Augen seine Tochter an. Diese aber saß und sah hinaus in die niederschmelzende Abendröthe, und auf ihrem Antlitze lag das letzte Tageslicht, als könnte es nicht davon scheiden. „O!" rief ich halb für mich aus, „wie der Abend niedergeht und sein Licht, und mit diesem Licht auch die Flammen des Tages im menschlichen Herzen verlöschen." — „Die bildenden Künste," antwortete die Räthselhafte wie gedankenlos, „malen ihn auch wie einen Genius, mit einem Stern auf dem Haupte, der die Fackel zur Erde senkt!" Ich drückte ihr unwillkürlich die Hand; denn am Abend sind nicht nur Fieberkranke, sondern auch Verliebte Dichter, und Narren in einem gesteigerten Paroxismus. Ein Dichter ist am Abend ein Verliebter und ein Narr; ein Narr ist am Abend ein Verliebter und ein Dichter, und ein Verliebter ist am Abend ein Dichter und ein Narr. Ich hatte aber einen schönen Abend und ein schönes Mädchen, so zu sagen, avant la lettre, bei der Hand, daß ich ein Narr und ein Verliebter en afins werden mußte. „Nicht der Abend des Tages," sagte ich mit seidenweicher Stimme, „sondern auch der Lebensabend, Freund Hain, hat auch eine umgekehrte Fackel in der Hand!" — „Freund Hain?" fragte das Mädchen und sah mich fragend an, „das ist wohl ein Spezialfreund von Ihnen; aber warum trägt er eine Fackel in der Hand?" — Eine Eiskälte überflog mich bei dem schnöden Ton dieser Worte, die, wie ich bestimmt glaubte, absichtlich gesagt wurden, um meine Empfindelei kurzweg abzuschneiden. Ich lies ihre Hand los und schwieg. Die Nacht

brach an und die Sterne zogen wie Neugierige am Himmel herauf und guckten von beiden Seiten in unsern Wagen hinein. „Jott verdamme mir!“ jubelte der Student, „ich weiß nun nicht, soll ich die Astronomie da oben oder in Ihren Augen studiren, meine Schöne!“ Dabei lächelte er wohlgefällig über das feine Compliment. „Die Astronomie,“ erwiederte sie unbefangen, „sowohl die sphärische, theoretische und die physische, und die Wahrnehmung der unveränderlichen Gesetze der Weltkörperbewegung ist ein trockenes Ding, das nichts mit dem Herzen zu thun hat. Von Nutzen ist sie, wie der große Naturforscher Gehler sagt, um Empfindungen von Größe und Würde zu erregen, und die Gedankenreihe bis über das Grab hinauszutragen. Die Astrologie hingegen ist zwar eine trügerische Kunst, aber sinnig ist es, sein Schicksal an die Wahrnehmung der Gestirne knüpfen zu können. Ihr hohes Alter läßt sich aus der mosaischen Erzählung (Buch 5, 18, 10) entnehmen und Belus, der sich am Euphrat niederließ, brachte sie aus Egypten nach Asien.“ Dem Berliner Student blieb der Verstand still stehen, der ohnehin nicht stark im Gange war; mir aber wurde dieses Mädchen mit ihrer Grundwisserei und angeheuchelten, räthselhaften Ignoranz auf der andern Seite fast peinlich und sie kam mir wie eine Spukgestalt vor. Der Student setzte das Gespräch fort und sagte: „Ja, selbst die Hellenen legten hohen Werth auf die Astrologie.“—„Sind das Ihre Schwestern, die Hellenen,“ fragte das Mädchen mit dem unschuldigsten Gesichte von der Welt.—„Wie,“ rief der Student unwillig aus, „Sie kennen die Hellenen nicht?“—„Ich habe nicht die Ehre,“ erwiederte das Mädchen ganz trocken; ihr Vater lächelte, wie ein Stück faules Holz durch die Nacht, und der Student und ich schwiegen, indeß es doch anfing, mir etwas grauenhaft vorzukommen. Es mochte ungefähr gegen Mitternacht sein, als wir in die

Hauptstadt Berlin einfuhren. Als wir durch das Leipziger Thor über den Belle-Alliance-Platz hinab kamen, warf die herrliche und blendende Gasbeleuchtung ihr Licht in den Wagen und ließ uns noch einmal die räthselhafte Schöne in dem Schimmer ihrer jugendlichen Schönheit sehen. Der Student hatte mir eine Station früher, in Zehlendorf, versprochen, mir sogleich Nachricht zu geben, wenn er in Berlin das Mädchen näher kennen lernen wird, da er sich bereits beim Papa die Erlaubniß, ins Haus zu kommen, erwirkt habe. „Jott verdamme mir!“ brach er nun wieder los, „das Jaas ist eene herrliche Flamme, es ist wie am Dage!“—„Ja,“ sagte das Mädchen, „die Erfindung ist eine der freundlichsten und wir verdanken ihre erste Idee dem Lampadius, der in seiner Hüttenkunde darüber sprach. Lubon entwickelte das Gas für die Thermolampe aus Holz und die Engländer fingen erst im Jahre 1810—11 an, die Gasentwickelung aus Steinkohlen zu ziehen. Der Schottländer Pattenson will sogar ein Mittel erfunden haben, das Gas in luftdichten Säcken aufzubewahren.“ Wir sahen ihr noch einmal in die von Gaslicht umflutheten superklugen Augen und der Student meinte: „O, meine Schöne! für ein Frauenzimmer haben Sie doch fast zu viel von der Hypokrene getrunken!“—„Ich? getrunken?“ erwiederte sie fast beleidigt, „ich habe den ganzen Weg über nichts getrunken, das haben Sie gesehen, und das Getränk Hypokrene kenn' ich gar nicht; wird wohl eine Art Fusel sein!“

In demselben Augenblicke bog der Wagen in die Königsstraße ein und rollte in den Gasthof, und wir wurden von einigen Dienern der langsamen Eilfertigkeit aus den Wagen gebracht und gingen nach Hause.

Zwei Tage später stürmte der Student des Morgens in mein Zimmer: „Jott verdamme mir!“ schrie er wie der

Wirbelwind, „ich habe es man heraus, was es mit dem Mädchen ist. Ich habe ihr eene Visite applicirt und da ist mich die janze Feuersbrunst aufjejangen! Die Person hat das Conversations-Lexikon und studirt es durch. Jetzt ist sie nicht weiter jekommen, als bis zum H; darum hat sie auch von Claude Lorrain, Astronomie, Canova, Daneker, Gellert, Goethe, Gasbeleuchtung u.s.w. alles jesagt, was darin zu finden ist; von Raphael aber, von Schiller, von Thorwaldsen, von Hellenen, von Hydrogen, von Hypokrene u.s.w. keene Sylbe jewußt! Die kann mich jestohlen werden, die ekle Prise!“ und damit lärmte er wieder aus meinem Zimmer hinaus. Ich traf sie zufällig nach einigen Wochen im türkischen Zelt in Charlottenburg. Es war sehr heiß; ich machte ihr diese geistreiche Bemerkung, worauf sie sagte: „Wir leben jetzt in den Hundstagen und da geht der Syrius mit der Sonne zugleich auf.“ Sie war also indessen schon über das H gekommen.

Ueber den Einfluß der Kometen auf unsere gesellschaftlichen Unterhaltungen.

Der Einfluß, den der Halley'sche Komet auf unsere gesellschaftlichen Unterhaltungen ausübt, liegt nicht so ferne, als man glaubt.

Wichtiger und zweifelhafter ist die Frage: welchen Einfluß werden unsere Concerte, Declamatorien und Vorlesungen auf den Halley'schen Kometen ausüben. Denn die Furcht, die wir vor dem Halley'schen Kometen haben, besteht darin, daß er der Erde zu nahe kommen könnte; daß die Anziehungskraft der Erde ihn an sich ziehen könnte. Es handelt sich nun darum, ob die Erde durch unsere Concerte, Declamatorien

und Vorlesungen an Anziehungskraft gewinnt, oder ob sie nicht vielmehr dadurch an Abstoßungskraft gewinnt, und den Kometen entfernt? Alle veranstalteten derlei Unterhaltungen könnten vorzüglich die Ueberschrift tragen:

„Zum Besten des Halley'schen Kometen!"

Zu diesen meinen Beobachtungen über den Einfluß, den der Halley'sche Komet und unsere Unterhaltungen auf einander ausüben, wäre es vor Allem nöthig, daß wir den Geschmack des Halley'schen Kometen näher kennen lernten, ob er ein Enthusiast für Musik, für Declamatorien, für Vorlesungen oder Dilettantismus u.s.w. ist.

Wenn Sie, meine freundlichen Leser und Leserinnen, gütigst bedenken wollen, wie schwer es ist, ein verehrtes Publikum zu befriedigen, welches man doch halbwegs zu kennen die Ehre hat, so werden Sie desto eher die Schwierigkeit ersehen, einen Kometen zu befriedigen, der Alles auf der Welt gesehen hat. So ein Komet liebt nichts Wäss'riges, wo er erscheint, giebt es guten Wein und allgemeinen Wassermangel.

Indessen bleibt mir ein Trost, ich glaube den Geschmack dieses Kometen ziemlich errathen zu haben.

Dieser Halley'sche Komet, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist, wie der berühmte Gruithuisen in München behauptet, nichts als ein junger Weltkörper, der noch in der Ausbildung begriffen ist. So ein Komet ist also im Himmel ungefähr das, was auf der Erde unsere Jünglinge sind. Ein Komet ist ein Himmels-Jüngling, der noch in der Ausbildung begriffen ist! So ein Komet ist zuerst eine Aetherkugel, die sich um sich selbst dreht, so wie unsere Jünglinge sich auch alle um sich selbst drehen; diese Kugel wird von der Sonne angezogen, jede Bahn um die Sonne ist ein Gang zu ihrer

Ausbildung, gerade wie unsere Jünglinge glauben, daß, wenn sie sich um ihre Sonne bewegen, das schon ein Gang zu ihrer Ausbildung sei.

Endlich jemehr der Kern an Ausbildung zunimmt, desto weniger Aether nimmt die Kugel auf und wird endlich ein Planet. Unsere Erde war also auch einmal ein Jüngling, sie ist jetzt ein alter Hagestolz, deshalb mag sie auch so grämlich und langweilig sein.

Der Halley'sche Komet ist also ein Jüngling. Zum Beweis, er hat einen so großen Kopf, der 27,000 Meilen im Umfange hat, ein seltener Jüngling! Allein von den 27,000 Meilen Wasserkopf sind nur 93 Meilen Kern, alles Andere ist Dunst und Wasserstoff!!!

Welchen Einfluß der Halley'sche Komet auf das schöne Geschlecht machen wird, weiß man noch nicht, denn die Astronomen wissen nicht, ob er als der „schöne Halley" oder als der „häßliche Halley" wiederkehren wird, weil er sehr verschiedentlich erschien.

Wird er als ein schöner Jüngling kommen, so wird ihm sein Wasserkopf gar nicht schaden, die Damen werden nach ihm lorgnettiren und ausrufen: „Ah! le joli garçon!" und ihn in ihre Cirkel laden: wird er aber als ein häßlicher Halley erscheinen, so wird er die Augengläser der Damen nicht sehr in Bewegung setzen, sie werden ihn einmal ansehen und ausrufen: Fi donc, qu'il est abominable!"

Die Männer aber werden weniger Notiz von dem Kometen nehmen, so wie überhaupt die Frauen mehr nach dem Himmel und nach den Sternen sehen, und deshalb auch eher den Abglanz des reinen Himmels im Herzen, und der klaren Sterne im Auge tragen, als die Männer. Der Mann sieht mehr nach dem Sterne a u f dem Herzen, die Frau nach dem Stern i n dem Herzen. Nur der wahrhaft liebende Mann

sieht in dem Augenhimmel der Geliebten ihren Himmel, und seinen Himmel und den wahren Himmel, und in ihrem Augenstern seinen Lebensstern und seinen Polarstern. So wie überhaupt die Menschen zu viel in die Erde hineinschauen und zu wenig in den Himmel, denn, wenn man in die Erde hineinschaut mit ihren ungeheuren Schätzen, dann freilich kann sich Niemand reich nennen; wenn man aber in den Himmel hineinschaut mit seinen Schätzen, dann kann sich Niemand arm nennen. Jeder Mensch, der von dem Himmel nur die Erde verlanget, für den hat die Erde keinen Himmel; so wie der Mensch, der auf der Erde nur einen Engel sucht, kaum einen Menschen finden wird, wer aber auf der Erde nur Menschen sucht, gewiß seinen Engel findet. Der Mensch ist nichts als Obst, welches 70 Jahre am Lebensbaume hängt und dann vom Himmel gepflückt wird, wenn nicht Sturm und Ungewitter ihn vor der Reise vom Baume schütteln. Wie ungerecht geht aber der Mensch mit dem Himmel um! nur zum fremden Unglauben ruft er den Himmel an, und ruft und betheuert „beim Himmel!“ Bei seinem eigenen Unglauben aber läßt er den Himmel himmelweit liegen! Das Unglück, das der Mensch durch seine Schuld sich zuzieht, das schreibt er dem Himmel zu; das Glück aber, das der Himmel ihm beschert, das schreibt er seinem eigenen Verdienste zu! — Mit jedem Menschen geht der Mensch höflicher um als mit dem Himmel.

Wenn uns Jemand einladet, ein Vornehmer oder Gönner, und uns im Jahr ein Mal einen Löffel Suppe giebt, und ein Glas Champagner, dann ziehen wir uns gleich darauf in Galla an und kommen mit gekrümmten Rücken und machen eine Visite de réconnaissançe. Der Himmel aber ladet uns alle Tage an seinen großen runden Tisch der Erde, und zündet uns seine tausend und abermals tausend Sinumbra-

Lampen an, und speist uns mit den Millionen Couverts der Natur, und läßt uns die Tafelmusik der tausendstimmigen Schöpfung erschallen, und wir bitten freilich alle Morgen „um unser täglich Brod!“ aber jeder meint was Anders, und wir meinen eigentlich: „Gieb uns täglich Fasanen,—gieb uns täglich Gefrornes,—gieb uns unsern täglichen Shawl, gieb uns unsern täglichen Courmacher u.s.w., und der gute, unendlich liebreiche Himmel giebt uns das Alles, und dennoch, wie selten fällt es diesem oder jenem ein, in Galla zu gehen in den Tempel der Natur, und dem gütigen Himmel, unserm höchsten Gönner, eine Visite de réconnaissançe zu machen! Der Himmel ist so gut, selbst wenn wir glauben, er drohe, ist er großmüthig. Wir meinen der Komet bringe Unglück, und er bringt nichts als guten Wein. Der Komet ist also ein Weinliebhaber; deshalb erscheint er auch stets mit einem Haarbeutel, und wenn man ihn ansieht, ist er sternvoll! Der Komet bringt uns also Wein, im Weine liegt Wahrheit. Die Wahrheit unterhält nicht, der Komet hatte also auf alle unsere Unterhaltungen einen traurigen Einfluß. Und auch umgekehrt müssen unsere Unterhaltungen auf ihn einen traurigen Einfluß ausüben, und ich glaube, alle Furcht zu beseitigen, wir schickten dem guten Halley'schen Kometen Eintrittskarten zu allen stattfindenden Unterhaltungen, und ich bin überzeugt, er kommt gar nicht, oder er wird wenigstens in seiner Laufbahn so langsam kommen, daß er die ganze Erde versäumt, und dann ist für ihn und für die Erde alle Gefahr vorüber.

Der Herr Professor Hecht in seiner „Kometenlehre“ erzählt von einem Kometen, der im Jahre 538 erschien, und der die Wirkung hervorbrachte, daß alle Leute gähnten und dann starben, so daß ein Edict verordnete, wenn Jemand gähnt, muß der andere „Helf Gott!“ sagen. Der Herr Professor

erzählt nicht, ob in jenem Jahre viel Concerte und Vorlesungen statt fanden.

Mir ist es leid, meine freundlichen Leser und Leserinnen, daß dieser schläfrige Komet nicht vor diesem meinem Aufsatze erschien, denn es liegt ein großer Trost darin, wenn man das Gähnen des Publikums einem Kometen zuschreiben kann! Es wäre entsetzlich, wenn man jetzt noch in allen Unterhaltungen jedem Gähnenden „zu Genesung" sagen müßte, wir wären dann genöthigt, ein gegenseitig abonnirtes Gähnen zu veranstalten. Der große Naturforscher Haller behauptet, so lange man gähnt, höre man nicht. Das wäre eine große Erleichterung, man braucht nur ein Mal ein Kunstgähnen anzuwenden, dann hört man nichts. Sollten Sie, meine freundlichen Leser und Leserinnen, jetzt schon nichts mehr hören, so bitte ich, mich gefälligst davon in Kenntniß zu setzen.

Gähnen ist sympathetisch ansteckend, je sympathetischer zwei Menschen fühlen, desto eher gähnt der Eine wenn der Andere gähnt, also nur die Sympathie ist Ursache, daß die Eheleute mit einander so viel gähnen. Ich gähne in Gesellschaften zuweilen blos deshalb, um zu erfahren, wer mit mir sympathisirt. Die gesellschaftliche Langeweile ist also nicht nur ein schlafbeförderndes Mittel, sondern auch eine Sympathieprobe.

Der größte Beweis der menschlichen Eigenliebe, meine freundlichen Leser und Leserinnen, besteht darin, daß so viele Menschen sich beklagen, daß sie des Nachts nicht schlafen können, solche Menschen schläfern oft eine Gesellschaft von 60 Personen ein, sich selbst aber machen sie gar keine Langeweile, sich selbst können sie nicht einschläfern. Nur in Gesellschaft ennuyirt sich der Mensch, nur in Gesellschaft macht der Mensch dem Menschen Langeweile, und man bemerkt sogleich, je länger die Zeit wird, je kürzer wird der Mund; je kürzer die Lichter werden, je länger werden die Gesichter. Man muß

tanzen, musiciren u.s.w., damit die Menschen beileibe nicht blos mit den Menschen zu thun haben sollen, und jede Partie Whist oder Boston ist nichts als das stille Geständniß, welches sich vier Personen machen, daß sie nicht wissen, was sie mit einander anfangen sollen. Zur völligen Ausbildung unserer Jünglinge gehört also auch das Kartenspiel und der in seiner Ausbildung begriffene Halley'sche Komet ist also jetzt gewiß damit beschäftigt, Whist oder Boston zu lernen, ohne welche Kenntniß man auf unserer Erde gar nicht mehr erscheinen kann. Der Komet hat zwar vor unsern Jünglingen das voraus, daß er sein eigenes Licht leuchten lassen kann, allein auf der andern Seite ist er gerade so wie alle Erdenjünglinge; zum Beweis: seine Bahn geht zwischen Venus, Mars und Mercur, und greift, so zu sagen, mit gleichen Waffen Liebe und Handel an. Gerade wie bei unsern Jünglingen, die nicht sowohl den Handel mit Liebe betreiben, als daß sie die Liebe wie einen Handel betreiben. Sie sind Liebhaber, nicht weil sie die Liebe haben, sondern weil sie das Haben lieben. Sie betrachten das Herz der Mädchen als ein Durchhaus zu dem Kassezimmer des Vaters. Sie betrachten jeden reichen Vater, der Töchter hat, wie ein Staatspapier mit Coupons, und sie heirathen eigentlich nur das Coupon, um die Interessen des Staatspapiers. Die Liebe ist ihnen kein Arkanum, kein Panacé des Herzens und der Seele, sondern blos ein Hausmittel, d. h. ein Mittel, ein Haus zu machen. Ein solcher Jüngling legt die Hand auf's Herz und sagt, wie voll sein Herz ist, indessen er eigentlich meint, wie leer seine Tasche ist; denn es ist eine ärztliche Bemerkung, daß Leute, die Wasser im Kopf haben, falsche Empfindungen ausdrücken, und sagen, sie haben Herzweh, wenn sie Seitenstechen haben.

Wie zu bedauern, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist in unserm Zeitalter das weibliche Geschlecht; es

geht den Mädchen wie den Gesangsstimmen, sie werden von der Mehrzahl nur nach ihrem Metall und nach ihrem Klang geschätzt, aber nie nach der Höhe ihres Geistes, nie nach der Tiefe ihres Gemüthes. Die Männer gehen bei den Frauen fast immer nur nach dem Aeußern; von den Frauen hingegen verlangen wir, daß sie bei uns das Aeußere gar nicht beachten sollen, daß ihnen unsere Schale gar nichts sein, sondern daß sie blos unsern Kern ergründen und schätzen sollen. Und warum? Sind die Frauen Nußknacker oder Kernbeißer!? Die Frauenzimmer sind die Gnadenbriefe der Schöpfung an die Männerwelt; aber sie sind mit sympathetischer Tinte geschrieben, und nur das Herz des Mannes, das in reiner, heiliger Liebe Clairvoyant ist, vermag diese Briefe an das Herz zu legen, und ihren hohen Inhalt mit dem geistigen Auge abzulesen. Diese Briefe unterscheiden sich von den gewöhnlichen Briefen darin, daß bei ihnen die feinen und dünnen, die Velinfrauen mehr Porto kosten, als die gewöhnlichen Conzeptpapierfrauen.

Wie ungerecht, wie hart aber, meine freundlichen Leser und Leserinnen, verfahren wir mit den Frauenzimmern, die nicht heirathen! Ein solches Frauenzimmer, das keinen Mann heirathet, heirathet am Ende doch gewöhnlich eine Tugend: die Ordnung, die Nächstenliebe, die Frömmigkeit u. dgl. Bei den Männern aber, die nie heirathen, die vermählen sich am Ende stets mit einer Untugend, und in dieser Hinsicht leben oft gerade die meisten Hagestolzen in einer wahren Vielweiberei.

Ueber nichts macht der Mensch oft größere Fehlschlüsse, als über das Herz eines weiblichen Wesens, das allein, verlassen, verkannt, verblüht, unter seinem Herzensgitter schlägt. Es ist nicht immer eine Pflicht, zu heirathen, aber es ist immer eine Pflicht, sich, seinem Gefühle, seinem innern Selbst nichts zu

vergeben. Es ist nicht immer lächerlich, nicht zu heirathen, aber es ist immer weinerlich, seinen Stolz, sein Selbstbewußtsein, sein Gefühl dafür zu opfern, um zu heirathen!

Ach, meine theuren Leser und Leserinnen, wie oft gehen wir an einem einsam verfallenen Gebäude vorüber und es stimmt uns wehmüthig, und warum gehen wir mit Hohn und Härte oft an einem einsam zerfallenen weiblichen Herzen, an den Trümmern einer edlen weiblichen Seele vorüber? Wüßten wir, welche schmerzliche Täuschungen, welche bittere Kränkungen unseres Geschlechts dieses Herz verödet haben; welche edle Entsagung, welche heldenmüthige Kämpfe in dieser hohen Wölbung wohnten; welche rohe Hand, welches rohe Gemüth aus unserm Geschlechte alle bunten Freudengeister um dieses Herz zusammenschlug, und alle seine Liebes- und Gefühlslichter auslöschten; dann würden wir mit Achtung und Rührung vor ein so stilles und unbewohntes Herz hintreten, und es sanft und wehmüthig an unsere Brust nehmen. Wir würden mit ihnen weinen, wenn wir die Thränen alle zählen könnten, die so ein Herz, welches vielleicht in jedem Herzen ein Echo, aber in keinem Herzen eine Antwort fand, in jeden Strickstrumpf mit einstrickte, wie sie bald eine Thräne, bald eine Masche fallen läßt; wie sie keinen andern Frühling kennt, als den, welchen sie mit bleichen Wangen auf die Seide stickt; wie sie kein anderes nasses Auge kennt, als das Blüthenauge ihres kleinen Zimmergärtchens; wie nicht Gatte, nicht Kind zu ihr hintreten, nichts, als in ihrer leeren Dämmerung eine einsame, große, himmlisch lächelnde und tröstende Gestalt der Tugend vor sie hintritt und ihr winket, mit ihr aufzuschweben; dann, ja dann, würden wir sie, die scherzend verzagen und schäkernd verbluten, lieben und ehren und mit reiner Menschenliebe umfassen, denn gewiß, meine freundlichen Leser und Leserinnen, Thränen sind bitter, allein es ist Trost, sie

zu weinen; das Härteste aber ist, sie aus falscher Scham verbergen. Das Unglück ist schwer, aber es ist das traurigste, wenn das Unglück keinen andern Vertrauten hat, als sein Kopfkissen; es ist kein Unglück, wenn man keine Schlösser bauen kann, aber es ist der höchste Schmerz, wenn man nicht einmal mehr Luftschlösser bauen kann; wenn man auf sein Kopfkissen, dieses Erdgeschoß aller Luftschlösser, nichts mehr aufzubauen hat, wenn das Herz und die Hoffnung schon so leer und verarmt sind, daß sie nicht einmal Bausteine zu Luftschlössern mehr liefern können.

Ueberhaupt sind die Männer im Luftschlösserbauen stärker als die Frauen; die Frauen bauen blos Luftküchen, Luft-Modehandlungen, und wenn's hoch kömmt, Luftheirathen; die Männer bauen Luftpaläste, Luftbörsen, Luftkriege, Luftwelten.

Die Luftschlösser und die Luftheirathen haben das Gute an sich, daß man bei den ersten keine Grundsteuer und bei den zweiten keine Aussteuer braucht, und zu solchen Luftheirathen ist der Comet, dieser Jüngling, wie geschaffen. Unstreitig hat der Halley'sche Komet auch große Schuld daran, daß die Männer in diesem Karneval weniger heirathen werden, denn der Comet wird einen großen und langen, kalten Winter hervorbringen, so daß die Frauenzimmer viel Hüte brauchen werden, und die Männer stehen jetzt eigentlich blos deshalb an, die Mädchen unter die Haube zu bringen, weil sie sie dann auch unter die Hüte bringen müssen; in diesem Punkt kann man nicht genug behutsam sein, so eine junge Frau setzt alle Augenblicke ihren Kopf auf und so oft sie einen neuen Kopf aufsetzt, will sie auch einen neuen Hut aufsetzen.

Es giebt überhaupt viel Gegensätze im Leben, die sich doch gegenseitig bedingen und hervorbringen. Je heller der Kopf ist, desto finsterer wird der Blick; je voller das Herz wird,

desto leerer wird die Tasche; je höher man sich selbst stellt, desto kleiner kommt man den Andern vor; je breiter der Ausdruck wird, desto schmaler wird der Eindruck; je später man sich verliebt, desto früher wird man zum Narren gehalten; je ärmer die Autoren werden, desto reicher werden die Verleger; je kürzer die Kleider werden, desto länger wird die Rechnung; je nervenschwächer die Frau wird, desto nervenstärker wird der Pantoffel; je dünner die Kerzen werden, desto dicker werden deren Erzeuger; je feiner der Filz wird, desto gröber werden die Hutmacher; je mehr Equipagen die Schneider haben, desto schlechter fährt man mit ihnen; und je öfter die Mädchen sich selbst anziehen, desto seltener ziehen sie einen Freier an. Jede Marchande-de-modes ist eine lebendige Entschuldigung der Hagestolzen, und besonders im Winter sind sie, wie die Blumen, zwei Mal so theuer. Deshalb rathe ich Allen, die heirathen, bei den Mädchen nicht sowohl auf die Sommersprossen, als auf die Wintersprossen zu sehen; die Bälle, Redouten, Pickenicks, Soirees u.s.w., das sind curiose Wintersprossen. Mancher Mann führt seine Frau durch den ganzen Winter zu jeder Musik und zu jedem Tanz, und hat dann noch zu Hause seine besondere Musik und seinen besondern Tanz. In dieser Hinsicht muß der Jüngling Halley an der Sonne, mit welcher er sich zu vereinigen strebt, ganz andere Erfahrungen gemacht haben, als die Erdenjünglinge, die sich mit ihrer Sonne ehelich verbinden. Der berühmte Dörfel hat nämlich bemerkt, daß sich der Halley'sche Komet bei seinem frühern Erscheinen schnell der Sonne näherte, und sich langsam und gleichsam schwer von ihr entfernte; bei den Männern ist das umgekehrt; sie nähern sich ihrer Sonne langsam und haben sie sich mit ihr verbunden, so entfernen sie sich schnell und leicht; allein auch bei den Kometen bemerkte er, wie bei den Männern, daß er nach seiner Verbin-

dung mit der Sonne den Kopf ganz verloren hatte. Auch in dieser Hinsicht also kann der Halley'sche Komet unsere Unterhaltungen nur vermindern, indem weniger Hochzeiten stattfinden. Viele Astronomen wollen behaupten, unsere Unterhaltungen werden durch den Einfluß des Kometen an Hochzeiten vermehrt werden, indem viele Ehen geschlossen werden; da, wie man allgemein glaubt, die Erscheinung eines Kometen nur Krieg bedeuten soll. Der Braut- und Bräutigam-Stand ist nichts als das glänzende Manifest, das dem Kriege vorausgeht und in welchem beide Parteien ihre friedlichen Gesinnungen proclamiren. Am Altare wechseln sie nicht nur die Ringe, sondern auch die Rollen, und die Feindseligkeiten beginnen. Jede Frau lebt auf immerwährendem Kriegsfuß; sie betrachtet ihren Mann als ein feindliches Heer, das sie stets umzingelt. Ich glaube auch, daß sich die Frauen zum Militärdienst sehr gut anschickten; ich aber würde sie alle zu Profoßen machen, dann wäre bei jedem Regimente nur Einer, mehrere zusammen thäten nicht gut. Zu jedem Militärdienst würden sich auch die Frauenzimmer gut anschicken, nur zum Exerciren nicht; die Worte „Halt!" und „Marsch!" wären ihnen viel zu kurz, und statt „Halt!" würde so eine gesprächige Flügelfrau ausrufen: „Aber ich bitte euch, was geht ihr denn immer vorwärts; es handelt sich jetzt um ganz was anderes; jetzt seid ihr schon genug marschirt, macht jetzt einen kleinen Augenblick einen Ruhepunkt, damit man doch ein Bischen plaudern kann, darum macht jetzt ein Bischen „Halt." Sprechen, reden und plaudern können nur die Frauen; die Männer können nur philosophiren, disputiren und räsonniren. In unseren Winterunterhaltungen spricht man allgemein davon, daß man nicht weiß, wovon man sprechen soll, und da man nicht weiß, von was man sprechen soll, spricht man von dem, was man nicht weiß, und da man sehr viel nicht weiß,

so hat man sehr viel zu sprechen. Der Komet aber, der Alles weiß, weil er überall war und ist, der geht still und stumm seine Bahn; der würde also in unseren Unterhaltungen eine traurige Rolle spielen.

Wenn man aber alles das, was man nicht weiß, erst zu Papier bringen muß, um es nicht zu vergessen, und allein spricht, das nennt man einen Aufsatz; der Halley'sche Komet hat durch seine Trockenheit die Erscheinung dieses Aufsatzes veranlaßt: vielleicht wird die Trockenheit dieses Aufsatzes die Nichterscheinung des Kometen veranlassen; auf jeden Fall aber wird die Erscheinung des Kometen höher stehen, als dieser mein Aufsatz.

Indessen, meine freundlichen Leser und Leserinnen, seien Sie getrost, fürchten Sie weder diese noch jene Erscheinung; Alles geht zu Ende, sehen Sie nur auf den Himmel, der Himmel fügt das Ende.

Da oben in des blauen Aethers Räume,
Da ziehen in der Feier jeder Nacht,
Die Sterne auf, wie helle Morgenträume,
In deutungsvoller, feierlicher Pracht;
Sie prangen dort, wie gold'ne Weihnachtbäume,
Daß jedem Erdenkind das frohe Auge lacht,
Die Blumen sind der Erde gold'ne Sterne,
Die Sterne sind die Blumen jener Ferne.
Und jedem Menschen blühet eine Blume
An jenes Himmels hochgewölbter Brust,
Wenn in der Nacht, im stillen Heiligthume,
Empor er schaut, mit andachtsvoller Lust.
Ein Stern gewiß wird ihm zum Eigenthume,
Ist er des Sternes immer sich bewußt,
Denn jedem Herzen blüht in jenen Reichen
Durch Lebensnacht ein helles Wunderzeichen.
Am höchsten als das höchste Ideale,
Erglänzt die Jungfrau in dem Sternenbau,

Sie schimmert in dem allerreinsten Strahle,
Wie eine Blume in der Sternenau,
Und sendet in des Lebens dunkle Thale,
Aus keuschem Kelch des Lichtes Morgenthau,
Und jedem Herzen, das sich werth kann zeigen,
Wird dieser Stern in Heiligkeit zu eigen.
Und noch ein Zeichen flammt am blauen Bogen,
Die Wage, die im hohen Aether schwimmt;
Ihr Lichtstrahl, der in Doppelflammen-Wogen,
Uns das erstaunte Aug' in Anspruch nimmt,
Er sagt: „Hier oben wird die Menschenthat gewogen,
Ob für den Himmel, ob für die Erde sie bestimmt,
Und unsichtbar erwägt auf dieser Wage
Der große Richter unsere Lebenstage."
Ein drittes Sternbild schauet strahlend nieder,
Sieht g'rade den Verlassenen tröstend an:
Die Leier ist's, mit purpurnem Gefieder,
Mit Flammenschwingen ist sie angethan;
Aus ihren Strahlen sinken Himmelslieder
Herunter sich auf uns're Erdenbahn;
Wer dieses Sternbild sich hat auserkoren,
Dem wird aus jeder Nacht ein Tag geboren.
Und jeden Tag, wenn aus dem schwarzen Meere
Der Nacht hervor der Stern des Morgens geht,
Sein frisches Licht, das ewig junge, hehre,
Wie eine Freudenflagge niederweht,
Prangt er am Himmelsbuch wie eine Lehre,
Daß aus der Grabesnacht das Licht ersteht;
Für alle Menschen hat der Himmel Sterne,
Und wer sie glaubt, dem sind sie niemals ferne.

Die unbegreifliche Gastfreundschaft.

Es war in einer jener norddeutschen Städte, wo die Natur sehr viel Sand und sehr wenig Gemüth gedeihen ließ, und wo daher auch die Mohr-, weißen, Wasser- und Steck-Rüben

besser und häufiger gepflegt wurden als Herzlichkeit, Innigkeit, Freigebigkeit und Gastfreundschaft.

In dieser Stadt hatte der liebe Himmel den Banquier X. gesegnet mit Geld und Gut, und damit er in seinem irdischen Glücke nicht übermüthig werde, segnete er ihn auch mit einer Frau und sieben Töchtern.

Töchter haben, ist an und für sich ein geborner Hang zur Schwermuth; sieben Töchter haben ist ein natürlicher Beruf zur incurablen Melancholie.

Indessen: die Töchter waren schön, der Vater reich und die Mutter kurzsichtig, drei Umstände, welche ganz geeignet waren, den Besuch in diesem Hause zu den angenehmsten zu machen, und so fanden sich denn immer junge Schäfer genug ein, welche die sieben fetten Kühe auf die große Weide des Cour-Machens austrieben und mit ihnen abweideten die ganze Wiese der Galanterie.

Unter diesen Schäfern war auch ich; nicht etwa um eine jener Kühe am Abende des Courmachens heimzutreiben in meinen Stall, denn ich hatte keinen eigenen Stall, und auch sonst gar nichts von jenen fetten Heu- und Gras-Gaben der Natur, die nöthig sind, um mich für eine appetitliche Ehe-Wiese zu halten; allein der Winter im Norden ist sehr kalt, das Holz sehr theuer, in dem Gesellschafts- und Speise-Zimmer des Banquier X. war es immer so schön warm, und in der Gesellschaft dieses Siebengestirns befand man sich immer in einer Art von angenehmer und der Gesundheit zuträglicher Transspiration.

Es ist bekannt, daß die Musen viel Rosen und Vergißmeinnicht, aber wenig Brennholz abwerfen, und daß die Musensöhne die heißesten Herzen und die kältesten Füße haben.

Da ich von dem Speise- und Gesellschafts-Zimmer des Banquiers X. sprach, so muß ich dabei bemerken,

daß das identische Begriffe und dieselben Personen waren: man speiste im Gesellschafts-Zimmer und gesellschaftete im Speise-Zimmer.

Wenn ich sagte „man speis'te," so muß ich wieder dabei bemerken, daß ich nicht aus historischen Quellen schöpfte, sondern aus Traditionen, aus Sagen, die sich mündlich im Publikum fortpflanzten. Augenzeuge war nie Jemand, ob bei dem Hrn. B. X. je gegessen wurde und was gegessen wurde. Die Familie betrieb dieses Geschäft im Geheimen, gehüllt im tiefsten Schleier, nie war eine fremde Person Zeuge dieses Schauspiels, nie wurde ein Uneingeweihter zu diesen Mysterien zugelassen.

Was das ist, „einen Gast zu Tische bitten," kannte die Familie nur dem Hörensagen nach. Hr. X. hatte den Grundsatz: „nur der ist gastfrei, der frei von allen Gästen ist!"

Hr. und Mad. X., sieben Töchter, vier Söhne und eine alte Tante, welche zugleich Erzieherin der fetten Plejaden war, sie setzten sich ewig und immer ganz allein an den Eßtisch, und so lange der Mond die gehörnte Sichel in den glänzenden Scheiben der dicken Wangen der sieben Töchter abspiegelte, hat kein fremder Mund sich in ihr stilles Geschäft am Tische gemischt.

Ich war immer willkommen im Hause, denn die Mutter hielt mich für ganz ungefährlich, die Töchter wollten sich immer zu Tod lachen über meine possirlichen Einfälle, und der Vater, glaube ich immer, duldete mich gerade dieses letzten Umstandes halber.

Ich kam immer eine Stunde vor Tische, entweder Abends oder Mittags; nie, nie sagte Jemand zu mir: Bleiben Sie zum Essen da. Je näher die große Abfütterungs-Stunde kam, desto besorglicher wurden alle Mienen. Hr.

und Mad. X. scharrten mit den Füßen, wie Schweizer Vieh, wenn ein Gewitter in den Firnen steckt. Die sieben Töchter gingen unruhig im Kreise herum, als ob sie Kolik hätten. Die Luft selbst wurde schwül, bis ich mich erhob, um zu gehen, und wenn ich sagte: „Sie wollen wohl essen? jetzt geh' ich!" glänzte das Antlitz des Hrn. X. wie ein Seidenhut nach dem Regen. Mad. X. lächelte freundlich wie eine geknickte Schmalzblume, und die sieben Töchter wimmelten selig untereinander, wie sieben Oel-Fettaugen auf einem Essigsalat.

Zwei Jahre nacheinander besuchte ich die sieben Töchter des Hrn. X.; ich wurde dadurch nicht fetter und sie nicht magerer, nie wurde ich zum Essen eingeladen, und wenn mich nicht zuweilen am Abend, wenn ich hinkam, ein Zugemüseduft, der noch von dem geheimen Mittagsopfer im Zimmer herumzog, wie eine Weihrauchwolke, und ein Nachglanz auf den vierzehn Wangen der Töchter, der lieblich leuchtete, wie der belohnte Hunger, überzeugt hätten, daß hier gegessen wurde, gegessen mit Fracturzähnen, so würde ich immer mehr geglaubt haben, daß man in diesem Hause gar nicht an die Existenz des Magens glaube.

Ich kam zuletzt auf den Gedanken, diese Familie esse gar nicht mit dem **Munde**. Vielleicht, dachte ich bei mir, gab ihnen die Natur andere Aufsaugungs- und Einsaugungs-Theile. Die Bäume essen mit den Blättern, die Blumen auch mit den Staubfäden, vielleicht speist diese Familie mit den Poren, mit den Augen-Brauen, mit dem Ohr-Läppchen; wer kennt alle Capricen der in ihren Schöpfungen so bizarren Natur?! Falsche Scham hält diese Familie zurück, je vor andern Leuten zu essen! So dachte ich.

Eines Tages, es war am 15. December, kam ich wie gewöhnlich um 12 Uhr Mittags. Ich blieb immer bis sich die der Abfütterung vorgehenden Symptome einzustellen pflegten,

nämlich allgemeine Bewegung, auf die Uhr sehen, in die Ohren zischeln u.s.w. Heute kam nichts von allem dem. Eine besondere Zuthunlichkeit der ganzen Familie drängte sich an mich, sie war nie so freundlich gewesen; die sieben Töchter schwammen um mich herum wie sieben Karpfen um einen Semmelbrocken. Die Mutter blinzelte mit den Aeuglein wie eine Eidechse, wenn man ihr auf den Schwanz tritt, Hr. X. sah so schlau aus, wie eine Charade, welcher die Auflösung vorgedruckt ist.

Mir wurde unheimlich, ich ahnte, daß was Ungewöhnliches vorgehe, ich griff eilig nach dem Hut, darauf sagte ich mein Trostsprüchlein auf:

„Sie wollen wohl essen? Jetzt geh' ich." Allein Himmel! Welche Begebenheit! Das Unerhörteste ist geschehen! Nicht möglich und doch geschehen! Hr. X. fuhr auf mich zu: „Wollen Sie nicht einen Löffel Suppe mit uns essen?"—Ich blieb sprachlos stehen. Hatt' ich recht gehört? „Essen?" „Mitessen?" „Mit uns essen?"

Es mußte etwas Ungeheueres vorgegangen sein!

Ich war starr vor Erstaunen und konnte kein Wort hervorbringen. Mad. X. angelte mit der Hand nach mir wie eine Angel nach einem Weißfisch. „Ach ja, Sie sind heute unser Gast!"—Ich rieb mir die Augen, die Ohren, die Nase, ich wußte nicht, ob ich träume, wache. Die sieben Töchter umringten mich auch und aus allen Sieben ertönte es auf ein Mal wie aus sieben Bierflaschen, von denen der Stöpsel losging: „Ach ja, Sie essen heute Mittag bei uns!"

Dabei nahm man mir Hut, Stock und Handschuh aus der Hand, und ich blieb fast willenlos. Gewiß, es lag eine große Ursache, ein unerforschliches Geheimniß zu Grunde, und ich beschloß, es zu erforschen, und wenn es mein Leben kosten sollte.

Man speiste, man speiste gut, mit Fleiß und Ausdauer, mit aller deutschen Biederkeit und jener gelehrten, zähen Unermüdlichkeit, die man an deutscher Philosophie und Eßlust gewohnt ist. Die Familie aß wie alle Menschen, nirgends eine Abnormität! Die sieben Töchter, freilich die aßen jedes Gericht drei Mal: erst verschlangen sie es mit den Augen, dann verschlangen sie es mit der Nase, und dann erst mit dem Munde; dafür geschah dieses Letzte aber auch so schnell, dafür wurde das Gericht mit einer solchen Blitzesschnelle von der Zunge zum Magen übergeführt, daß es nicht einmal Zeit hatte, ein kleines Legat an die Zähne auszuwerfen. Dies Essen war zu Ende, alles in Ordnung, man war fröhlich und guter Dinge, nirgends konnte ich die Ursache dieser unerhörten Gasteinladung erforschen.

Ich nahm gerührt Abschied von der ganzen Familie, sie war freundlich und lieb bis zum letzten Augenblicke.

Ich ging, in Gedanken damit beschäftigt, die Ursache dieser außerordentlichen Erscheinung aufzuspüren.

Im Vorzimmer hing mir das Stubenmädchen meinen Mantel um.

Dieser Moment war immer einer der interessantesten bei dem Banquier X. Es war ein allerliebstes Wesen, und so konnte kein lebendes Wesen den Mantel nach dem Wind' und um die Schultern hängen als sie. Da ich ihr beim Weggehen stets entweder die Hand selbst, oder etwas in die Hand drückte, welches Letzte mehr E i n d r u c k auf sie zu machen schien, war sie mir sehr gewogen, und schüttete manches Familien-Geheimniß in meinen Busen und in meinen Mantel aus. Heute lächelte dieses Stubenmädchen ein Lächeln, in welchem viel „Drolliges" lag, aber Drolliges frisch und lustig, nicht alt und abgeschmackt.

Ich gewahrte das, drückte ihr die Hand beträchtlich und etwas Beträchtliches in die Hand.

Meine Druckkosten wurden reichlich belohnt. „Wissen Sie, Herr Dr.," sagte sie, „warum Sie heute hier speisten?"— „Ach, Engel! sage es mir doch!" erwiederte ich.—„Nun," sagte sie, „die alte Tante ist krank, und konnte nicht zu Tische kommen. Die Familie ist ungeheuer abergläubig, ohne die Tante wären sie dreizehn bei Tische gewesen, und ihrer Meinung nach, hätte Jemand von Ihnen sterben müssen, Sie mußten also den Vierzehnten machen!"

Die Laufbahn unseres Jahrhunderts auf der Eisenbahn.

Was eine Laufbahn ist, meine freundlichen Leser und Leserinnen, wissen Sie wohl alle. Wenn es dem Menschen auf seinem gewöhnlichen Wege nicht mehr geht, so sucht er eine Bahn zum Davonlaufen und dies ist seine Laufbahn. Bevor das Kind noch gehen kann, bestimmt man schon seine Laufbahn; es ist dabei nichts bestimmt, als, daß es auf seiner Laufbahn bestimmt nicht gehen wird.

Wenn Sie, meine freundlichen Leser und Leserinnen, schon jetzt bei der Bahn, die ich mir mit dieser Vorlesung in Ihre Geduld bahne, davon laufen wollten, so wäre das Ihre heutige Laufbahn; allein das wäre für Sie noch schlimmer, denn dann müßte ich Ihnen fortlaufend vorlesen; es ist daher besser, ein verehrtes Publikum wartet den Verlauf der Vorlesung ab, als daß die Vorlesung den Verlauf des Publikums abwartet.

Die größte Laufbahn, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist ganz dasselbe, was die kleinste Kegelbahn ist; es

kommt alles darauf an, wie die kleine runde Glückskugel rollt. Der Ungeschickteste macht oft auf seiner Laufbahn alle Neun und der Allergeschickteste trifft nichts.

Bis jetzt hat jeder Mensch blos seine Laufbahn gehabt, jetzt wird bald jeder Mensch seine Eisenbahn haben müssen. Als vor einigen Wochen so viel Schnee fiel, sagte mir ein naives Mädchen: „Es fällt jetzt so viel Schnee, daß man gar keine Spur von Menschen hat.“ So, meine freundlichen Leser und Leserinnen, könnte man auch sagen: In unser Jahrhundert fallen so viele Laufbahnen, Fahrbahnen, Kreisbahnen, Rutschbahnen, Eisenbahnen, daß man bald gar keine Spur von unserem Jahrhundert haben wird. Aber noch in keinem Jahrhundert war die Eisenbahn so nöthig als jetzt, wo alle Menschen ihre Laufbahn verfehlen! Eigentlich kann man nicht so wohl sagen, die Menschen verfehlen ihre Laufbahn, als: die Laufbahn verfehlt ihre Menschen; denn in unseren Schwindel-Zeiten wird die Laufbahn nicht von den Menschen, sondern der Mensch von der Laufbahn ergriffen. Wenn die Menschen jetzt ihre Laufbahn zurückgelegt haben, so sehen sie, daß sie am Ende nichts zurückgelegt haben.

Man weiß wirklich nicht, ob der Wunsch des Jahrhunderts nach Eisenbahnen in der Sehnsucht der Menschen liegt, sich so schnell als möglich wieder zu sehen, oder in der Sehnsucht, sich so schnell als möglich wieder los zu werden.

Wir haben bis jetzt nur die unermeßlichen und unberechenbaren Vortheile berechnet, welche die Verbindung der Länder durch Eisenbahnen auf Mercantil, Industrie und Production hervorbringt; aber wir kennen noch bei weitem den Einfluß und die Umgestaltung nicht, welche die Eisenbahnen in Kunst, in Literatur und selbst im Reiche der Empfindungen bewerkstelligen werden.

Die Erfindung der Eisenbahnen, meine lieben Leser und

Leserinnen, ist doch im Grunde nichts, als eine Verkleinerung der lieben Erde. Die Welt wird ganz klein werden; man wird viel schneller die ganze Erde wirklich bereisen, als man eine Erdbeschreibung lesen wird. In den Schulen wird die Stunde „Geographie" nicht gelesen, sondern gereis't werden; der Professor wird sich mit seinen Zöglingen auf die Eisenbahn setzen und alle Tage jenen Theil bereisen, der gerade docirt werden soll.

Der Mensch wird zum Briefe werden. Bevor man sich Zeit nehmen wird, erst eine Feder zu schneiden, zu schreiben und zu siegeln, wird man sich selbst auf die Eisenbahn legen und es wird nicht lange dauern, so wird man uns von den Eisenbahnen die frankirten Menschen ins Haus bringen; wir werden den Menschen lesen und ihn retour schicken. Und sind denn die Menschen etwas anderes, meine freundlichen Leser und Leserinnen, als Briefe?—Die Großgewachsenen, das sind die langen Gellert'schen Briefe; die Kleinen, die spartischen lakonischen Episteln; die Dicken, das sind die Geschäfts- und Pachtbriefe; die Dünnen, das sind die trockenen Berichtsbriefe; die Groben und Unverschämten, sind die Droh- und Brandbriefe; die Höflichen und Unterthänigen, die Gratulations- und Bittbriefe; die Glücklichen sind die Pfandbriefe des Himmels und die Unglücklichen das sind die Mahnbriefe an die Glücklichen, um sie an den fürchterlichen Wechsel, an den Wechsel aller Dinge zu erinnern. Die Männer im Allgemeinen sind blos die Frachtbriefe, mit welchen die Schöpfung das kostbare Gut, das weibliche Geschlecht, in die Welt sendet.—Für jedes Frauenzimmer ist im Grunde ein einziger solcher Frachtbrief bestimmt, oft geschehen aber in der Spedition solche Verirrungen, daß manchmal eine Einzige drei bis vier Frachtbriefe aufzuweisen hat. Die Frauenzimmer sind die Gnadenbriefe der Schöpfung an die Männer. Die ver-

heiratheten sind schon an ihre Adressen gekommen! die Ledigen sind die Postrestanten, die noch abgeholt werden müssen; die ewig Ledigen sind die unbestellbaren Briefe, die auf der Post liegen bleiben, und die Wittwen das sind die Briefe, die der Empfänger gar nicht zu Ende lesen konnte. Das Postporto dieser Gnadenbriefe kommt etwas hoch und auch bei ihnen kosten, wie bei Briefen, die Einfachen am wenigsten.— Diese Gnadenbriefe, je schöner sie geschrieben sind, desto theurer müssen die Männer diese Calligraphie bezahlen. Diese Gnadenbriefe besiegeln ihr Wort mit Küssen und mit Schwüren, und diese Küsse und Schwüre gleichen oft den wirklichen Siegeln darin, daß sie heiß aufgedrückt und kalt gebrochen werden. Blos die Männer-Briefe die haben auf ihrem Lebenspostlauf eine Laufbahn, die Frauenzimmer haben gar keine Laufbahn; blos diejenigen Frauen, welche Romane schreiben, von denen sagt man, sie haben die schriftstellerische Laufbahn ergriffen; bei ihrer Schriftstellerei wird wirklich nichts ergriffen als die Laufbahn. Durch die Errichtung der Eisenbahnen aber, meine freundlichen Leser und Leserinnen, wird die ganze Romanenschriftstellerei wohl bald aufhören; denn aus was bestehen die Romane, meine freundlichen Leser und Leserinnen? Aus der Zwickmühle: Trennung und Wiedersehen. Durch die Eisenbahn kommen wir ganz um alle Abschiedsthränen und die Romane müssen ganz mager werden. Eine solche Romanenschriftstellerin, wenn Anton sich in Leipzig von seiner Amalie losriß und nach Hamburg ging, weinte er einen halben Band, anderthalb Bände schrieb Amalie an Anton, anderthalb Bände schrieb Anton an Amalie, einen Band Briefe dann auf der Rückreise von Anton zu Amalie und die vier Bände waren voll. Jetzt, da zwischen Leipzig und Hamburg eine Eisenbahn ist, warum sollten Anton und Amalie solche Narren sein und sich vier

Bände Briefe schreiben?—Anton und Amalie setzen sich im ersten Bande Seite 67 auf die Eisenbahn, und Seite 68 sind schon Anton und Amalie am Ende des vierten Bandes. Wenn zu Lafontaine's Zeiten die Eisenbahnen existirt hätten, er hätte bei den Reisen seiner Helden 15 Millionen Postgeld rein erspart! Wie gesagt, meine freundlichen Leser und Leserinnen, auf Liebe, Kunst und Poesie werden die Eisenbahnen ungeheuer einwirken.—

Auch die armen „Wander- und Liebeslieder" werden aufhören müssen. Früher, wenn der Liebhaber in Brünn und die Geliebte in Iglau war, schrieb er:

„Sehnsuchtslieder an die Entfernte."

Und er fing an:

Fern von dir
Weil ich hier,
Die Wolken treiben,
Doch ich muß bleiben,
Die Vöglein eilen,
Doch ich muß weilen.
Es wandern die Stern',
Doch du bleibst fern,
Wie ich auch schau,
In Iglau!

Doch jetzt, da Eisenbahnen sind, wird ihm die Geliebte antworten:

„Um dieses Lied kräht kein Hahn,
Setz' dich auf die Eisenbahn!"

Das ist schon ein kleiner Einfluß auf die Liebe. Die Abschiedsthränen werden ganz unbrauchbar werden. Welch' ein Verlust!—Die Thränen, meine freundlichen Leser und Leserinnen, und die Hoffnung, das sind die zwei Zehrpfennige, die dem Menschen auf die Lebensreise mitgegeben wurden, als er das Paradies verlassen mußte. Wehe dem, der schon

inmitten der Reise keine Thränen, keine Hoffnung mehr hat; wehe dem, der seine Hoffnung nicht mit einer Thräne auffrischen und seine Thräne mit keiner Hoffnung wegtrocknen kann. Rosenblätter und Menschen müssen oft gepreßt werden, um sich in Thränen dauernder zu erhalten. Blumen und Augen trinken aus einerlei Aether vielerlei Farben und aus vielerlei Wolken einerlei Tropfen: den Thautropfen der Thräne, der ihr Herzblatt erquickt, bis der Abend kommt, und Mensch und Blumen das Haupt neigen auf den dunklen Schlafpolster der Erde.—Auch im Reiche der Liebe, meine freundlichen Leser und Leserinnen, kommen uns die Empfindungen auf zweierlei Wegen zu: in Seufzern und in Thränen, also auf trockenem und auf nassem Wege, d. h. zu Achse und zu Wasser.—Nur die Frauenzimmer können weinen, die Männer vergießen nur manchmal Thränen; sie behandeln ihren Thränensack wie den Wassersack ihrer Pfeife, sie gießen ihn zuweilen aus. Die Männer begreifen einen Schmerz nicht eher, als bis sie ihn fühlen; die Frauenzimmer fühlen den Schmerz schon, wenn sie ihn nur begreifen. Wenn ein Mann weinen kann, so ist dies eine Gabe, ein Geschenk der Götter; bei den Frauen ist das Weinen ein Talent, eine Fertigkeit; ja, es giebt Wein-Genies unter ihnen, denn das Zeichen der Genies ist: aus gar keinem Stoffe seinen Gegenstand erschaffen. Von den Thränen, welche die Frauenzimmer um ihren Geliebten weinen, gilt das, was vom Geliebten selbst gilt: „aus den Augen, aus dem Sinne."

Was sind Thränen anders, meine freundlichen Leser und Leserinnen, als die Augenzeugen des Schmerzes? Beim Lachen vergießt der Mensch auch Thränen, das sind falsche Zeugen; das Auge vergießt aber deshalb Thränen, wenn das Herz lacht, weil das Auge weiter sieht als das Herz und sieht, wie nach jeder großen Freude im menschlichen Leben ein großer

Schmerz hinterherkommt, wie gewöhnlich im Leben nach großen Aufzügen und Festgeprängen ein armer Bettler mit seinen Jammerkrücken dem Zug nachhinkt.

Die Hälfte der menschlichen Thränen, und gerade die schönsten, die Thränen des Wiedersehens, meine freundlichen Leser und Leserinnen, die werden auf der Eisenbahn ganz eintrocknen. Die Eisenbahnen werden nicht nur das äußerst Ersprießliche haben, Länder und Städte in nähere Berührung zu bringen, sondern sie verbinden auch die Menschen, sie schlingen ein neues Band, wenn auch kein Familienband, doch ein Actienband um viele Individuen, und Actienverwandte halten besser zusammen wie Blutsverwandte. Die Actionäre der Eisenbahn werden zu Hause sitzen und doch gut fahren; man wird die Actionäre der Eisenbahn nicht fragen: „wie geht es Ihnen?" sondern: „wie fährt es Ihnen?" und sie werden mit Fug und Recht antworten können: „es passirt!" denn die große Passage macht alles aus. Die Actionärs und die Dictionärs sind darin gleich, daß sie beide die Länder und Städte am Ende ganz enge bei einander verzeichnet und gedruckt haben. Eben so schätzenswerth und unentbehrlich wie ein dictionaire de poche ist ein Actionär de poche; zwischen einem Dictionaire und einem Actionair ist nur der Unterschied: bei einem Dictionaire sind die späteren Ausgaben die erwünschtesten, bei einem Actionair sind die späteren Ausgaben die unerwünschtesten.—Es geht mit den menschlichen Gedanken und Erfindungen wie mit dem Menschen selbst und mit den Thieren. Die großen und genialen sind nicht immer die nützlichsten. Ein Schaf nützt der Menschheit mehr, als ein Rhinoceros; eine Gans mehr, als ein Strauß; ein guter Hühneraugen-Operateur bringt die leidende Menschheit eher auf guten Fuß, als ein genialer Epigrammatist, und die Erfindung der Eisenbahnen ist für

die gesammte Menschheit vortheilhafter als die Erfindung des Schießpulvers. Solche Unternehmungen sind es auch ganz allein, bei denen der Associationsgeist Gutes stiftet, sonst hat er noch nie Gutes hervorgebracht, auch nicht einmal im Reiche der Gedanken; keine Association der Welt hätte Amerika entdeckt, keine Association der Welt hätte die Pockenimpfung, keine den Blitzableiter erfunden. Große Gedanken können nur in einzelnen Köpfen entspringen; aber es gehören Millionen Hände dazu, um diese großen Gedanken der einzelnen Köpfe zu nützlichen zu machen.

Eine Eisenbahn, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist nichts, als eine eiserne Characteristik unseres Jahrhunderts; denn in unserem Jahrhundert entfernen wir uns von nichts so sehr, als von dem, was uns recht nahe liegt, weil uns nichts so nahe angeht, als was weit entfernt von uns liegt.

Der Einfluß der Eisenbahnen auf das Reich der Empfindungen ist unberechenbar, z. B. auf die Liebe! Die Liebe, meine freundlichen Leser und Leserinnen, kennt nur eine Krankheit, die Entfernung, und nur ein Verbrechen, die Abwesenheit, denn diese ist ein Symptom der Liebe.

Was ist Liebe? Die Liebe ist jene Rechnung, bei der es keine Probe giebt. Die Liebe numerirt nur sich selbst, addirt nur das Herz zum Herzen, subtrahirt von ihren eigenen Freuden, um die der andern zu multipliciren, und dividirt nur mit ihrem eigenen Ich.

Was ist Liebe? Liebe ist dasjenige Ding, welches die Männer auswendig wissen, aber nur die Frauen inwendig im Herzen verstehen. Die Frauenherzen athmen Liebe, die Männerherzen schnarchen Liebe. Ein Männerherz liebt mehrere Gegenstände, aber ein Frauenherz nur wenige, so wie Holzschnitte mehr Abzüge geben als Gold- und Steindrücke

Die Männerherzen sind in der Liebe wie das Schicksal oder wie die früheren Fürsten, sie stellen blos Fragen an das andere Herz, ihnen darf man aber keine Frage stellen.

Es ist eine sehr traurige aber wahre Bemerkung, meine freundlichen Leser und Leserinnen, daß der Mensch keinen Menschen ohne Grund liebt, daß er aber viele Menschen ohne Grund haßt. Nur der Haß des Menschen ist grundlos, aber nicht seine Liebe; der Haß des Menschen faßt im Herzen einen grundlosen Boden, aber die Liebe nur einen bodenlosen Grund! Nur im Haß ist der Mensch leichtgläubig, nicht in der Liebe. Nur bei den guten Handlungen, die der Mensch hört, fragt er um ihren Paß, und um Zeugen und Beweisgründe, und man muß sie, wie Rechtssachen, bei seinem Ohr und bei seinem Auge in Duplicat einreichen.—Die schlechten Handlungen aber, die der Mensch hört, die glaubt er gleich; sie brauchen keinen Paß, keinen Ausweis, kein Zeugniß, keine Belastungszeugen. Nur bei schlechten Handlungen, die man dem Menschen erzählt, ist der Mensch ein klägliches Ausrufungszeichen; bei den schönen Thaten seiner Nebenmenschen ist er ein ewiges Fragezeichen. In der Jugend liebt der Mensch mehr, im Alter haßt er mehr; in der Morgensonne erscheinen ihm die moralischen Schatten der Menschen, wie ihre wirklichen, ganz klein und kurz, aber in der Abendsonne seines Lebens sieht er sie ganz lang und groß; es ist aber nicht deshalb, weil die Menschen wirklich mehr Schatten werfen, es ist deshalb, weil seine untergehende Sonne ihr Licht ganz schief und einseitig auf die Menschen fallen läßt. Die eigentliche Liebe, d. h. das eigentliche Verliebtsein, dauert bei dem Menschen nur bis er majorenn wird. So lang der Mensch im Wachsen ist, kann er mehr essen und mehr lieben. Herz und Magen sind Wandnachbarn im Menschen, und zwischen einem Verliebten und einem Hungerigen ist nur der Unter-

schied: bei einem Hungerigen muß der Magen ein gutes Herz haben, bei einem Verliebten muß das Herz einen guten Magen haben. Bis zu 24 Jahre kann des Menschen Herz und Magen alles mit machen, aber nachher kommen die Herz- und Magenkrämpfe.

Der Mensch, meine freundlichen Leser und Leserinnen, hört nie zu wachsen auf, wir sehen es nur nicht. Bis 24 Jahr wächst er in die Höhe zum Himmel empor, nach 24 Jahr fängt er schon an in die Tiefe, in die Erde hinab zu wachsen, in's Grab hinein. Das Leben ist ein Tunnel, ein langer, finsterer Gang, den wir in die Erde hinein gehen und dessen Ende wir nicht sehen, als bis wir es erreicht haben. Es wird durch die Eisenbahnen keine Vergangenheit und keine Zukunft geben. Was ist die Vergangenheit? eine gestorbene Gegenwart. Was ist die Zukunft? eine noch nicht geborene Gegenwart. Was ist die Gegenwart? eine geboren werdende Vergangenheit. Die Gegenwart ist ein Wechsel auf die Zukunft gezogen, der aber von dieser nicht respectirt wird.—Was ist alt? Was ist neu?

Neu, sagt Schiller, ist nur die Phantasie. Man kann sich also nicht wundern, daß es so wenig Neues gibt. Man sollte sich deshalb nicht fragen: Was haben Sie Neues? sondern was haben Sie für Phantasie? und die Antwort wird sein: „Ach sehr wenig!“ — — Unser jetziges Leben gleicht einer Eisenbahn, wir sind halb am Ziele. Altes und Neues, Vergangenheit und Zukunft schrumpfen auch auf unserer schnellen Lebensbahn zusammen. Kaum, daß man uns am Anfang der Lebenseisenbahn, an der Wiege, zuruft: „Ich wünsche Ihnen glückliche Reise!“ hören wir den Tod am Ende: „Freut mich Ihre glückliche Ankunft!“ Der Mensch macht sich aber seine Lebenseisenbahn nicht deshalb kürzer und ebner, um leichter fortzukommen, ei bewahre! sondern, um

sich, wie einem Pferde, noch mehr Lasten aufladen zu können. Unser Jahrhundert entwickelt eine ganz eigene Kraft: die Pferdekraft. Alle unsere Kräfte gehen dahin, entweder die Pferdekraft zu ersparen oder zu erhöhen. Wie viel übermenschliche oder nicht menschliche Kräfte brauchen wir zu den Menschen: Um sie zu ernähren, Dampfeskraft; um sie fortzubringen, Pferdekraft; und um sie zu ertragen, Riesenkraft.

Durch die Eisenbahnen wird jemand ein sehr gereister Mann sein, und man wird doch von ihm sagen können: „Er ist nicht weit her!"

Indem man die Welt kürzer macht, macht man das Leben länger; eine Reise um die Welt, die man sonst in drei Jahren machte, wird man in drei Monaten machen, allein wir werden mehr Erfahrungen und weniger Bildung haben. Ein reicher Mann wird seinen Sohn, zur Ausbildung, eine Reise durch Europa machen lassen; eine solche Reise dauerte sonst zwei Jahre, jetzt wird der Sohn nach vier Wochen von seiner Reise durch Europa zurückkommen, er wird sich auf dieser Reise mehr einbilden als ausbilden. Wenn man ihn fragen wird, „was haben Sie denn z. B. in Holland gesehen?" so wird er sagen: „entschuldigen Sie, Holland habe ich gerade verschlafen!"

Auf allen Wegen werden Eisenbahnen zu wohlthätiger Beförderung angelegt; man sollte einmal auch auf dem Prozeßweg eine Eisenbahn anlegen. Man weiß, wie viel verschiedenartige Kanäle man haben muß, um auf diesem Weg fortzukommen, wie wohlthätig wäre also da eine Eisenbahn? um so mehr, da man, um auf dem Prozeßweg vorwärts zu kommen, eine wahre Pferdekraft haben muß. — Ein Prozeß ist ja wie eine Eisenbahn selbst, nichts als die Kunst, seine Sachen fortzuschaffen. Mit einem Prozeß ist's wie mit einer Bouteille Wein: die Anwälte, das sind die Propfenzieher, sie

können oder wollen oft nur auf krummen und gewundenen Wegen etwas herausbringen; der den Prozeß hat, ist der Pfropfen selbst, der dabei so lange angebohrt wird, bis er ruinirt ist, und die Summe des Prozesses ist der Wein, der gar nicht getrunken wird, sondern blos in Kosten aufgeht. Ein juridischer Prozeß und ein chemischer Prozeß sind ganz gleich. Ein chemischer Prozeß besteht in Destilliren und Sublimiren, Verdampfen, Schmelzen, Niederschlagen und Auflösen; ein juridischer Prozeß besteht ebenfalls in Destilliren, Sublimiren, Verdampfen, Schmelzen, Niederschlagen und Auflösen. Die beiderseitigen Beweisgründe werden destillirt und sublimirt, die Prozeßkosten verdampfen, die Geduld schmilzt, die Clienten werden niedergeschlagen, und bis der Prozeß zu Ende geht, sind beide Parteien ihrer irdischen Auflösung nahe!

Die besten Advokaten sind die Hausherren, die lassen ihre Parteien nicht gerne ausziehen, obschon sie zu jeder Zinszeit zu allen Parteien herumgehen, und wahre Parteigänger sind. Die Hausherren haben einen eigenen Kalender. Sie zählen nicht von Erbauung der Stadt Rom, sondern von der Erbauung ihres Hauses, die längsten Tage haben sie, wenn ihnen ein Quartier leer bleibt; ihre vier Jahreszeiten sind: Johanni, Jakobi, Georgi und Michaeli. Sie haben auch alle Jahr eine andere Zinszahl. In ihrem Antlitze ist nur dann Vollmond, wenn ihnen das letzte Viertel richtig eingeht. Und von den Finsternissen haben sie nur eine, die sichtbare Finsterniß auf ihren Stiegen. Die Einwohner sagen von dem Miethzins: „Das ist fabelhaft!“ allein der Hausherr sagt: „Es ist keine Fabel, es ist eine Miethe!“ (Mythe), und in dieser Hinsicht könnte man sagen: „Die Hausherrenkunst ist nichts, als die angewandte Miethologie!“ Blos auf dem Weg un-

ſerer Miethzinſen kann man keine Eiſenbahnen anlegen, denn der geht immer in die Höhe.

Früher waren Diligencen, das dauerte lange, man bekam Rippenſtöße, aber man hatte Zeit, ſich ein Bischen umzuſehen. Dann kamen die Eilwägen. Alles in Eile! Die Menſchen und ihre Reiſen kamen mir vor, wie Frauenzimmerbriefe, wenn ſie noch ſo lang, und noch ſo breit ſind, heißt es doch immer: „In Eile!“ Leider ſchreiben ſie blos zuletzt in Eile, wenn ſie im Anfange gleich oben ſchrieben: „In Eile!“ würde man gleich wiſſen, daß der Brief kein Ende nehmen wird. Ich bin überzeugt, wenn wir das Manuſcript von den Schriftſtellerinnen ſehen könnten, am Ende des ſiebenten Bandes ſteht gewiß: „In Eile.“ So thut man zwar den Frauenzimmern auch Unrecht, daß man ſagt, ſie werden immer zu ſpät fertig; es iſt nicht wahr, ſie fangen nur immer zu ſpät an. So ſagt man auch, die Frauen wollen am Ende immer Recht haben; da thut man ihnen Unrecht, ſie wollen ſchon am Anfang immer Recht haben, und nur wenn ſie vom Anfang an Unrecht gehabt haben, wollen ſie am Ende immer Recht haben, und da haben ſie am Ende nicht Unrecht. Man ſagt, die Frauenzimmer machten in ihren Briefen keine Comma's, keinen Beiſtrich und keinen Punkt, das iſt Verleumdung. Sie geben Comma's, Beiſtriche und Punkte blos en gros aus, ſie machen gleich Anfangs einen Klecks, ſo ein Klecks iſt nichts anders, als zuſammengeſparte Comma's und Punkte, die der Leſer dann nach Gefallen vertheilen kann. So ein Klecks in einem Liebesbrief iſt oft nicht mit Gold zu bezahlen, man muß den Klecks nur leſen können, und es kommt alles darauf an, wo ſo ein Klecks ſteht, und wie es ausſieht; z. B. „Mein einzig Geliebter!“ Ausrufungszeichen, Klecks! da muß man immer denken, es wird ſo wenig bei dem einzigen Geliebten bleiben, wie bei dem einzigen Klecks.

„Wie schildere ich dir dieses Meer von Empfindungen?" Fragezeichen, Klecks. Dieser Klecks ist die Antwort auf die Frage, sie schildert das Meer der Empfindungen, es ist das schwarze Meer.

„Du begreifst nicht, wie mein Herz —„— Gedankenstrich, Klecks! d. h. begreifst nicht, was mein Herz unerklecklich ist.

„Verbleibe Deine Treue—" Klecks!

Das ist der Klecks! — sie hängt ihrer Treue selbst einen Klecks an. Dann kommt noch „In Eile," oder „In aller Eile," oder „Eiligst,"—Klecks. Ein schwarzer Beweis, daß diese Eile (Eule) nicht das Sinnbild der Weisheit ist.

Das ist alles Schuld der Eile, der Eilwagen. Die Eilwägen waren uns bald zu langsam, und wir bekamen Eisenbahnen. Im nächsten Jahre, meine freundlichen Leser und Leserinnen, werde ich auch eine Eisenbahn durch meine Vorlesung anlegen. Einer Eisenbahn durch meine Vorlesung steht auch kein Hinderniß im Wege, denn es geht immer hübsch flach fort. Da werden Sie gewiß gut fahren, denn Sie werden schneller fortkommen.

Der Frühling, auch ein Postillon.

Der Mensch fährt auf der Post durch's Leben, sowohl der, welcher zu Fuß geht, als der, welcher mit Vieren fährt! Wie man sich auf einer Station niederlassen will, kommt gleich der Postillon und bläst und jagt mit uns nach der nächsten Station, wo der Mensch zum letzten Male aus- und einsteigt, aus der Luft in die Erde, und der Lebenswagen in die Remise der Vergänglichkeit geschoben wird.

Aber der Mensch sehnt sich immer nach der Station und nach dem Postillon und giebt gute Trinkgelder, nur damit die

Postillone schnell alle Stationen von der Wiege bis zum Sarge durchfliegen!

Der Postillon der Kindheit, der Postillon der Jugend, sie blasen ihre Fanfare, sie schmettern auf ihrem Posthorn, und kaum ist man angelangt, bläst schon der Postillon des reifen, des greisen Alters, bis der letzte Postillon mit der schwarzen Postkutsche kommt und mit dem letzten Blaser—das Licht ausbläst!

Der Frühling ist auch eine Station, der Postillon Lenz bläst, daß es durch Felder und Wälder schallt; da sind wir— auf der süßen, freundlichen, holden Frühlingsstation! Halt, Postillon, halt! Laß uns aussteigen! Laß uns ein wenig anhalten! Nichts da! Schon sattelt der Postillon Sommer seinen Brandfuchs! O halt! Nur einen Trunk milde Luft! Nur einen Schluck Himmelsbläue! Nur einen Bissen warmen Sonnenstrahl!

Aber geschwind! Nur geschwind! So schnell wie auf einer Mittagsstation auf der Eisenbahn, das Essen kaum mit den Lippen berührt!

Trara! Station Frühling!

Frühling, was bist du? Ich bin die Poesie! Poesie, was bist du? Ich bin die Freude! Freude, was bist du? Ich bin die Jugend! Jugend, was bist du? Ich bin die Liebe! Aber Liebe, was bist du? Ich bin der Frühling, ich bin die Poesie, ich bin die Freude, ich bin die Jugend! Ohne mich lacht dir der Frühling nicht, ohne mich singt dir die Dichtkunst nicht, ohne mich blüht dir die Freude nicht, ohne mich grünt dir die Jugend nicht!

Was ist der Frühling dem, der nicht liebt? Eine kalte Herberge, ein grünangestrichenes Stück Zeit, eine Taschenspieler-Vase, die zur bestimmten Minute Blumen wachsen läßt!

Was ist dem, der nicht liebt, Poesie? Eine Harfenistin,

die ihre eingelernten Weisen absingt, eine eingeleierte Drossel, eine Spieluhr!

Was ist dem, der nicht liebt, die Freude? Ein Schmetterling, dem die Flügel ausgerissen sind; eine Blume, im Treibhaus gezogen; für das Herz ein Wort mit fremden Lettern!

Und was ist dem, der nicht liebt, die Jugend? Ein für die Seligkeit belegter Platz, auf dem der Gast nie erscheint; eine Anweisung zum Glück, die vom Herzen nicht ausbezahlt wird; eine verschlossene Blume, in welcher eine schöne Prinzessin gefangen sitzt und zu deren Erlösung uns das Zauberwort fehlt!

Frühling! O Postillon, halt! Die Liebe ist da zu Hause! Laß sie da weilen! Der Frühling ist ja nur eine Paraphrase, eine Umschreibung der Liebe in Blumenworten, in Blüthensätzen, in Blätterzeilen!

Im Anfange der Welt war kein Frühling und kein Sommer und kein Winter; die Blumen waren nicht in farbige Kleider, die Blüthen waren nicht in Hermelin gehüllt, die Rose war nicht in Purpur getaucht, das Vergißmeinnicht war nicht vom Himmelblau übergossen; die Bewohner des Waldes, die Vögel, waren stumm, nicht die Lerche stieg schmetternd zum Himmel und nicht Philomele sang aus ihrem dunklen Laubdach ihr Sanctus der Liebe, nicht das Echo tönte vom Felsen zurück, Alles war heiße Goldgluth, Sonnenbrand, eintönige Reife an Frucht und an Pflanze. Ein einförmig Grau lag tödtend auf der Oberfläche der Erde, der Bäume, der Pflanzen, der Blumen! Da in diesem einförmigen All sah das erste Weib den ersten Mann schlafend im Grase, das Ebenbild des Herrn im Angesichte und die Brust gehoben von dem Vortraum der Liebe, sein Herz ahnte die Nähe der Liebe und pochte laut und hörbar; da wurde das erste Weib über-

wältigt von einer unnennbaren Empfindung, leise wie ein ziehender Nebel zog der erste Liebesgedanke in ihr Herz, eine namenlose Sehnsucht wickelte sich um ihr Empfinden, sie fühlte ihr Herz klopfen und wußte nicht woher und warum und wieso? Sie fühlte ihr Auge sich netzen, und sie wußte nicht woher und warum und wieso? Sie fühlte ihr Selbst zu dem zweiten Sieselbst hingezogen, und sie wußte nicht woher und warum und wieso? Und sie beugte, überwältigt von Sehnsucht und süßer Bitterniß, sich nieder, seufzte und lispelte die noch unverstandenen Worte: „Ich liebe!" Und als dieses Wort gesprochen war, ging die erste Offenbarung der Liebe durch die Schöpfung hin, und die Blumen der Felder und die befiederten Bewohner des Waldes schaarten sich um diese Offenbarung, und als das erste Weib das Wort „Liebe" sprach und lieblich heilig erröthend dastand, und aus ihren blauen Augen die erste Thräne auf die Mutter Erde fiel, da nahmen sich die Rosen den Wiederschein ihrer Wangen, Lilien und Blätter theilten sich in die Blüthe ihrer Stirne, Veilchen und Vergißmeinnicht tauchten ihre Blättchen in den Abglanz ihres blauen Auges, die Lerche trug das Triumphlied: „Ich liebe dich!" zum Himmel empor, und die Nachtigall flog mit dem Seufzer der Liebe zurück in ihr grünes Gemach und setzte ihn in Musik, in Sehnsuchtsklagen, in Klagen und Lieder ohne Worte, und das stumme Echo sprach zum ersten Male den Wiederhall: Liebe! Und aus der ersten Thräne der Liebe, die zur Erde fiel, schoß die Trauerweide in die Luft, die, stets nach Thränen dürstend, die Zweige niedersenkt. Und so wurde der Frühling! Ein Geschöpf der Liebe!

Arme Herzen, die ihr nicht liebt, was ist euch der Frühling? Eine Spielmarke! Ein farbiges Band im Knopf-

loch der Jahreszeiten! Eine gemalte Coulisse in das Spectakelstück: „Leben“ geschoben!

Arme Menschen, die ihr nicht liebt, nicht die Menschheit und nicht die Menschen, nicht alle und auch nicht eine; arme Menschen, deren Herz nicht vom Gase der Blume übergeht, deren Herz nicht liebt: was ist euch der Frühling? Eine italienische Oper! Ihr geht in den Frühling hinein, ihr fahrt in ihn hinein, ihr reitet in ihn hinein, ihr überlauft ihn, ihr kehrt in den Frühling ein, aber der Frühling kehrt nicht in euch ein!

O, ihr Menschen, die ihr lieblos geht durch die Welt, die ihr die Menschen nicht liebt in der Menschheit, und die Menschheit nicht liebt in jedem Menschen, die ihr auch nicht eine einzige Geliebte im Herzen tragt, verhüllt euer Antlitz vor dem Anblicke des Frühlings, denn er ist ein Vorwurf für euch! Die Blumen, die Bäume, die Blüthen, die Sänger des Waldes sind Prediger der Liebe in der großen Kirche der Schöpfung! Die Blume predigt Liebe, denn wenn der Sturm sie gebeugt hat und sie nach dem Sturme ihr Haupt wieder erhebt, sie duftet doch wieder milde und sendet ihren Wohlrauch in dieselbe Luft. Und die Bäume predigen Liebe, sie fragen den sonnverbrannten Wanderer nicht: „Hast du die Gabe meines Schatten verdient?“ sondern sie sagen: „Kommt alle, die ihr matt und müde seid, in meinen Schatten, ich bin hoch; aber ob ihr den Schatten verdient oder nicht, das muß doch erst ein Höherer dort oben richten!“ Und die Blüthen predigen Liebe, sie opfern sich selbst gerne, sie geben ihr Dasein hin, um der spätern Frucht Platz zu machen! Und die Sänger des Waldes predigen Liebe, ihr Gesang, ihre Lieder sind die Ursache, daß die Menschen sie verfolgen und einfangen, und doch singen sie aus voller Kehle und blutendem Herzen, um das Ohr der Menschen zu beglücken!

Arme Menschen, die ihr ohne Liebe, ohne Frauenliebe, ohne Menschenliebe durch die Welt geht, geht von dannen, wenn der Frühling offene Tafel giebt und einladet alle edlen Gefühle und alle schönen Regungen, und von dem Obermundschenk Sonnenstrahl vollgießen läßt alle Blumenbecher mit Duft und Würze und Herzinnigkeit, und von der Hofcapelle des grünen Cabinets anstimmen läßt die Völkerhymne der Liebe!

Nur wer liebt, darf den Frühling umarmen wie einen Freund, wie einen Arzt, wie einen Traumdeuter, wie einen Wahrsager, wie einen Propheten! Nur dem, der liebt, ist der Frühling ein Buch, in welchem jede Blume ein Wort, ein Bild, ein Gefühl, eine Erinnerung, eine Mahnung, eine Verheißung ist!

Nur für den, der liebt, hat die Blumenschrift lauter große Anfangsbuchstaben! Die Rose spricht vom Glück der Liebe, die Lilie weckt die Sehnsucht, das Veilchen erzählt von ihrer Schüchternheit, das Vergißmeinnicht von der Erinnerung, die Mimose von ihrer Verehrung, und—die wilde Rose? Was sprichst du, süße, holde, wundersame wilde Rose? Was sprichst du, du mein Frühling im Frühling, du mein Frühling im Herbst?! Was sprichst du, wilde Rose, wenn der Reiz des Tages dich in den Tempel des Frühlings lockt; was sprichst du, wilde Rose, wenn die Lotosblume der Nacht dich einhüllt wie die Nacht die Blume, wie die Blume die Dolde?!

Du sprichst gar nicht, du lächelst nur,
So lächelt durch die stille Nacht
Der klare Mond mit seinem Licht
Der Blume zu, die nächtlich wacht.

Du sprichst gar nicht, du siehst nur her,
So blicket aus dem klaren See
Die Wasserrose lieblich still,
Mit ihrem Antlitz weiß wie Schnee.

Du sprichst gar nicht, du neigst den Kopf,
So neigt die Rose zart das Haupt,
Wenn sie dem Liebefreier West
Verschämt den ersten Kuß erlaubt.

Du sprichst gar nicht, du blühest blos,
So blüht der Frühling, blühet stumm,
Doch Sang und Klang und Liederspiel
Ertönt in seinem Heiligthum.

So singt mein Herz, so singt mein Mund
Und Lieder kommen, Lieder geh'n,
Der Frühling und die wilde Rose,
Sie werden beide mich versteh'n!

Die Kunst, einzuschlafen, oder: Die Kunst, sich selbst Langeweile zu machen.

Es gibt eine große Kunst: sich gut auszuschlafen; aber es gibt noch eine größere, noch schwierigere Kunst, einzuschlafen!

Das ist eine Kunst, die man, im buchstäblichen Sinne des Wortes, nur im Schlafe lernen kann, und wenn man über diese Kunst ganze Nächte lang wacht, so lernt man sie erst nicht!

Die Kunst einzuschlafen, ist eigentlich nichts als die Kunst, sich selbst Langeweile zu machen!

Es gibt keinen größern Beweis von der Eigenliebe und von der Eitelkeit der Menschen, als wenn sie sagen: ich kann bei Nacht nicht einschlafen! Das ist nichts als ein Beweis, wie gut sie sich mit sich selbst unterhalten, wie amusant und geistreich sie ihre eigenen Gedanken finden.

Wenn man in großer Gesellschaft ist, so läuft man oft alle Augenblick Gefahr, sogleich einzuschlafen; ist man aber allein, Abends, im Bette, mit Niemandem beschäftigt als mit sich.

hört man nichts, als das, was man sich selbst sagt, in Gedanken oder in Monologen, da ist man entsetzlich wach und munter! O unbegreifliche Selbstliebe und Selbstgefallung!

Im Schlaf gehen die Geschäfte des Herzens und der Lunge nach wie vor fort; das Herz mag also des Tages über gute oder schlechte Geschäfte gemacht haben, der Schlaf ändert nichts, und dennoch kann ein bewegtes Herz es schwer zum Einschlafen bringen! Allein ein ganz gesundes Herz schläft gar nicht—es schnarcht nur zuweilen!

Also die Kunst, einzuschlafen, erfordert: Erstens: daß man kein Herz habe, das Herz ist die Unruhe im Menschen, und mit Unruhe in sich kann man nicht einschlafen. Zweitens: daß man nichts denke; denn denken ist ein Andrang von lebensschädlichen und organismuszerstörenden, bösen Einflüssen nach dem Kopfe, und zum leicht und bald Einschlafen gehört eine bequeme, der geistigen und leiblichen Ruhe zuträgliche Leerheit des Kopfes. Drittens: daß man nichts besitze, daß man weder im Herzen, noch im Kopfe, noch in dem Koffer etwas habe, überhaupt, daß man in der ganzen Welt nichts besitze; denn der Besitz, jeder Besitz, es sei nun der eines Dukatens, oder eines Hauses, oder eines Herzens, oder auch nur eines Talentes—dieses gefährliche Schieß- und Mordgewehr—hebt die freie Wirksamkeit der Seele nach Innen auf, richtet sie auf die Außenwelt und zerstört allen Schlaf.

Um zu jeder Zeit leicht und schnell einschlafen zu können, gehört vor Allem, daß man gar kein Vermögen, weder in baarem Geld, noch in Grundstücken habe, und doch auch kein Börsespekulant sei; daß man nichts und Niemand auf der ganzen Welt liebe, für Niemand Sorge trage und sich um keines Menschen Wohl und Weh zu bekümmern habe; daß man sich gar keines Talentes bewußt sei, daß man die sichere

Ueberzeugung habe: „Morgen Früh, wenn ich aufstehe, bin ich ein so dummer Kerl und ein so talentloses Wesen, wie es nur eines unter der lieben Sonne geben kann," wenn man bei allem diesen nichts gegessen hat, blos ein Glas Zuckerwasser trank, sich leicht bedeckt, eine weiche Matratze hat, und — nicht lesen kann, dann kann man sich der Hoffnung überlassen, leicht einzuschlafen.

Wie viel Mittel gibt es nicht, und zählt nicht Jean Paul her, um schnell einzuschlafen! Die Fensterscheiben zählen, das Einmaleins lernen; die Punkte in den Tapeten berechnen, eine gewisse Melodie so lange immer von Neuem summen, mit dem Finger um das Antlitz herumfahren u.s.w. u.s.w.

Aber es geht diesen Mitteln wie allen Hausmitteln: sie sind alle recht gut, aber sie nützen alle nichts!

Es ist ein großes Unglück, daß sich die Menschen so gut mit sich selbst unterhalten! Man ist so seelenvergnügt, wenn man keinen andern Zuhörer hat als das — Kopfkissen! Das Kopfkissen gähnt uns nicht in's Angesicht, das Kopfkissen hört uns geduldig zu, und wer am besten zuhört, ist der beste Gesellschafter!

Von was spricht der Mensch mit dem Kopfkissen? Von sich! Von sich! Von sich! Kann man bei einem so interessanten Gespräche einschlafen? Das wäre eine Beleidigung an sich, und sich selbst beleidigt kein Mensch sobald!

Ich kenne Schriftsteller, die mit dem Vorlesen ihrer Schriften ganze Gesellschaften eingeschläfert haben; sie lesen sich ihre Werke aber selbst alle Nacht vor, und es kömmt ihnen kein Schlummer in die Augen! Ich kenne Andere, die eine Sucht zum Anekdotenerzählen haben; wenn sie dieselben in Gesellschaft erzählen, so schlummert der auftragende Bediente im Gehen plötzlich ein, die Natur selbst fängt zu gähnen an, und Todesschlaf herrscht ringsum; dieselben wiederholen sich diese

Anekdoten alle Nacht allein im Bette und unterhalten sich dabei so köstlich, daß sie nicht einzuschlafen im Stande sind!

Ich komme also darauf zurück, daß die leidige Selbstliebe der Feind ist, warum viele Menschen nicht einschlafen können.

Ich kenne Menschen, die, wenn man ihnen auf der Straße begegnet, eine so narkotische Einwirkung machen, daß man sich an das erste beste Haus anlehnen und schlummern muß, bis sie vorüber sind, und diese Menschen klagen auch, daß sie nicht einschlafen können! Sie müssen also nothwendiger Weise Nachts ganz aus sich heraustreten und sich für ein anderes Individuum halten.

Man sagt, um bald einzuschlafen, müsse man das Licht auslöschen; Unsinn! In Gegenden, wo gar kein Licht herrscht, hört man auch die Klage: „Ich kann gar nicht einschlafen;" das Licht ist kein Hinderniß des Schlafes, denn der erste Mensch ist sogleich nach Erschaffung des großen und des kleinen Lichtes eingeschlafen! Daß aber der erste Mensch so bald und so leicht einschlief, ist ein Beweis für meinen Ausspruch: Man muß gar kein Vermögen besitzen, Niemand lieben, nichts wissen, nicht lesen können, und — unverheirathet sein, um bald und schnell einzuschlafen.

Daß aber das Licht am Einschlafen nicht schadet, beweist der Umstand, daß manche Menschen gerade in der Gesellschaft der größten Lichter am ehesten einschlafen! Ja, daß das Licht durchaus dem Einschlafen zuträglich ist, geht auch daraus hervor, daß man tausend und tausend Dinge, Prozesse, Untersuchungen u.s.w., je eher einschlafen läßt, je greller das Licht ist, in welchem sie erscheinen!

Ich glaube, gerade im Finstern kann man gar nicht einschlafen, denn schlafen heißt die Sinnesempfindungen unterbrechen, aufhören machen; und gerade im Finstern werden die Sinnesempfindungen am meisten wach gehalten.

Ich für meinen Theil, ich finde nie mehr Lust zu schlafen, als bei einer Illumination, bei einem Feuerwerke, und die Feuerspritzen sind an manchen Orten nie von einem tiefern Schlaf befallen, als bei einem hellen Brande!

Ein Betrunkener schläft sogleich ein, und der ist doch lichterloh illuminirt!

Je leichter die Phantasie des Menschen ist, desto eher schläft er ein; je farbloser sie ist, desto weniger; darum schläft die Jugend viel, das Alter wenig! Ich weiß, das ist eine falsche Anwendung, allein ich rede jetzt aus dem — Schlaf, und will versuchen, mich—in den Schlaf zu reden, denn ich schreibe diesen Aufsatz im Bett. — Ich glaube, man fühlt es ihm an—daß ich nicht schlafen kann!

Ich habe doch nichts, weder Dukaten noch Liebe, besitze auch kein Talent, bin unverheirathet, kurz, ich bin Eigenthümer aller Erforderniſſe zum Schlaf, und—kann doch nicht schlafen!!

Wie? Sollte ich auch Wohlgefallen an meiner eigenen Gesellschaft finden? Nicht möglich! Ich habe mir etwas aus meinen Schriften vorgelesen und bin doch nicht eingeschlafen! Da dacht' ich, das sind alte Sachen, die wirken nicht so, frische Mittel sind wirksamer, und schreibe mir frisch dieses Opiat. Allein, schon sind alle Leser um mich eingeschlafen, und ich bin noch so munter, so wach! Es ist entsetzlich! Dreimal hab' ich mir das Geschriebene schon vorgelesen, und kein Schlaf kömmt in mein Auge! Ich bin nicht im Stande, mir Langeweile zu machen. Ich muß heute Nacht schon durchwachen; Du aber, lieber Leser, eingeschlafen bist Du schon, schlaf' also gut aus!

Don Carlos mit Butter,

oder:

Die Lese-Soirée.

Introduction.

„Lieber Joseph, seid'ne Strümpfe!
  Weißt, wohin ich geh',
Mich erwartet schon um Sieben
  Eine kleine Soirée."

Arbeit giebt's von allen Seiten,
  Arbeit, wo ich hin nur seh',
Und die größte Arbeit wartet
  In der kleinen Soirée.

Schnupfen hab' ich, Gliederreißen,
  Und es thut der Zahn mir weh,
Alles das wird wohl curiren
  Heute noch die Soirée.

Dunkel ist es, kalt und windig,
  Und es fällt ein großer Schnee,
Doch ich segle durch die Lüfte
  In die kleine Soirée.

Esse erst ein Dutzend Würstel
  Denn mir ahnt ein grüner Thee,
Und ein blaß platonisch Bretzel
  In der kleinen Soirée.

Lege auch noch etwas Watte
  In die Schuh', auf meine Zeh';
Denn mir schwanen große Füße
  In der kleinen Soirée.

Und ich blase meinen Odem
  In die Handschuh von Glacée,
Und wir treten aufgeblasen
  In die kleine Soirée.

— — — — —

Herr von Zitterl hat ein schönes Haus in der Vorstadt, in diesem Hause eine Stube voll Töchter über der Erde und einen Keller voll Wein unter der Erde; die Töchter sind alle auf Romane und der Wein aller auf Bouteillen gezogen. Frau von Zitterl hat ihre Töchter zu Arbeitsfurcht und Leseliebe erzogen, und von Zitterl hat jährlich seinen Töchtern ein Jahr abgezogen und seinem Wein zugelegt. Anno zwei und zwanzig war seine älteste Tochter 28 Jahre alt und sein ältester Wein ein halbes Jahr. Anno sechs und dreißig war die älteste Tochter vierzehn Jahre und sein Sechsunddreißiger-Wein auch vierzehn Jahre alt!

Amalgunda Zitterl war die Erste, die älteste Jüngste, und Theone Zitterl war die jüngste Jüngste.

Alle Zitterl's haben von ihren Eltern die große Wahrheit gehört: „Wer Geld oder ein Haus besitzt, der kriegt schon einen Mann, ohne alle anderen Zuthaten.“ Allein große Wahrheiten haben schon große Männer stecken lassen, warum nicht auch einmal ein halb Dutzend Zitterl's?

Die Zitterl's haben durch Putzliebe, Schnippigkeit, Leerheit an Herz und Geist, durch große Ansprüche alle Bewerber verscheucht. Der Herbst, der fatale, der unleidliche Herbst, der Lebensherbst nämlich, kam heran, die Haus-Pique-niques-Schwalben flogen davon, die Ball-Leimruthen hielten weder einen Goldfasan noch einen Gimpel mehr fest und die Zitterl's lernten noch eine harte Wahrheit kennen, die sie zwar nicht stecken, aber sitzen ließ, die Wahrheit: „Wer viel klaubt, bleibt selbst unaufgeklaubt!“

Herr von Zitterl spannte seinen Zins immer höher und die Zitterl's ihre Ansprüche immer tiefer; allein ein Quartier muß der Mensch haben, aber eine Zitterl nicht, und so fand sich richtig um Michaeli und Georgi immer ein Miethsherr, aber nie ein Eheherr ein!

Die Liebe macht erfinderisch, ja wohl; die Noth macht auch erfinderisch, ja wohl; aber eine Mutter, die ihre Töchter verheirathen will, ist am erfinderischsten! Gebt einer Mutter, die vier heirathsfähige Töchter hat, vier zu erringende Schwiegersöhne am Nordpol und die Nordpol-Expedition wird gelingen, sie muß gelingen!

Frau von Zitterl hat einen neuen Versuch gemacht, Gesellschaft in's Haus zu bekommen: eine Lese-Soirée!!

Es wurde nämlich alle Wochen ein Stück gelesen und in Rollen vertheilt: Jeder und Jede las eine Rolle. Man las Shakespeare, Goethe, Schiller, nur Klassisches; in den Zwischenacten wurde Butterbrod gegessen und Wein getrunken, und hie und da eine Action nachgeholt.

Frau von Zitterl hatte mich auf einem Hausballe kennen gelernt und in einer meiner liebenswürdigen Minuten versprach ich ihr mit Hand und Mund, in der nächsten Lese-Soireé eine Rolle zu lesen.

So oft, d. h. so selten ich noch liebenswürdig war, ich hab' es noch immer bereut!

Zwei Tage darauf kam ein Billet von der Frau von Zitterl, mit der Bitte, mir eine Rolle in dem nächst zu lesenden Stücke: Don Carlos, zu wählen. Ich schwankte lange zwischen der Infantin Clara Eugenia und der Prinzessin Eboli, endlich übermannte mich die Bescheidenheit, wie das bei allen theatralischen Künstlern der Fall ist und ich wählte den Posa.

Es war ein schweigsamer Januarabend, die Sterne blin-

zelten so begehrlich herab, die Luft war lau, wie das Publikum bei einem classischen Stück, die Nacht sah gar nicht darnach aus, als ob ein ungeheurer Gräuel in ihr geschehen sollte, und doch, und doch, — o gütiger Himmel! dennoch las Amalgunda Zitterl die Eboli!

Ein allgemeines „Ah!“ empfing mich, als ob mich Stuwer eben losgelassen hätte. Ein Stein oder Ziegel Butter stand inmitten des Tisches, und der Stein kam mir vor, als wär' er mir vom Herzen gefallen. Mehrere Messer und Brod-Räder lagen auch bereit, zwei große Flaschen des jüngsten alten Weines, kurz alles war da, was zu Don Carlos unumgänglich nöthig ist.

Auch verschiedene „Don Carlosse,“ blaue, grüne, broschirte, steife, schmutzige und reine lagen um die Butterschüssel herum. Das Schlachtfeld lag im dumpfen Schweigen. Die Würger mit blutdürstigen Seelen saßen mit funkelnden Augen da. Frau von Zitterl stellte mir die Helden des Stückes vor. Herr Schlehdorn war Don Carlos. Er war ganz dazu geschaffen. Von Geburt ein Bortenwirker, durch Schicksal aber Tapezierer, schien er dazu geboren, der Schöpfer eines goldenen Reichs zu werden und späterhin sogar einen Thron auszuschlagen; Schlehdorn war genial gekleidet, Kragen und Halstuch locker herabschlotternd, so daß ich glaubte, das wären „die flandrischen Provinzen, die an seinem Halse weinen!“

Ein Herr von Eierweiß war Philipp.

Er war von Erziehung Wachskerzenfabrikant und konnte wie Philipp ausrufen: „In meinem Reiche geht die Sonne nie unter!“

Ein Herr Gallonenzwiker war der Herzog von Alba. Er war Handlungsbeflissener und brachte daher, wie Alba, ein großes vermessenes Wesen mit und wenn er seine

Waare ausschnitt, so war er, wie Don Carlos von Alba sagt: „Ein Schnitter sonder Gleichen!" Von den weiblichen Hauptrollen nenne ich noch: Mamsell Sternenschnitz als Elisabeth.

In Steiermark geboren und zur Gouvernante erzogen, war sie dreizehn Jahre lang Gesellschafterin einer tauben Herrschaft, welcher sie vorlesen mußte. Sie hatte eine Stimme, daß, wenn sie in Wien las, die steierischen Berge furchtbar wiederhallten. Ein Organ, ganz wie zur Elisabeth geschaffen!

Theone gab die Mondecar und ich freute mich schon voraus, daß sie bald Zeit bekommen wird, zehn Jahre fern von Madrid darüber nachzudenken.

Hr. von Zitterl war Regisseur und strich alle andern Personen fort. Man weiß, wie Regisseure mit Stücken umzugehen pflegen:

„Wehe, wenn sie losgelassen,
Streichend ohne Gran Verstand,
Durch die vollen Zeilengassen
Streichend mit verweg'ner Hand;
Denn die Regisseure hassen,
Was der Dichter wohl verstand!"

Die Olivarez, den Lerma, den Taxis strich Herr Zitterl so fort, als ob sie auch Butter gewesen wären, ja er legte die verwegene Hand an die Herzoge von Feria und Medina Sidonia! Ja, einem Hausherrn ist Niemand heilig, als seine Einwohner, und die Herzoge von Feria und Medina Sidonia wohnten nicht bei Zitterl! Hr. von Zitterl kündigte mir an, daß gleich angefangen und in den Zwischenacten Butterbrod gegessen wird. Ich hätte mich gerne blos auf die Zwischenacte abonnirt; da kommt man oft besser weg, insonders wenn keine Ouverturen und Symphonien gespielt werden.

Die Frau von Zitterl war ganz glücklich, daß ich eine Rolle

lesen werde; ich glaubte, sie habe für die Eboli ein Auge auf mich und dachte mir: in diesem Falle bleibt Posa Malthefer-Ritter!"

Die Sitzung begann. Noch kannte ich das volle Maß der Freuden, die auf mich warteten, nicht. Eboli-Zitterl wollte mit mir aus einem Buche lesen und Elisabeth von Valois hatte einen solchen Husten, daß sie, gerade als ich im Garten von Aranjuez zu ihr sagte:

„Die neue Regung
Erstickt die leise Stimme der Natur."

in einen solchen Rassel-Husten ausbrach, daß Herzog Alba seine Grandezza vergaß und zu ihr sagte: „Sie haben einen rechten Schafhusten!"

Eboli-Zitterl, die holde Brünette, rückte nagelfest an mich heran; leider war sie auch kurzsichtig, und mein blondes und ihr schwarzes Haupt lagen wie eine Mundsemmel und ein Indianerkrapfen auf der schönen Cotta'schen Ausgabe von Schiller in einem Bande. Ich ergab mich dem Schicksal auf Gnade und Ungnade, und der Don Carlos mit Butter begann.

Der erste Streich fiel auf mein Haupt. Ich als Posa hatte die erste Scene mit dem Tapezierer-Carlos; der gute Carlos konnte die Buchstaben w, b, p, d, t und g, k, nicht unterscheidend aussprechen, alle klangen hart und weich, und er fing an mit einer Stimme, wie wenn ein gebratener Apfel zerplatzt:

Carlos.

„Ber kömmt?—Bas seh' ich?—O, ihr kuden Keister!"

Mir fuhr eine Trepanirnadel durch's Herz, aber ich raffte mich zusammen und las mit einer Stimme wie Futterbarchent:

Mein Carlos!

Carlos: — — — — tu bustest

„Das Carlos ohne Enkel bar, du fantest
Mir tiesen, und ich frake noch?"

Während dieser Scene machte ich die Bemerkung, daß Don Carlos mit der jüngsten Zitterl liebäugelte, als er sagte: „Ich lipe meine Mutter!" blickte er sie mit Seidenborten-blicken an; Theone aber schien hungrig zu sein, denn sie hatte einen Reifen Brod mit geschickter Wendung unter ihr Buch herangezogen, wahrscheinlich wollte sie es mitnehmen, wenn sie zehn Jahre entfernt von Madrid leben sollte. Don Carlos aber rief immer wüthender aus:

„Das seh' ich ja, und tennoch lipp' ich!"

Amalgunda hatte mir während der ganzen Scene in's Ohr gesprochen, sie sagte mir leise: „Merken Sie nichts; meine Schwester und der Schlehdorn?" In der Zerstreuung richtete ich die Worte Posa's an sie:

„Auch meine Stunde schlägt vielleicht!"

Amalgunde erbebte wie ein Mehlausflauf und sah mich mit einem übertragenen Liebesblick an; ich aber stieß die folgenden Worte Posa's:

„O, mein Gott!"

mit einem Schrei heraus, daß die Gesellschaft zusammenfuhr und die Marquisin von Mondekar ein Stück Butterbrod, welches sie eben versteckt zum Mund führte, vor Schrecken dem Tauer'schen Schiller auf das weiße Haupt fallen ließ! Nun kam die Scene im Garten zu Aranjuez. Die Königin, Eboli, Mondekar.

Die zwei Zitterl hatten ein gleiches ungleiches Schicksal. Der Zahn der Zeit, der eine Zahn, der allen Frauenzimmern weh thut, hatte den beiden Schwestern einige Zähne ausgezogen, aber zum Unglück Amalgunden auf der rechten Seite, Theonen auf der linken Seite. Beide suchten die dadurch entstandenen Gedankenstriche in den Zahnreihen durch

die Bedeckung mit den Lippen zu verhüllen. Amalgunde verzog den Mund und sprach halbrechts, Theone sprach halblinks; Amalgunde sah aus, als ob sie sich rechts etwas ins Ohr sagen wollte, Theone, als ob sie sich links etwas ins Ohr sagen wollte. Theone lispelte, Amalgunde schnarrte. Mamsell Sternschnitz aber, die Königin, sprach alle Buchstaben wie harte Eier aus und das R klang wie tz, z. Sie begann:

„Sie will um mich haben, Mondekaz!"

worauf die Eboli bekennt, daß sie:

„Madrrid mit grrroßen
Frreuden wiederrr sehe!"

und die Mondekar sagte:

—„sie ßollten
ßo unjern von Aranjueß sich trennen?"

Die drei Damen fegten nun die Scene glücklich durch, bis ich wieder an die Reihe kam und Carlos zu der Königin brachte. Da ging es los wie beim babylonischen Thurmbau, kaum wußte ich, ob deutsch gelesen wurde:

Carlos.

Sie haben nie gelipt?

Königin.

—ich liebe nicht mehz!

Carlos.

Beil es Ihr Herz, beil es Ihr Eit verbidet?

Königin.

Verlassen Sie mich, Pzinz!

Carlos.

Beil es Ihr Herz, beil es Ihr Eit verbidet?

Königin.

O Kazlos!—

Nun kam der Wachskerzen-Philipp. Der hatte sich eine

eigene Declamation gebildet; alle „ei" hat er wie „äu," alle „i" wie „ü" und alle „e" wie „ö" ausgesprochen.

—„So alläun, Madame?"
Und auch nicht äune Dame zur Begläutung?
Wo blühen Uehre Frauen?"

Auch das ging vorüber und in der Schlußscene des ersten Actes mußte ich noch einmal mit Don Carlos lesen. Der Tapezierer reichte mir die Hand:

„Komm Arm in Arm mit tir,
So fortr' ich mein Jahrhundert in die Schrangen!"

und in einem Nu flogen die Don Carlosse alle vom Tische, und der ganze spanische Hofstaat stürzte sich auf die Butter los.

Don Carlos fraß eine furchtbare Handschrift! lauter gothische Bissen. Dazu schenkte er sich von dem Zitterl-Wein die Gläser so voll, daß er den Tisch überschwemmte und ich ausrief:

„Stolz will ich den Spanier, wenn auch der Becher überschäumt!"

Am meisten aß die Marquisin von Mondekar; ich wollte auch etwas in diesem Artikel thun, allein die Frau von Zitterl meinte, in den Zwischenacten kann ich die lesende Gesellschaft critisiren. „Critisiren?" sagte ich, „mit Vergnügen! Sehen Sie, Sie, Marquisin, Sie verschlucken zu viel! Sie gehen zu wenig in's Detail, aber Sie füllen Ihren Platz aus!— Sie, Infant von Spanien, Sie nehmen das Maul zu voll, Sie lassen sich von Ihrem Gegenstand zu viel durchströmen! Sehen Sie—(die Prinzessin Eboli bemächtigte sich so eben eines halben Laib Brodes)—„sehen Sie, die Kunst geht zwar nach Brod, aber die Muse soll, wie Schiller sagt, keine Kuh sein, die uns mit Butter versorgt."—„Reden Sie von mir?" fragte die Eboli und strich ein halbes Pfund Butter auf etliche Stücke Brod.

Endlich waren die Flaschen geleert, die Butter halb aufgezehrt, man wischte sich den Mund und fing weiter zu lesen an.

Die edlen Spanier hatten eine furchtbare Niederlage in unserer vaterländischen Butter angerichtet! in dem ungeheuren Butterberge waren ganze Höhlen und unterirdische Gänge ein- und ausgegraben, und wenn die lesenden Lippen auch nicht von Beredsamkeit träufelten, so träufelten sie doch von Fettigkeit. Besonders Carlos und Elisabeth, die durch nichts getrennt waren, als durch den Butterberg, schienen wirklich alle Berge ebnen zu wollen, oder vielmehr es schien, als hätten sie sich im Mittelpunkte der Butter ein Rendezvous gegeben und eilten nun mit allem Eifer leidenschaftlicher Liebe gegenseitig einander zu.

Auf die Kunst scheint Butter keinen günstigen Einfluß auszuüben, denn vom zweiten Acte an trat eine sichtliche Lauheit in dem lesenden Personale ein; fast Jeder hatte noch einen Rest Brod und einen Zahnstocher in der Hand, welches ich erst bemerkte, als Eboli zu Carlos sagte:

„Diese Hand hat noch zwei kostbare Geschenke zu vergeben!"

Der Regisseur Zitterl war höchst nachlässig und Alles ging nun bunt über Eck.

Nur ein einziges Mal warf er eine Bemerkung auf; bei der Stelle Philipp's:

„Ja, Herzog Alba — ihr habt recht — das könnte
Zu etwas Schrecklichem mich führen,"

machte er die Bemerkung auch, das: „ihr habt recht" müsse für sich und mit leiser Stimme gesprochen werden, denn, so argumentirte er; eine Pause ist ein Gedankenstrich, d. h. man läßt die Worte blos so herausstreichen, als ob's in Gedanken geschehe. „Nicht wahr, Herr S.?" fragte er; ich aber erwiederte: „Wo vorne eine Pause ist, da hat sich der

Dichter etwas gedacht, da braucht der Leser nichts zu denken; wo hinten eine Pause ist, da soll sich der Leser etwas denken, und der Dichter denkt nichts; wo hinten und vorne eine Pause ist, da denken Leser und Dichter vorne nichts und hinten nichts. Ueberhaupt gebe ich Ihnen folgende Lebensregeln über die Interpunctation an: Wo in einem Satze der Sinn halb ausgeht, da kömmt ein Comma (,); wo der Sinn dreiviertel ausgeht, da kömmt ein Semicolon (;); wo der Sinn ganz ausgeht, da kömmt ein Punkt (.); wo der Sinn gar nicht mehr geht, da kömmt die Pause (—); wo der Sinn erst nachkommen soll, da kömmt ein Doppelpunkt (:); und wo der Sinn Mitleid erregt, da kömmt ein Ausrufungszeichen (!)." — Nach diesen kleinen Zwischenscenen wurde zu lesen fortgefahren und ich bemerkte mit Vergnügen, daß Manche zwei Blätter umschlugen, ohne daß sie es selbst oder die Andern bemerkten. — Es wurden inzwischen mehrere Privatunternehmungen befördert. Die Marquisin von Mondekar rächte sich in ihrer zehnjährigen Verbannung an König Philipp damit, daß sie ihn mit einem Strohhalm, den sie im Munde naß machte, hinter den Ohren kitzelte. In der Scene, die er mit dem Marquis hatte, trieb sie dieses geistreiche Spiel mit Leidenschaft, so daß Philipp bei den Worten:

„Seht in meinem Spanien euch um!"

nach seinem Ohre griff und ausrief:

„Aber zum Teuxel! hören's auf!"

Während dieses vorging, hatte der Herzog Alba mit Elisabeth auch ein Zwischenspiel begonnen, nämlich mit Kreide einen Buchstaben auf den Tisch zu schreiben unter der Hand, und der Andere muß ihn errathen oder er kriegt einen Nasenstüber. Der Herzog hatte schon an zwanzig Nasenstüber von Elisabeth bekommen. Wenn er einen falschen Buchstaben rieth, jauchzte

Ihre Majestät laut auf und höhnte ihn. Ich war grad' im schönsten Zug, im Kerker bei Carlos, und declamirte:

„Doch jetzt,
Jetzt fällt ein Sonnenstrahl in meine Seele!"

da rief die Königin aus:

„Ja, Schneckenbaztel!"

Alba hatte nämlich wieder den Buchstaben nicht errathen!

So ging das Ding fort; mich tödtete Gottlob gleich darauf der Schuß durch's Gitter. Der König kömmt, Alba, alle Granden; Carlos bleibt gelassen, streckt die Hand mechanisch nach der Butterbrod-Schüssel aus und sagt pathetisch:

„Da liegen meine Reiche!"

Ich benützte meinen Tod und freute mich nun meines Lebens.

Die Schlußscene kam heran. Königin, Carlos.

Königin. „Stehen Sie auf, Kazl!

Carlos. „Ich lipte, jetzt pin ich erbacht!
Und jetzt zum letzten Lepebohl?"
(Er küßt sie.)

Königin. —„O Kazl,
Was machen Sie aus miz?"

So ging die Scene fort, bis Carlos ausrief:

„Gute Nacht denn, Butter!"

Der König sprach:

„Ich habe
Das Meinige gethan, thun Sie das Ihre!"

Das ließen sie sich gesagt sein, sie thaten das Ihre; sie fielen über die Trümmer Carthagos, über die letzten Butter-Mohikane her und führten sie vom Leben zum Tode über.

Die Zitterl's sprangen auf und Alle riefen:

„Das war einmal ein reiner Seelengenuß!"

So ganz rein war der Seelengenuß nicht, denn auf den

Buttermessern lag etwas grüne Erinnerung an eine Spinat-Vergangenheit.

Alle fielen sich in die Arme; auch die Eboli mir, wie ein alter Classiker. „Nun,“ sagte Herr Zitterl, „wollen wir gleich beschließen, was wir nächstens lesen wollen! „Wallenstein!“—„Nein, Naban der Weiße!“—„Nein, Zomeo und Julie!“—„Nein, Hamlet, Hamlet, Prrrrinz von Dänemarrrk!“—Endlich blieb es bei „Zriny“ und mir wurde der Soliman zugedacht.

Als ich mich der verehrten spanischen Gesellschaft empfehlen wollte, wurde ich durch die Nachricht freudig überrascht, daß ich die Elisabeth nach Erdberg zu begleiten habe.

Ich packte sie wüthend unter den Arm, schleppte sie durch Koth und Morast, durch Kreuz- und Quergassen nach Hause.

Ich wollte sie gern dem Herzog von Alba übergeben, allein der wohnte an der Hundsthurmer-Linie! Ich wünschte ihm glückliche Reise!

—„Sie nehmen gutes Wetter mit,
Wir haben jetzt April,—Mai,—Junius,—Julius, spätestens im Anfang Augustus können Sie dort sein!“

Ich segelte mit meiner Elisabeth durch die Weißgärber. An der Brücke war ein solcher Morast, daß Elisabeth einen Schuh stecken ließ und ihn eine halbe Stunde lang suchte; ich declamirte aus Schiller's Resignation, indem ich gegen Himmel sah und auf die Elisabeth zeigte:

„Hier steh' ich an deiner Schauerbrücke,
Furchtbare Ewigkeit, empfange deinen
Vollmachtsbrief zum Glücke, ich bring' ihn
Unerbrochen dir zurücke!“

Die Königin stand im Moraste, mit einem Strumpfe und einem kothigen Schuh in der Hand, sie zeigte mir den ruinirten Schuh:

—„Marquis,
Ist keine Rettung möglich?"

Da stand sie, Elisabeth unter den Weißgärbern; sie stand da wie eine Ente und zog immer einen Fuß in die Höhe. Ich aber stürzte auf sie zu, wie sie da stand im Schneelichte, wie ein zerbrochener Wegweiser; ich stürzte vor sie hin, rief aus:

—„Königin!
Das Leben ist doch schön!"

und überließ diese Margareth von a h n S c h u h (Anjou) der Brücke, welche die Zeit von der Ewigkeit trennt. Mein Bedienter erwartete mich; ich legte mich nieder, nachdem ich ihm sagte: „Wenn mich morgen Jemand mit der türkischen Krone sucht, so bin ich nicht zu Hause."

Am andern Morgen ging ich an das Grab der Elisabeth an der Weißgärber-Brücke; allein sie war nicht mehr da — blos ein einziger, umfangreicher Fußtritt im Schnee schien zu sagen:

„S o v e r g e h t a l l e s G r o ß e!"

Liebe und Zahnweh.

Liebe und Zahnweh! Zwei unsägliche Schmerzen für die, welche sie empfinden; zwei unbedeutende Dinge für die, welche sie nicht empfinden. „Was fehlt dem oder der?"—„Sie lieben—sie haben Zahnweh."—„Nun, wenn's weiter nichts ist, das hat nichts zu bedeuten!"

Das sind die gewöhnlichen Ansichten von L i e b e und Z a h n w e h.

Leidet Jemand in einem Hause an Liebe oder an Zahnweh, weiß jedes Mitglied der Familie ein anderes Mittel,

welches untrüglich hilft. Der Papa sagt, es ist Rheumatismus, der gibt sich von selbst. Ein Onkel sagt, es ist ein Fluß, warm halten. Eine Gouvernante sagt, gar nicht d'ran denken ist das beste. Eine Base sagt: laß dir den herausreißen, und setz' dir einen andern ein. Ein weiser Nachbar sagt: verstopfen Sie sich die Ohren, das hilft gewiß.

Kurz, es giebt keinen so dummen Kerl auf der Welt, der nicht ein probates Mittel gegen Liebe und Zahnweh wüßte.

Am meisten Mittel gegen Liebe und Zahnweh wissen alte Matronen und Sünder, die aus lauter verlornen Zähnen und verlorner Liebe selbst keinen Zahn mehr im Munde, und kein Herz mehr im Leibe haben.

Alle jene Menschen, die ihre Zähne durch Süßigkeit und Unachtsamkeit, und ihr Herz durch Schwelgerei und Wollust verloren und hohl haben, glauben nicht an Zahnweh guter Zähne, nicht an Herz-Weh guter Herzen, und das natürlich, denn sie können sich selbst eben so wenig auf das Herz als auf den Zahn fühlen.

Liebe und Zahnweh haben auch das mit einander gemein, daß ihr Schmerz uns am meisten in der Nacht überfällt, daß wir dann wie wahnsinnig herumwandeln, und wie die Mondsüchtigen an den steilen Wänden hinaufklettern möchten.

Aber was ist stärker: Liebe oder Zahnweh?

Wenn beide zugleich einen Menschen anfallen, welche Empfindung ist stärker?

Voyons!

An der Friedrich- und Behren-Straßen-Ecke in Berlin, im ersten Stocke, wohnte ein verliebter Schriftsteller, und der war ich.

Sie war eine verliebte Justizrathstochter. Das ist Alles,

was ich dem Leser von unsern persönlichen Verhältnissen verrathen kann.

Ich darf nur noch so viel sagen, daß sie sehr putzsüchtig und sehr eifersüchtig war; denn das ist historisch und gehört zur Geschichte.

Die Putzsucht schlägt in die Finanzkammer, die Eifersucht aber in die Herzkammer. Die Putzsucht ist ein Pfau, je älter sie wird, desto schwächer; die Eifersucht aber ist ein Krokodill, je älter sie wird, desto stärker.

Was ist aber stärker, Putzsucht oder Eifersucht, wenn sie bei einem Individuum zusammenschlägt?

Voyons!

Meinem Fenster gegenüber, an der andern Straßen-Ecke, klebten alle Theaterzettel und Concertzettel.

Sie ging nun gewöhnlich mit ihrer Mutter des Morgens um zehn Uhr von der Charlottenstraße nach den Linden, und Beide blieben an der Ecke stehen, die Theaterzettel zu lesen.

Wenn sie nun so that, als wollte sie der Mutter etwas auf dem Zettel zeigen, und mit dem Finger auf die Stelle zeigte:

„Anfang Sieben Uhr,“

so wußte ich, der ich mit dem Fernglas hinter den Jalousien meines Fensters stand, daß die bestimmte Stunde—7—war. Wenn sie dabei mit der andern Hand einen Finger, wie ganz absichtslos in die Höhe hob, so wußte ich, daß ein Stündchen dazu kam, und daß acht Uhr die bestimmte Stunde sei u.s.w. Das war an den Fingern abzunehmen. Die Liebe macht erfinderisch! Franklin hat nur einen Blitzableiter erfunden, die Liebe erfindet alle Augenblick einen andern Blitz- und Hagelableiter u.s.w.

Es war acht Uhr, ich stand an dem bewußten Orte,—aufrichtig gesagt, es war unter den Bäumen an der Börse, wo

jetzt die Granit-Vase steht, — und wartete. Ich wartete, sie kam nicht; ich wartete noch, sie kam nicht; ich würde vielleicht noch warten, wenn nicht ein kleiner Junge, — es war der Laufbursche des Justizrathes — mit noch einigen Kollegen an mir vorbeigelaufen wäre, mit einem Blick auf mich eine Nuß zu meinen Füßen niederfallen ließ, und verschwand. Ich hob sie auf, es war eine hohle Nuß, aber keine taube Nuß, denn ein Zettelchen lag in ihr:

„Ich kann nicht kommen! Die berühmte Anatole (so hieß die erste Putzmacherin) ist heute aus Paris gekommen, und ich muß noch Abends hin, bevor Alles von Andern ausgeklaubt worden ist. Leb' wohl, mein Süßer!"

Ich war gewiß nicht süß! In diesem Augenblick gewiß nicht!

Indessen: „Gegen Marchandes de modes kämpft die Liebe selbst vergebens!" Ich Süßer schnitt saure Gesichter, und ging bitter nach Hause.

Zwei Tage darauf hatte ich den unbändigsten Zahnschmerz; es wüthete in mir, wie mit Dolchen. — Die Wange war aufgeschwollen und überdeckte mein linkes Auge; ich sah aus, wie ein ungeheurer Vorstorfer-Apfel mit einer brandrothen Seite. Da ging sie vorüber, legte den Finger auf die Stelle:

„Anfang um Sieben Uhr,"

tupfte noch einmal, wie zur Bestätigung mit dem kleinen Fingerchen darauf, und zog mit der lieben Frau Mama weiter.

Ich ließ sogleich meinen Arzt holen, und sagte: ein Geschäft, ein unaufschiebbares, nöthige mich zum Ausgehen. Er meinte, ich dürfte durchaus nicht in die Luft, sonst bekäme ich die Gesichts-Rose.

Ich war in einer starken Verzweiflung, und in einer gelinden Transspiration. Ich entschloß mich, ihr zu schreiben.

Ich schilderte ihr meinen doppelten Schmerz und meine einfache Verzweiflung; mit den feurigsten Farben schilderte ich ihr das Feuer meiner Liebe und meiner linken Wange, und bat um Verzeihung, und sendete meinen kleinen Berliner Kourier mit dem kleinen Briefchen ihr zu.

Es war die Scheidungsakte! — Ich war verloren! — Ich hätte doch gehen sollen! Meine geschwollene Wange hätte ich ihr zu Füßen legen müssen; mein verschwollenes Auge hätte ich in ihre Hand legen müssen; die Gesichtsrose hätte ich meiner Rose in's Gesicht zeigen müssen; ich hätte kommen müssen, hätte ich auch todt zurückgehen müssen!

Am andern Tage brachte der kleine Justiz-Laufbursche ein Zettelchen und ein Fläschchen!

Gefühlvoller Dichter!

„Gewiß, Zahnweh ist stärker, als Liebe! Was ist eine brennende Sehnsucht gegen eine brennende Wange? Was ist ein entzündetes Herz gegen eine entzündete Lippe? Wenn man so liebt und so an Zahnweh leidet muß man auf Alles resigniren, nur nicht auf gegenwärtigen Balsam, den ich Ihnen schicke, und von dem ich wünsche, daß er alle Ihre Leiden heilen möge. Binden Sie ihn, auf Ihren Liebesbrief geträufelt, um Ihre Wange, und bleiben Sie ewig verbunden Ihrer achtungsvollen Freundin

N. N.

— Wir sahen uns nicht wieder,
Das ist Liebe und Zahnweh!

Badner Novellette.

Alles soll der Mensch sein, nur kein „Vertrauter," ich meine nicht ein „Vertrauter" in dem Wiener Sprachgebrauch, welches so viel als „geheimes Polizeispitzel" be-

deutet, Gott bewahre, so ein „Vertrauter" mag gar nicht so übel sein! Man hat Beispiele, daß solche „Vertraute" zu Ehren und Auszeichnungen gekommen sind; solche „Vertraute" gedeihen und wachsen in der Gnade des Herrn, und ihnen ist wohl, wie „fünfhundert Säuen," ein Ausdruck, den man in guter Gesellschaft nicht brauchen sollte, den aber Goethe zu Ehren gebracht hat.

Nein, wir reden von einem „Vertrauten in der Liebe!" Wer liebt, muß einen Vertrauten haben, c'est de rigueur! Ist's nicht ein Freund, so ist's eine Freundin; ist's nicht eine Freundin, so ist's ein Bekannter; ist's nicht ein Bekannter, so ist's ein Bedienter, ein Stubenmädchen, ein Barbier u.s.w.

Ein Liebender ohne „Vertrauten" ist ein Peter Schlemiel ohne Schatten; eine Liebende ohne „Vertraute" ist eine Stimme ohne Echo, ein Frauenzimmer ohne Spiegel, ein halbes Ding!

Als ich noch im Belagerungszustand-Alter lebte, hatte ich viel Vertraute! Der Vertrauten des Dichters sind viele! Seine Vertrauten sind: der Wald, die harte Bank, das Echo, das Kanzleipapier, die verschwiegene Nacht und der schreiende Hunger!

Wer nie selbst zweidutzendmal glücklich und dreidutzendmal unglücklich geliebt hat, der ist nicht berufen, ein „Vertrauter" zu sein! Ich habe, wenigstens was die Zahl der unglücklichen Liebe betrifft, mein Contingent geliefert und bin qualificirt zum Vertrauten. Ich kann zwei Stunden lang auf einem Raum von acht Schritten im Sonnenschein und im Regen mit dem Verliebten auf- und abgehen, um mit ihm zu warten, ob sie nicht von ferne vorbeigehen wird; ich kann vierzehn Abende nacheinander geduldig zuhören, wie er mir erzählt, er hoffe, daß sie ihn liebt, weil sie ihn in Gesellschaft gar nicht

ansieht; ich kann sogar im Auftrage des Verliebten im Theater durch sieben lange Acte Acht geben, wievielmal sie den Blick nach der Seite wendet, wo sie glauben könnte, daß er sitzt, wenn er nicht dort sitzt; kurz, ich kann mich jedem Liebenden als „Leib-Vertrauten" auf's Beste anempfehlen, ich sehe mehr auf gute Behandlung, als auf Langeweile.

Ich weiß nicht, wer es dem jungen Lindoro—so wollen wir ihn heißen, obwohl er nicht so heißt—gesagt haben mag, daß ich ein ausgezeichneter „Vertrauter" in der Liebe bin, genug, er mußte es erfahren haben und drängte sich an mich. Ich bin sonst nicht leicht zugänglich, mir hat, Gottlob, die Natur eine Stachelnußschale gegeben, ich mag nicht von Jedem geknackt werden, wie eine Knackmandel; Dank Dir, gütiger Himmel!

Lindoro aber kam mit dem Empfehlungsbrief der Liebe, er war ein Liebender! „Liebende" und „Wahnsinnige" sind in gewissen Ländern heilig! Lindoro liebte, er liebte unglücklich, das ist mein Casus! Ein interessanter Fall mehr in dem allgemeinen Krankenhause Amors—das zieht mich an!

Lindoro ist ein Jüngling aus dem Geschlechte der Emancipirten; der Leser gebe sich keine Mühe, ihn herauszufinden, ich will ihn lieber gleich ganz kenntlich beschreiben; er ist sehr reich, besitzt aber wenig Vermögen, er ist groß von Gestalt, aber untersetzt von Figur, schlank, aber um die Mitte dick, sein schwarzes Haar fällt in blonden Locken nieder und seine dunklen Augen sind kornblumenblau. Er braucht die Badner Cur, entweder will er seine Pferde in die Natur führen oder seine Wäsche auslüften, oder will er in Baden „bei günstiger Witterung und beleuchtetem Park" Langeweile studiren, oder will er auf dem Calvariberg eine deutsch-katholische Synagoge anlegen, man weiß es nicht. Mir sagte er, er leide an—

einem Magenübel. Die Magenübel sind das „Nizza" der Krankheiten; wenn die Aerzte gar nicht wissen, was sie mit einem Uebel anfangen sollen und welchen Titel sie ihm geben sollen, schieben sie's auf „Magenübel."

Lindoro vertraute mir erst sein Magen-Leiden, von diesem ging er auf sein Liebesleiden über—eine natürliche Passage.

Gegen Magen-Leiden gibt's nur ein Mittel: verliebt sein, d. h. viel Bewegung, gehen, laufen, auf- und abwandern!

Recipe: Man liebe, man gehe ihr nach, Morgens, Mittags und Abends drei Stunden voll; dann laufe man dem Wagen nach zwei Stunden lang, dann gehe man vor dem Fenster auf und ab anderthalb Stunden voll, wenn das nichts nützt, so ist keine Hilfe mehr!

Lindoro liebte! Er liebte viel! Er liebte Hunde, Pferde, Cigarren, schwarze Judenfische, Nordbahnactien u.s.w. Aber Eines liebte er zum ersten Male, er liebte ein Wesen! So lange man von einem Frauenzimmer nicht weiß, wie es heißt, wo es wohnt, wie alt es ist und wie viel Aussteuer es bekömmt, ist's noch keine bestimmte Gestalt, ist's blos ein „Wesen," ein himmlisches Wesen, ein zaubervolles Wesen, aber doch nur ein Wesen, ein Begriff ohne compacte Grundlage; das Wesen war da, aber das Wesentliche fehlte; man liebt die Wesen, man betet die Wesen an, aber man heirathet ein Unwesen!

Lindoro liebte ein „Wesen," er liebte ein Park-Wesen, ein Wesen, welches er nur im Parke sah. Als Lindoro mir sagte, er liebe ein Wesen im Parke, sagte ich ihm, das hänge von der Philosophie ab. Nach Kant ist ein „Wesen" das „erste Princip der Möglichkeit eines Dinges;" nach Kant müßte also sein erstes Princip sein, zu sehen, ob das Ding möglich ist! Nach Fichte ist „Wesen" ein „selbstständiges

Subject;" nach Fichte also müßte er sich erkundigen, ob sein „Wesen" ein selbstständiges Subject ist. Lindoro sah, daß ich das „Wesen" der Liebe philosophisch studirt habe, und faßte noch mehr Vertrauen zu mir.

Er zeigte mir den Gegenstand seiner unglücklichen Liebe. Sie war schön, sehr schön; und wenn ich nicht ein so edler Freund gewesen wäre, d. h. wenn ich nur die geringste Hoffnung gehabt hätte, von ihr geliebt werden zu können, so hätte ich gedacht, der Mensch ist ein vernünftiges Wesen, und es wäre von mir sehr vernünftig, dieses Wesen als Naturwesen meinem Wesen anzueignen, so aber war ich edel und ließ ihm sein Wesen und Unwesen.

Es waren einige Hindernisse zwischen ihm und dem Wesen aufgethürmt, Hindernisse, wie die Semmeringe, standen zwischen dem Gloggnitz seiner Wünsche und dem Mürzzuschlag ihrer Erfüllung. Hauptsächlich fürchtete er, sie sei eine — Christin! Diese unchristliche Furcht machte ihm heidnische Herzleiden! Er declamirte aus der „Braut von Corinth":

„Er ist noch ein Heide mit den Seinen,
Und sie ist Christin und getauft!"

Er fragte mich immer: „Was meinen Sie, ist sie Christin oder Jüdin?" Das ist nun bei Frauenzimmern viel schwerer zu erkennen, als bei Männern, wo der Typus sich im Gesicht nicht so ausdrückt.

Er fragte mich um Rath; ich sagte ihm: „Nichts leichter, als das! Wir machen morgen eine Revolution, Sie ernennen sich zum Präsidenten von Baden, und ich mich zum Patriarchen des Parkes, wir führen die gemischte Ehe ein, und Sie heirathen ihr Wesen." Der Gedanke war gut, aber er wollte nicht darauf eingehen, er fürchtete, seine Actien würden fallen, und er großen Verlust erleiden! An solchen Dingen geht die

Weltgeschichte unter! „So lassen Sie sich taufen!" Aber dann würde ihn sein reicher Onkel, ein Jude primo cartello, enterben! An solchen Dingen geht die Liebe unter! — „So entführen Sie sie und fliehen nach Gretna Green!" — Ja, aber die Polizei! — An solchen Dingen stirbt die Romantik!

Eines Tages kam Lindoro mich einladen, mit ihm bei „Herzl" in Baden Mittag zu essen. Herzl ist der jüdische Dommayer in Baden; da ist das Eldorado der jüdischen Küche. Ich ließ mich nicht zweimal bitten. Mein Magen hat seine Jugenderinnerung noch nicht verloren und schämt sich ihrer nicht! Die größten Judenfeinde lieben von den Juden zwei Dinge: ihre „Goldfische" und ihre „brannen Fische!"

Wir saßen bei Herzl, und da saß manches Röschen aus dem Thal Jeschurun, gewachsen wie die Ceder von Libanon, mit Augen, wie die Urimvetumim, mit Zähnen, wie die Heerde, die aus der Schwemme kömmt, und mit Blicken, wie die Feuersäule, die in der Wüste voranging; so daß bei Herzl manch' „Herzel" von verschiedenen gepfefferten „Kugeln" getroffen wurde.

Lindoro hatte für einen Verliebten einen abnormen Appetit! Auf einmal erstarb ihm der Bissen im Mund, er starrte nach einem Punkte hin und rief mir dann zu: „Dort schau' hin!" — Ich sah hin und ach, was sah ich? Und ach, was sah ich! Und ach, was sah ich!?

Das „Wesen" saß an meinem Tische vis-à-vis und aß! Das „Wesen" bei „Herzl!?" Also sie ist eine Seinige! Seine Auserwählte ist auch eine sonstige Auserwählte! Das Haupthinderniß ist verschwunden! Der Haupt-Semmering ist abgegraben! Die Hoffnung baut sich neue Bahnen!

Unsere Leser werden sich in das Entzücken nicht hineinden-

ken können, wenn man entdeckt: „Meine Geliebte ist eine Jüdin!" Aber Lindoro war entzückt! Die Valuta der Liebe stieg gewaltig!

Er war ganz glücklich! Er nahm sich vor, von nun an alle Blödigkeit und Schüchternheit bei Seite zu legen und sich dem „Wesen" kühn zu nahen. „Sie „ißt" ja Fleisch von meinem Fleisch und ist ein Wesen von meinem Wesen!" rief er jubelnd aus; ich jubelte als Attaché mit, und auf den morgen darauf stattfindenden Mittagspark war die Attaque auf das geliebte „Wesen" festgesetzt.

Am andern Tage Mittags war der Park in Baden glorios, gigantesque, pyramidal, colossal! Unten Flora mit „Marillen" und „Agras," oben Aesculap mit Spinnweben und Rostflecken; rechts Kiosk mit türkischem Luftzug, links das Dodonische Spectakel mit Trombon und Baßgeige; in der Mitte Parköffnung, von hinten mit der Ansicht auf's Schwitzbad und abseits die Bretteranlage zum Schaffot für die Abendmusik. In der Mitte Bänke mit Lehnen und Strickanstalt, in der andern Mitte Bänke ohne Lehnen, in der dritten Mitte Lehnen ohne Bänke und in der vierten Mitte Bänke ohne Lehnen, wozu die Bänke fehlen. Hie und da wogte Jemand auf und ab, in den Seitengängen wimmelte manchmal ein Frauenzimmer, im Hintergrunde hörte man einzelne Schwärmer huppern, drei oder vier schöne Damen saßen in den Seitenalleen und suchten vergebens im ganzen Weltall einen Mann, auf den ihr Blick sich behaglich niedersetzen könnte, und ich schritt wie gewöhnlich quer durch die Kreuzallee auf und ab, suche, was ich nicht finde, finde, was ich nicht suche, nämlich, daß ich vergebens suche. Da kam Lindoro auf mich zugestürzt: „Dort ist es!"—„Was?"—„Nun, mein Wesen!"

Ich sah das Wesen herantreiben und sprach ihm Muth ein. Was soll ich ihr sagen? fragte er. Da kam er an den Rech-

ten! Ich speculire schon eine kleine Ewigkeit mit Nachguß darüber, was ich meinem „Wesen" sagen soll, und hab' noch kein gescheidtes Concept zusammengebracht, ich, der ich doch schon Reden gehalten habe, die in Zeitungen gedruckt worden sind!

„Lindoro," sagte ich, „wenn man nicht weiß, was man sagen soll, so läßt man nur das Herz reden, dann sagt man gewiß eine große Dummheit, und es ist nichts Schmeichelhafteres für Frauenzimmer, als wenn sie sehen, wie gescheidte Männer so ganz dumm in ihrer Gegenwart reden. Sei nur verständlich, klar! Fang' gleich mit dem Ende an: „Wesen, willst du mein Wesen werden, mach' nicht viel Wesens und sag's!"

Wir näherten uns der Holden; Lindoro schnaubte mir nach wie eine Locomotive und ich mußte Weg bahnen wie die Schneemaschine vor der Locomotive.

Ich benützte das Privilegium aller Poeten, und meines noch besonders als „Dichter loci," die Frauenzimmer eher als ein Anderer ansprechen zu dürfen, näherte mich der Schönen und begann mit einer feinen Intrada: „Mein Fräulein! Haben Sie sich gestern den Magen nicht verdorben?"—Sie lächelte!—„Mein Freund hier, Herr Lindoro (hier stelle ich ihn vor wie ein Ausrufungszeichen)—war sehr besorgt, er nimmt so viel Antheil an Ihrer werthen Person!" Lindoro wurde roth wie ein „Ribitzel" und legte den Kopf auf die linke Seite wie ein Kakadu, der den „Zuschauer" liest. Ich zwickte ihn heimlich in die Seite, damit er doch auch etwas sage; endlich begann er zu sprechen, abgebrochen wie Saidschitzer Wasser aus einem engen Plutzer, „ach, mein gnädiges —Fräulein,—wie hab' ich mich gefreut gehabt, als ich das—Vergnügen hab' gehabt zu sehen—daß Herzl—so ein Gast hat

gehabt, denn der Zweifel—den ich hab' gehabt—über die Religion, die Sie haben gehabt, ist nun endlich gelös't!"

Das schöne Mädchen, eine echte Naturwienerin, mit dem echten Wiener Dialect, wie er in Hemdärmeln auf der Zunge sitzt, erwiederte, blos an mich gerichtet: „Ja, schaun's, Herr von Xavér (Saphir), i hätt a gern einmal beim Juden gessen, aber i hab mi immer schenirt, i war froh, wie i Sie dort g'sehn hab, aber i geh nimmer hin, die Fetten! Na! das is nix!"

Ich lächelte so holdselig, wie nur wenn ich ganz vergnügt und ironisch bin, faßte ihre fleischigte Hand und sagte: „Aber, mein Fräulein, die Fetten ist lauter Gansfetten, die schad't einem gescheidten Menschen nicht!"—Sie drohte mit dem Fächer: „Na, Herr von Xavér, mit Ihnen laß i mi nit ein! Sie papierlen die Leut' schön!"

Nach einigen Minuten empfahlen wir uns und gingen aus dem Park nach Hause. „Lindoro!" sagte ich, „das ist traurig, sie ist doch keine Jüdin!" Lindoro sah aus wie ein Schauspieler, der gerufen wird, voll Freude kömmt und—ausgezischt wird!

Er schüttelte das Haupt und sagte leise vor sich hin: „Wer hätte das dem Wesen angesehen!"

Die Moral dieser Novelle ist vielfach! Erstens ist aus ihr zu ersehen, daß man bei Herzl essen kann und doch keine Jüdin ist; zweitens kann man aus ihr lernen, daß man kein „Wesen" lieben soll, bevor man weiß, welchen Dialect das „Wesen" spricht; drittens kann man aus ihr lernen, daß man „die Leut' nie papierlen" soll, sonst lassen sich die „Wesen" nicht mit Einem ein; viertens kann man aus ihr lernen, daß man niemals einen Zeitungsschreiber zum „Vertrauten" nehmen soll, denn sie lassen Alles gleich drucken, wie Figura zeigt.

Wiener Blätter aus dem Album einer Wanderheuschrecke.

1.

Einleitung.

„Alles wiederholt sich im Leben!“ jährlich oder in längern oder kürzern Zeiträumen: Der „Halley'sche Comet“ und die „Pränumerationsanzeigen,“ der „ewige Frieden“ und die „Papiergeld-Fabrikation,“ die „Naturforscher-Gesellschaften“ und die „Faschingskrapfen,“ die „Cotta'schen Goethe- und Schiller-Ausgaben,“ und die „Geburtstage großer Dichter,“ die „Erdbeben in Calabrien“ und „Ferdinand Cortez,“ die „Waldbrände“ und die „Dorfgeschichten,“ die „schwedischen Nachtigallen“ und die „spanischen Fliegen,“ die „politischen Fragen“ und der „Zauberschleier,“ der „Actienschwindel“ und die „Maculaturfrage,“ die „Fabeln von neuen deutschen Opern“ und die „Gelegenheitsgedichte,“ die „Sprachnotizen“ und die „zersprungenen Dampfkessel,“ die „Höllenmaschinen“ und die „Zündhölzchen,“ die „Seeschlangen“ und die „Journal-Enten,“ die „Pompadours“ und die „Wanderheuschrecken“ u.s.w.

Der „Halley'sche Comet“ wiederholt sich zwar nicht so oft als „Wastl“ in der Josephstadt, er wiederholt sich alle 76 Jahre; wer zu seinem Wiederkehren im Jahre 1911 einen Sperrsitz will, kann sich vielleicht bei einem Theaterdirector des 2000. Jahrhunderts einen bestellen; die Cotta'schen Goethe- und Schiller-Ausgaben wiederholen sich von sechs zu sechs Jahren und werden immer schöner; die „Waldbrände“ erscheinen von acht zu zehn und zwölf Jahren; die

„Heuschrecken“ erschienen zuerst, als Moses in dem berühmten „Pharao-Spiel“ ein “tout-va!” auf den „König“ setzte und dieser den „Abzug“ verweigerte; das waren die ersten „Wanderheuschrecken,“ denn als Pharao sie sah, versprach er, die Juden, deren er so viel hatte, als Heuschrecken, wandern zu lassen. Daß Pharao sein Versprechen nicht hielt, dafür können die Heuschrecken nichts, die's gut gemeint haben. Seit damals hörte man nichts von den Heuschrecken, bis im Jahre 1750, wo sie in Deutschland erschienen.

Im Jahre 1846 verfinsterte sich in der Moldau und Wallachei plötzlich die Luft, so daß sie so finster war wie die Erde, und diese Barbaren, die schon längst ein Auge auf die Donaufürstenthümer geworfen hatten, ließen sich daselbst nieder, und man zweifelt daran, die Donaufürstenthümer je wieder von diesen asiatischen länderstrichfressenden Eindringlingen befreien zu können. Die Besorgniß, daß diese asiatischen Wanderheuschrecken, wenn sie einmal in der Moldau und Wallachei festen Fuß gefaßt haben, bald ganz Pannonien und dann ganz Deutschland überfluthen werden, muß sich Jedem, der die Natur dieser Insectengattung kennt, auf den ersten Blick aufdringen. Jedoch wir haben hier nicht von allen Heuschrecken, sondern nur von einer zu reden und zu erzählen, und zwar Folgendes:

2.

Anknüpfendes.

Wer von Baden (bei Wien) nach Döbling gehen will, der thut am besten, er geht erst nach Wien und bleibt dann in Wien.

Ich war schon seit fünf bis sechs Jahren nicht in Döbling, und das liebevolle Andenken, welches die Döblinger mir aufbewahrten, zeigte sich mir sogleich, als ich jetzt wieder einmal

nach Döbling kam: sie ließen Alles beim Alten—ganz so, wie ich es verließ! Derselbe holprige Weg von Wien hinaus, die Löcher nicht gestopft, die Beulen nicht mit der Messerklinge niedergedrückt, die Steine des Anstoßes nicht voreilig weggeräumt, der Staub, aus dem die Sonnenstrahlen ihren Sommer-Muff machen, nicht durch erkältende Wasser-Demonstrationen niedergeschlagen, die „Gesellschaftswagen" nicht von der Pest der Neuerung heimgesucht; jede Straße der lebendige Ausdruck der Moral: „Dem Reinen ist Alles rein;" die Stadtpflasterung durchaus aus Geisküger!-Asphalt primo cartello, aus tragbarem, portativem Natur-Asphalt; in diesem modernen animalisch-purgativen Pflaster sieht man die frischen Spuren des Goethe'schen Spruches: „Getretener Quark wird breit, nicht stark!" Mir aber wahrscheinlich zu Ehren lag in der Herrenstraße, um die Ecke vom Theater, gerade heute der usus fructus eines ganzen Ochsen- und Pferdestalles verschwenderisch über dem ganzen Antlitze der Straße, so daß weder ein Fußgeher, noch ein Wagen diese Kuhmist-Termopylen passiren konnte, ohne eine Quadratklafter von diesem Döblinger Privatstraßenpflaster an den Stiefeln mitzunehmen und dann vielleicht als ein lebendiges Düngungsmittel angesehen zu werden. Ich freute mich über die individuelle Freiheit der Döblinger, durch welche Jeder nach Belieben vor seinem Hause eine Düngungs-Generalprobe ablegen kann, ohne für diesen Stadtberäucherungs-luxus von der localen Verschönerungscommission eine Vergütung zu verlangen.

Ein Journalist aber läßt sich von einem, eine Klafter breiten und mehrere Klafter langen Döblinger kuhwarmen Privatpflaster nicht abhalten; er schreitet durch dick und dünn, durch trocken und naß, und so schritt ich kühn wie Abd-el-Kader über die allgemeine Geisküger!-Pflasterung und über

den speciellen Naturteppich von Thieren höherer Ordnung fort, und wenn auch bei jedem Schritte, den ich vorwärts machte, mein Stiefel laut ausrief: "Semper aliquid hæret," so dankte ich doch dem lieben Himmel, daß er den Menschen blos "à l'usage de Döbling" so vorsichtig mit zwei Füßen und blos einer Nase erschaffen hat. Denn hätte ich bei diesem Durchzug durch das Interims-Pflaster der „Herrengasse" in Döbling nur einen Fuß und zwei Nasen gehabt, so wäre ich in einer verzweiflungsvollen Situation gewesen! Passons là-dessus!

Einige schöne Frauen, die ich in Döbling besuchen wollte, waren, als ob sie meinen Besuch geahnt hätten, gerade an demselben Morgen nach der Stadt gezogen.

Ich besuchte die Zinner'sche Besitzung und deren hängende Gärten, von denen ich so viel Schönes hörte und fand alle meine Erwartungen weit übertroffen. Ich hätte nie geglaubt, in Döbling ein solches so hineingeschneites Stück lebendiger Romantik, so ein eingelegtes kleines Zaubereiland zu finden. Der Zinner'sche Garten bildet eine der schönsten und reizendsten Anlagen, die man sich denken kann. Er erstreckt sich weit bis nach Unterdöbling, besonders sind der Parktheil im untern Garten, der Teich und die üppigen Baum- und Schattenpartien unvergleichlich erquickend und wohlthuend. Von dem großen und comfortablen Hause des Herrn Zinner genießt man vielleicht die allerschönste Rund- und Fernsicht um ganz Wien. Man übersieht von den höhern Stockwerken die Stadt Wien, die Ebenen nach Pannonien bis nach Hainburg, dann die Brigittenau und die Donaugegend gegen Nußdorf, den „Kahlenberg," den „Kobenzl," den „Himmel" und das ganze amphitheatralische Gebirge von dieser Seite, so wie von der andern Seite auch die „Brühl," den „Husarentempel" u.s.w. Der Blick schwelgt in diesem

unvergleichlichen Zusammenfall so abwechselnder Ansichten und reizender Punkte.

Ich ruhte einen Augenblick lang allein aus im untern Theile des Gartens und weidete mich an dem Anblicke einer seltenen riesigen „türkischen Pappel," die wie ein Strebepfeiler aus Jaspis in die klare Azurbläue hineinragte.

In diesem Augenblicke der Meditation hörte ich ein absonderliches Geräusch, ein Schwirren in der Luft und vor mir fiel eine einzelne „Wanderheuschrecke" nieder.

8.

Die Wanderheuschrecke fällt dem Redacteur des „Humoristen" auf die Nase, macht sich da breit und bietet sich ihm als Mitarbeiter an.

Ich habe in Döbling folgende liberale Idee gehabt:— „Wie? hier inmitten dieses so loyal-lieblichen Gartens, inmitten dieser Nuß-, Pflaumen-, Aprikosen-, Feigen- und Pfirsichbäume, welche alle in loyaler Gesinnung jedes Jahr dem Garteninhaber ihre Früchte in den Schooß werfen und dennoch immer wieder neu blühen,—also, ich hatte inmitten dieses Gartens die liberale Idee, daß es ein Wunder ist, eine „Pappel" so ungehemmt sich und ihre Blätter in die Höhe, ins Reich des Lichtes treiben zu sehen."

Als ich also so über die „türkische Pappel" nachdachte und zum Himmel emporsah, trug ich meine Nase hoch. Hier kann ich nicht umhin, eine Reflexion anzuknüpfen, nämlich die: „Das Gute führt zum Bösen und das Böse führt zum Guten." Es ist gewiß gut, zum Himmel emporzusehen, allein, das ist unmöglich, ohne daß man dabei die Nase hoch trägt; dann wieder: es ist gewiß abscheulich, wenn man die Nase hoch trägt, allein es führt zum Guten, denn man kann die Nase unmöglich recht hoch tragen, ohne dabei nach dem Himmel zu sehen. Das ist das große Nasen- und

Himmel-Dilemma, in welchem sich das Böse und Gute zirkelförmig abrunden, und wo im Schlangenzirkel der Mund des Guten stets den Schwanz des Bösen beißt!

Nur ausgezeichneten Individuen ist gegeben, daß sie die Nase ungemein hoch tragen und dabei doch nie nach dem Himmel sehen; das ist eine Gabe der Bevorzugten, zu der sich die gemeineren Lebendigen nicht zu erheben vermögen.

Ich trug also, als ich zu der hohen Pappel hinaufsah, meine Nase sehr hoch, so hoch, daß sie in einem Niveau mit der „hohen Warte“ und eben so flach abgedacht da lag. Es ist aber natürlich, daß denjenigen, welche die Nase recht hoch tragen, viel Dinge eher auf die Nase fallen, als andern Leuten oder Menschen oder Unbetitelten.

Als ich so meine Nase hinauf in den Aether steckte, fühlte ich auf einmal ein Wesen auf meiner Nase auf- und abgehen. Leser, die mich kennen, wissen, und die mich nicht kennen, erfahren es jetzt, daß ich eine ganz schauderhafte Nase habe, eine Nase, deren Cubikwurzel auszuziehen nicht leicht wäre; eine Nase, die den Pythagoräi'schen Lehrsatz über den Haufen wirft, denn wenn man auf der Hypothenuse derselben ein Quadrat aufführen würde, würde es nicht die beiden Quadrate ihrer Katheten in sich fassen. Diese meine Nase ist in dem deutschen Parnasse wohlbekannt, denn die meisten meiner literarischen Gegner stützten das Gebäude ihrer Polemik auf die soliden Piloten dieser Nase, und auch mehrere „Pintscherln“ und „Möpse“ der Wiener Journalistik fuhren, so wie alle Hunde gleich nach der Nase fahren, auch gegen diese meine Nasum proprium los. Achilles war blos an der Ferse verwundbar, weil seine Mutter, als sie ihn im Styx badete, ihn bei der Ferse hielt und an diesen Punkt das Wasser nicht hindrang. Neben diese „Achilles-Ferse“ kommt die „Saphir-Nase;“ als ich in dem Styx gebadet wurde, faßte mich die

Badefrau bei der Nase und das ist nun meine verwundbarste Seite!

Meine Nase hielt mit meiner Bildung gleichen Schritt! Von Geburt aus hatte ich eigentlich eine „Adler-Nase,“ denn der Adler ist das Symbol des Orients; — als ich mich dem Kaufmannsstande widmen sollte, bildete sich mein honestamentum faciei zur „Habichts-Nase“ aus; darauf echappirte ich zur Schule und als ich anfing “mensa—mensæ” zu decliniren, schattirte sie sich zur „römischen Nase;“ bald darauf, als ich den „Plutarch“ zu lesen begann, schuf sie sich zur „griechischen Nase“ um; endlich ging ich nach Deutschland und meine Nase ging nun damit um, eine „deutsche Nase“ zu werden. Allein, da standen die „Wanderer“ am Berge! Es lagen vor meiner Nase bei vierzigerlei deutsche Nasen! Welche ist die echte?

„Welches ist der echten deutschen Nase Vaterland?“

Nicht alle deutschen Stämme haben gleiche Nasen, nicht alle gleiche Kraft und Ausdauer im „Siesichdrehenlassen,“ im „Sichwasaufsiebindenlassen“ u.s.w. Der Hamburger hat eine andere Nase als der Bremer und Lübecker und die weiland „Hanse-Nase“ ist keine gleichförmige mehr. Der Preuße hat eine feinere Nase als der Hesse u.s.w.

Meine Nase mußte also zwischen vierzig National-Nasen wählen. Ich erbat mir daher drei Tage Zeit, um im Teutoburgerwalde darüber nachzudenken. Da legte ich mich drei Tage auf die Nase und rief Hermann und Thusnelda an, mir zu sagen, mit welcher Nase man in Deutschland am deutschesten ist, ob mit einer langen Nase, um immer damit abzuziehen, ob mit einer stumpfen, weil der Deutsche auf Alles erst mit der Nase gestoßen werden muß, oder ob mit gar keiner, weil der Deutsche sein Leben von Gott und seine Nase

von der Obrigkeit bezieht. Als ich so drei lange Tage in tiefem Nachdenken auf der Nase lag und weder Hermann noch Thusnelda mir rathen wollten, stand ich auf und es geschah mir, was den Deutschen oft geschieht, die Sache machte sich von selbst; von dem Dreitageaufdernaseliegen bekam meine Nase ihren Nationaltypus von selbst: sie wurde eine derbe „plattdeutsche Nase!" Jetzt reut mich das Ding aber, denn jetzt weiß ich, daß die Deutschen gar keine Nase haben!

Ja, meine lieben Deutschen, Sie haben ganz und gar keine Nasen, denn die Deutschen haben nichts als das, was im Brockhaus'schen „Conversations-Lexicon" steht. Nach dem Brockhaus'schen „Conversations-Lexicon" aber hat der Mensch gar keine Nase, denn wenn man da den Artikel „Nase" sieht, so heißt's: „siehe Geruch." Also der Mensch hat im Gesichte zwei Augen, zwei Wangen, zwei Lippen und einen „Geruch!" Der Mensch kann haben: einen „römischen Geruch," einen „griechischen Geruch" u.s.w. Wenn aber der Mensch einen Stockschnupfen hat, so hat er auch keine Nase, er schreibt seinem Doctor: „Liebster! Seit drei Tagen hab' ich durchaus nicht die mindeste Nase!"

Hier mache ich einen Sprung zurück von dem Brockhaus'schen Geruche zu meiner Nase und finde da noch die „Wanderheuschrecke," wie sie auf der Platform derselben herumwandelt und den Boden sondirt, auf dem sie Posto faßte.

Ich war bestürzt, verdutzt, verblüfft! Ich dachte vergebens nach, was das für ein Wesen sein konnte! Sollte es etwa ein Courier der „Naturforschergesellschaft" sein, die schon gar keinen andern Ort für ihre Zusammenkünfte wissen? Ist es vielleicht die Königin Pomare, die auf meiner Nase die Beendigung ihrer Reichsfrage abwarten will? Ist's vielleicht ein Wiener „Wohlthätigkeits-Professionist,"

der meine Nase für einen Bahnhof ansieht und auf ihr ein „Fest“ arrangiren will? Ist's etwa ein Luftfahrer, der mit seinem Ballon auf meiner Nase niederging? Ist's vielleicht ein Theaterdirector, der auf meiner Nase ein „lebendiges Theater“ für ein funkelnagelneues Heldenstück errichten will? Ist es eine Tänzerin, die meine Nase für das holperige Podium des Kärnthnerthortheaters ansieht?

Ich konnte zu keiner Gewißheit kommen und beschloß also, mich in die Sache einzumischen. Ich hoffe, die Ultra-Blätter werden mir erlauben, da zu interveniren, wo man schon anfängt, mir auf der Nase herumzugehen und den Platz meiner eigenen Nase mit meinen Fingern zu besetzen.

Ich ließ also meine rechte Hand in das Gebiet meiner Nase einrücken und meine fünf Finger umzingelten die unbekannte Macht, die mir auf der Nase herumtanzen wollte. Ich sagte: „Willst du tanzen? Bon, ich aber will wenigstens die Musik dazu machen.“ Das fremde Wesen flatterte lange hin und her, wollte sich nicht fügen; aber ich bestand auf meinem guten Recht, faßte das fremde Wesen mit muthigen Fingern, führte es mir sachte unter die Augen und fand, daß es eine „Wanderheuschrecke“ war.

Ich sah diese Gestalt lange verwundert an, sie aber sagte leutselig: "Ce n'est qu'une calamité de plus!"

Ich fragte sie um ihren Paß, um ihre Papiere, um ihre Reisezwecke, ob sie Subsistenzmittel habe, an wen sie in Wien empfohlen ist, wie lange sie da zu bleiben gedenke, ob sie allein kömmt oder mit Gefolge, ob sie ledig ist, verheirathet oder Wittwe, und andere Fragen mehr, zu denen mancher Mensch in manchen Augenblicken seines Lebens dem eben Angekommenen gegenüber berechtigt zu sein glaubt. Nachdem die Wanderheuschrecke mir alle diese Fragen so zu meiner Zufriedenheit beantwortet hatte, wie sie im Grunde kein ehrlicher

Mensch der Welt zu beantworten im Stande ist, fragte ich sie, ob sie mich persönlich kenne und was sie in Wien denn eigentlich wolle?

„Wie sollte ich Sie nicht kennen?“ répondit Madame la sauterelle, „Sie, den ersten Humoristen, der seit 14 Jahren alle Tage seine Leser mit Humor speis't und dennoch noch ein Humorist ist, und zwar blos deshalb, weil der Humor ihm so geschwind nachwächst, wie die jungen Kinder den alten Ehemännern. In der ganzen Wüste Arabiens liest man nur Ihr Blatt und erst neulich hat die interessante Novität Ihres „Wochen-Couriers,“ daß ein gewisser Schauspieler im Theater an der Wien auftreten wird, eine solche Sensation unter der gebildeten Heuschreckenwelt hervorgebracht, daß ganze Wanderzüge beschlossen, über Constantinopel und Döbling ins Theater an der Wien zu ziehen. Unter diesem „Heuschreckenzuge“ befinden sich 262,000 Tenoristen und Tenoristinnen, so wie 2,864,000 Bassisten und Bassistinnen, die alle nicht auf allen Vieren, aber auf allen Sechsen im Theater gastiren.

„Aber,“ so fragte ich, „was spielen denn Sie für ein Instrument?“

„Ich spiele gar kein Instrument, aber doch vermehre ich mich wie die Clavierspieler, mache „Sprünge“ wie ein Violinspieler und brauche die Füße zu meinem Fortkommen wie Violoncellospieler.“

„Allein, warum kommen Sie nach Wien und gehen nicht lieber nach Paris?“

„O nein, nach Paris ziehen wir „Heuschreckenzüge“ nicht; in Paris haben sie das probate Mittel uns zu vertreiben, sie ernennen einen gewissen Musiker zum „General-Capellmeister der Heuschrecken-Vertreibungscapelle,“ er zieht gegen uns und wir jagen von dannen. Dann ist uns auch

Wien weit lieber, der Grammatik halber; wir sind nämlich unter uns noch nicht einig: sagt man „die Heuschrecke“ oder „der Heuschreck;“ in Wien aber, wo man eben so gut sagt: „Der Butter“ als „die Butter,“ da genirt uns dieser Scrupel nicht.“

Ich dachte darüber nach, daß in unserer Zeit auch schon die Heuschrecken geistreich sind und ich muß gestehen, daß der Gedanke der „Heuschrecken,“ auf der Bühne zu gastiren, a priori sehr geistreich ist; denn so eine „Heuschrecke“ ist ein Tausendkünstler und für die mannigfachen Branchen eines solchen Kunstinstitutes wie vom Himmel berufen.—Zuerst gastirt sie als „afrikanische Nachtigall.“ Wenn aber die Oper schachmatt ist, kann dieselbe Heuschrecke unter dem ihr ebenfalls eigenen Namen „Springhahn“ im ernsten, blutsaugenden Drama auftreten. Ist das blutsaugende, haarraufende, coulissenlaufende, rhinozerosschnaufende Drama auch caput, dann debutirt dieselbe Heuschrecke als „Heupferd“ im großen animalischen Roß-Trauerspiele. Ist's auch mit dem „Roß-Trauerspiele,“ so wie man sagt, „pfutsch,“ dann kann noch immer dieselbe Künstler-Individualität in den „großen, hopsenden Sprung- und Kraftdarstellungen“ unter den ihr gleichfalls zukommenden Namen: „Kohl-Springer“ oder „Spingstappel“ auftreten, und auf diese Art kann eine Heuschrecke in jedem „Omnibus-Theater“ mit Nutzen verwendet werden; wenn auch nicht mit Nutzen für die Anstalt, doch mit Nutzen für sich selbst.

Da ich sah, daß die Heuschrecken solchen durchdringenden Verstand besitzen, war ich gar nicht abgeneigt, diese mir aus den Wolken auf die Nase gefallene Mitarbeiterin für mein Blatt zu engagiren, aber blos als „supernumerärer Mitarbeiter“ oder „Practicant der Referentologie,“ als wahrhafter „Galoppin,“ die stets auf den Beinen ist, von Gras lebt

stets bereit ist zu gehorchen, wenn man ihr sagt: Machen Sie schnell einen Sprung da- oder dorthin.

Ich wurde also bald über die Bedingungen mit ihr einig. Ich machte ihr eben dieselben Bedingungen, wie so manche Wiener Blätter. Sie erhält von der Redaction Nichts, in ihr selbst gefälligen Raten abzuholen.—Versprochen wird ihr Alles, was sie sich selbst aufschnappt; dafür steht ihr frei, so viel Sprachfehler mitzubringen, als sie nur will.—Sie kann lügen, bis sie schwarz wird, dann aber muß der Redacteur sie waschen.—Sie kann ihr Freibillet verkaufen und auf ihr Gesicht ins Theater gehen.—Endlich wird es die Mission dieser „Wanderheuschrecke“ sein, ihrem Naturell gemäß, alle Felder der Kritik, die schon von andern stehenden Referenten besucht und bearbeitet worden sind, noch einmal nachzumähen und nach ihrer eigenthümlichen scharfabschneidenden Weise zu verarbeiten, so daß sie eigentlich kein einziges Feld und doch wieder alle ihr nennen kann. Der Contract wurde aufgesetzt, so ehrlich und offen, so bindend, so redlich an Gesinnung, so ohne allen schändlichen Hinterhalt, wie nur immer ein Theaterdirector mit irgend einem Stellvertreter abschließt und die Heuschrecke war ein "Collaborateur du célèbre Journal l'Humoriste."

4.

Die Heuschrecke wird im Bureau des Humoristen placirt. Letztes Stationsblatt und was sie dem „Anti-Thierquälerei-Vereine“ für Vorschläge zur Güte macht.

Am Tage darauf, als die Heuschrecke "nouvellement débarqué" vierundzwanzig Stunden gefastet hatte, als sie durch einen Sperrsitz zu „Steffen Langer“ mürb gemacht wurde, also ganz das abgemagerte Ansehen eines „Wiener

Journalisten" hatte, führte ich sie in das Bureau des „Humoristen," wo ich ihr ein kleines „Trousseau" bereitet hatte. Zuerst glaubten meine Bureaubewohner, die Heuschrecke wolle pränumeriren, waren also sehr artig und fragten sie: „Auf ein ganzes oder auf ein halbes Jahr?" — Die Heuschrecke glaubte, man frage sie, ob sie das Honorar auf ein halbes oder ganzes Jahr voraus wollte, und sagte: „Auf ein Jahr." Darauf wurde sie gefragt, ob sie als „Prämie" auch noch ein „Vierteljahr vom vorigen Jahre" haben wollte; die Heuschrecke glaubte noch immer, es handle sich um's Honorar, und war von dem Anerbieten, ein Vierteljahr vom vorigen zu honoriren, äußerst freudig angeregt.

Ich, der ich das Gras wachsen höre, wenn ich meine Augengläser aufsetze, merkte das Quiproquo sogleich und bot meine Vermittlung zur Ausgleichung dieser Mißverständnisse an, welches freundlich angenommen wurde, worauf Alles so verblieb, wie es war, d. h. auf der einen Seite wurde nichts gegeben, wofür auf der andern Seite nichts genommen wurde.

Es handelte sich um einen bequemen Platz in meinem Bureau, wo die Heuschrecke, ihres weiblichen Geschlechtes unbeachtet, ruhig sitzen, oder sitzen und ruhen könnte, ohne von dem ruhigen Sitzen der Anderen molestirt zu werden.

Es war gerade noch ein Winkel zwischen dem Repositorium der alten Journale und dem der unbrauchbaren Manuscripte frei, und dieser poetry corner wurde der debutirenden Heuschrecke eingeräumt.

Das Bureaupersonel des „Humoristen" hatte seine schönsten Schreibfedern angezogen, stand schwarz gewaschen in Reihe und Glied, mit Ober- und Unter-Rothstiften bewaffnet, und mein Bureauchef hielt folgende kleine Anrede an die Neuangekommene:

„Madame! Sie betreten heute zum ersten Male dieses

Redactionsbureau, bis heute „von dem Laster **nicht betreten**, von der Unschuld nur bewohnt." Sie treten **aus der vollen** asiatischen Barbarei plötzlich in die Mitte der **höchsten europäischen** Civilisation, Tuchlauben, Nr. 439, **zweite Stiege**, zweiter Stock, Thüre links. Sie treten aus der **ungebundenen** Wildheit eines nomadischen Wanderlebens **plötzlich in den** Kreis der sittlichen Gebundenheit, in den abgemessenen *Kreis* geselliger Tugenden, kurz, in den Kreis von „Theater-recensenten" und „Novitätensammlern," *den* zartesten Wesen, welche durch Columbus zuerst von Europa nach Amerika gebracht wurden."

„Hier, Madame, hier hört der Mensch auf, Mensch zu sein, hier fängt er an, ein höheres Wesen zu werden, hier wird er Richter der Menschen aller Stände: die Könige in den Trauerspielen, sowie die Banquiers in den Lustspielen; die Fürstinnen in den Dramen, sowie die Stubenmädchen in den Localpossen; die Christen in den „Kreuzfahrern," die Türken in „Zriny" und die Juden in „Nathan," Alle, Alle werden hier gerichtet, ganz unparteiisch, wenn sie so dumm sind, sich keine Partei zu machen. Hier schweigen alle Leidenschaften, hier schlägt keine fühlende Brust; hier vernimmt man mit gleicher Ruhe den Erfolg, sowie den Durchfall einer Sängerin; hier betrübt man sich so wenig darüber, daß die und die Oper an der Wien durchgefallen ist, als man sich darüber freut, daß dieselbe Oper im Kärnthnerthortheater gut ausgefallen ist; hier macht es eben so wenig Schmerz, wenn wegen plötzlicher Unpäßlichkeit ein Stück von Iffland nicht gegeben werden kann, als es Freude verursacht, wenn „Guten Morgen, Herr Fischer!" unterbrochen wird; hier weint man so wenig darüber, daß ein „Stanzchen" aus dem „Generalbasse" eine Corporal-Composition zusammenzappelt; kurz:

„Hier in diesen heiligen Hallen
Kennt man die „Empfindung“ nicht,
„Gefallen“ oder nicht „gefallen,“
Hier geht die „Tugend“ zu Gericht!“

Die arme Heuschrecke, in Europa noch ganz unbekannt, die noch alle Reden, Adressen, Dankadressen u.s.w. für wahre und baare Münze nahm, war bis zur Thräne gerührt, und versprach auch ganz unparteiisch zu sein, welches wir ihr, da sie gar keine Hände zum Nehmen hat, auch gerne glaubten.

Sie nahm ihren Platz ein, wurde in einen grauen Schreibe-Aermel eingewickelt, ein Krug Tinte, ein Laib trockenes Papier und ein Bündel Federn wurde ihr hingelegt, und also ausgerüstet, hatte sie Alles, was nöthig ist, um eine glorreiche Zukunft zu erringen.

Als sie sich an ihrem Pulte einheimelte, fielen einige Blätter aus ihrem Reisealbum. Es waren abgerissene „Reisegedanken,“ „Reflexionen“ und Notizen über den „Anti-Thierquälereiverein.“ Hier einige Proben:

Konstantinopel, 19. Juni. Türken, nichts als Türken.

Ditto, 20. Juli. Noch immer nichts als Türken. Es geht doch ziemlich langsam mit dem Fortschritte.

Ditto, 29. Juli. Aha! auch Türkinnen! 200 auf's Stück Türken. Auch Pferde- und Sclavenmarkt; das versteh' ich nicht—werde den Fürst Pückler-Muskau fragen.

Moldau. Den Tag kann ich nicht bestimmen; es gibt Länder, die gar kein Datum haben. Keine Quarantaine! Der Verkehr würde leiden, besser eine Million Menschen, als eine Million Gulden verloren. Die Menschen ersetzen sich von selbst, aber die Gulden? Das ist „unser Verkehr!“

Siebenbürgen, im August. So sind die Menschen! Sie kehren unsere Jungen zusammen, stecken sie in Sack und lassen sich dafür bezahlen. Civilisation! Die Ernte ist vorbei! was sollen wir machen?

Ungarn, 1. September. Ich habe mich von dem Heuschreckenzug getrennt! „In Zeit der Noth,“ sagt Tell, „ist man allein am stärksten.“ Ich fühle etwas von seinem Muthe in mir, Götter, leiht mir sein Glück.

Gegend bei Lilienfeld. Heute habe ich einem kleinen Ball beigewohnt, den ein Beförderer des „Anti-Thierquälereivereins“ seinen Landnachbarn gab. Ich habe mich in der Küche niedergelassen, um zu sehen, wie die *armen*, zum Gegessenwerden bestimmten Geschöpfe auf die menschlichste, zarteste Weise zubereitet werden, und ich muß gestehen, ich wurde gerührt.

Ein Karpfe lag da, in der Blüthe seines Daseins, die Köchin ging hin zu ihm, bereitete ihn auf seinen Tod vor, gab ihm ein Viertelstündchen Zeit, sich auf die Ewigkeit vorzubereiten, dann nahm die Köchin eine Harfe und sang einige Lieder, die den Karpfen in einen süßen Schlaf lullten, dann wurde der Karpfe bei Kohlendampf allmählig erstickt, nachher erst wurde er geschnitten in die Pfanne gegeben; die Zwiebeln aber kamen erst viel später in die Pfanne, denn man sagt, die Todten bewahrten noch einige Zeit nach dem Tode den Geruchssinn.

Eine Schüssel Krebse, die nachher kam, wurde von der Köchin ebenfalls auf das Humanste bereitet. Sie hatte nämlich einen „Schwefeläther-Apparat,“ mit welchem sie jeden Krebs besonders narcotisirte, bis sie zuerst das Empfindungsvermögen und dann das Bewußtsein verloren hatten, dann erst, als die Narcose vollendet war, wurden sie in's heiße Wasser gegeben.

Begieriger war ich, was mit einigen jungen Hühnern geschehen sollte, die mit aller Naivetät der kindlichen Unschuld der abschlachtenden Magd in das hühnerblutdürstige Auge sahen. Allein die abschlachtende Magd war ebenfalls Mit-

glied des Vereines, und besaß eine eigene „menschenfreund-liche Hühnerschlachtungs-Vorrichtnng,“ sie las nämlich den jungen Hühnern die Geschichte aller Märtyrer vor, die sich zum Besten der Menschheit geopfert hatten, die gekocht, ge-sotten, gespießt, gebraten, in Stücke gehauen wurden. Die jungen, leicht zu exaltirenden Hühner wurden begeistert, ihre Brust hob sich, ihre Augen funkelten, eine überlichte Exal-tation durchströmte sie, sie stürzten sich von selbst in den sie-denden Topf, und riefen in wonniger Begeisterung aus: „Für die Menschheit und für den Anti-Thier-quälereiverein!“

Schwerer schien mir der Stand zu sein, den man mit einem alten, tüchtigen, lebensfrohen „steyrischen Ka-paun“ haben sollte, um ihn sanft, ohne Schmerzen und gefühlvoll in den Zustand des „Braun- und Mürb-Gebratenseins“ zu versetzen. Allein der Mensch ist er-finderisch, und am erfinderischsten im Dienste der Menschheit. Die Köchin nämlich redete dem „steyrischen Kapaun“ ein, er habe eine Stimme wie Veluti oder Siboni, und würde ein vortrefflicher Opernsänger. Sie studirte mit ihm die Rolle des „Edgardo“ in der “Lucia di Lamermoor” ein, und wußte seine Künstlerehre, seine künstlerische Begeisterung so zu entflammen, daß der „steyrische Kapaun,“ als er die Schlußarie, nach welcher er sich selbst ersticht, mit flammender Exaltation sang, bei den Worten: “Voglio morir! Voglio morir!” wie Edgardo sich selbst den Bratspieß durch die Brust rannte, und so in Seligkeit das Zeitliche mit dem Bratspieß vertauschte.

Ich war nun überzeugt, daß bei einem solchen Höhengrade von Philanthropie man in Europa mit den Thieren zärtlicher umgeht, als mit den Menschen! In Europa bekümmern sich die Menschen darum, daß die Kälber auf dem Transpor-

die Köpfe nicht hängen lassen sollen; aber wer bekümmert sich um die Menschen, welche die Köpfe hängen lassen? Man bekümmert sich, daß einem Karrengaul nicht zu viel Last aufgebürdet wird; aber wer bekümmert sich darum, ob einem Taglöhner, einem Bedienten, einem Stubenmädchen u. s. w. zu viel aufgebürdet wird? Sie wollen Gesetze haben, daß kein Kutscher sein Pferd zu viel prügle, aber sie haben keine Gesetze, daß ein tyrannischer Vater seine Kinder nicht thierisch prügle, mißhandle, verkrüppele, wie Thiere an den Karren und an das Triebrad spanne; sie wollen nicht, daß die Menschen die Ochsen vor den Kopf schlagen sollen, aber daß die Ochsen den Menschen alle Augenblicke vor den Kopf schlagen, darum bekümmert sich Niemand!

Also werden die Thiere in Manchem mehr berücksichtiget, als die Menschen, so werden wir armen wandernden Heuschrecken auch Mitleid und Menschlichkeit finden. Ich setzte mich also mit dem Anti-Thierquälerei-Vereinsmitglied in Verbindung, um mit ihm über das Schicksal der „Wanderheuschrecken" zu unterhandeln, wenn sie in Schaaren ankommen sollten, und es wurde unter uns Folgendes stipulirt:

„Philanthropischer Vertrag zwischen dem Anti-Thierquälerei-Vereine und den Wanderheuschrecken."

1. Die Wanderheuschrecken verpflichten sich, auf ihren Zügen Alles, was unter dem Namen „Thier" oder „Vieh" dem Vereine theuer ist, zu schonen, und sich mit seinen Qualen blos an die Menschen zu wenden.

2. Den Feldratten, den Dohlen, den Iltissen, die der jungen Heuschreckenbrut nachsetzen, nicht mit Strenge entgegenzutreten, ihr Blut nicht zu vergießen, sondern sie mit moralischen Worten, mit erbaulichen Vorstellungen von ihrem gräulichen Vorhaben abzubringen.

3. Verpflichten sich die Wanderheuschrecken Alle für Eine und Eine für Alle, auf den Feldern, Wäldern, Aeckern und Wiesen, die sie verheeren, alle Insecten zu verschonen, sie menschlich zu behandeln, und ihre persönliche Freiheit nicht zu gefährden.

Dafür verpflichtet sich

4. Der „Anti-Thierquälereiverein," die Heuschrecken mit Humanität zu vertilgen, und sie auf das Lieblichste und Freundlichste auszurotten; nicht auf Ein Mal, sondern nach und nach, nicht im Bösen, sondern im Guten, nicht in Schmerzen, sondern in einem wohlthuenden Gefühle der Behaglichkeit.

5. Es wird also dem „Heuschreckenzug" nicht mit lärmender Musik, mit Pauken und Trompeten, oder gar mit dem „Tamtam" entgegengezogen, wie in einer Festoper, sondern jede „Heuschrecke" wird einzeln hergenommen, und durch irgend eine moderne Composition, durch eine Arie, durch ein Duo u.s.w. verjagt. Es wird nach der Individualität der Heuschrecken gehandelt, die eine wird durch Clavierpauken, die andere durch Katzendarmstrich, die dritte durch Harfengezupf u. s. w. so lange amusiert, bis sie sich auf ewig empfiehlt.

6. Die ganz jungen, also schon europäischen jungen Heuschreckchen werden in eine eigene

„Klein-Heuschrecken-Bewahranstalt"

gegeben, bis sie durch Erziehung und sittliche Bildung ihre Heuschreckennatur abgelegt und wie alle Europäer nicht mehr von Pflanzen, sondern Einer vom Andern leben.

7. Die „Eier" der Heuschrecken werden gesammelt, auf die Seilerstätte gebracht und dort zum Besten irgend einer wohlthätigen Anstalt dem Dutzend nach verkauft.

8. Bevor die „Wanderheuschrecken“ ihren Zug fortsetzen und uns verlassen, wird ein

„großes Abschiedsconcert zum Besten derjenigen, die es arrangiren,“

veranstaltet. Eine Hälfte geht auf die Unkosten auf, die andere Hälfte verliert sich, wie der Rhein, der doch größer ist, in den Sand, und die dritte Hälfte wird für den „Dank an die edlen Veranstalter“ in der „Wiener Zeitung“ verwendet; was dann bleibt, bekommen die Heuschrecken auf die Hand. Dictum, factum, so bindet das pactum, zwischen den Heuschrecken groß und klein, und dem „Anti-Thierquälereiverein,“ geschlossen auf meinen Reisen, zwischen der Donau und der Traisen, nicht weit von der Döbler-Villa, dies iræ, dies illa!

Ich las diese Zeilen aus dem Album meiner neuengagirten Mitarbeiterin und war zufrieden. Darauf erhielt sie meine geheimen Instructionen, und ich muß gestehen, daß sie denselben in jeder Hinsicht nachgekommen ist. Sie wurde ein wahrer Schrecken für alle Dilettanten, und neulich erzählte sie mir, daß sie ein philosophisches Werk herauszugeben beabsichtige, dessen Reinertrag zum Besten der durch unsern gesellschaftlichen und öffentlichen Dilettantismus Verunglückten bestimmt sei.

Die unglückliche Liebe.

Der Polizei-Rath *** in Berlin feierte sein Jubiläum auf eine herzliche und fröhliche Weise. Wir waren bis tief in die Nacht hinein beisammen, sahen tief in die Flasche und vertieften uns in abenteuerliche Erzählungen, Mord- und Geistergeschichten. Es war ungefähr gegen Mitternacht, als ich Abschied nahm, und der sorgsame Wirth gab mir einen

jungen Mann aus der Gesellschaft zur Begleitung mit, weil ich einen langen Weg zu machen hatte.

Ich hatte den jungen Mann früher kaum bemerkt, er aß viel und sprach wenig, und schien auch sonst nicht viel Interesse an allen den schauerlichen Erzählungen zu nehmen. Wir gingen schweigend die lange Königsstraße hinauf, der Mond hing freundlich und klar über uns und wir schienen beide nicht Lust zu haben, unsere Stimmung durch Worte laut werden zu lassen. So schritten wir über den Schloßplatz hin nach dem Opernplatz. Dieser lag da im Musivgolde des Mondscheins, wie vergoldet; die Riesengebäude rechts und links standen wie große Gedanken in schweigendem Ernste und die Linden sahen mit ihren langgestreckten Schatten wie Riesenschlangen, welche das Haupt in die Luft erheben und den Leib am Boden hinter sich ringeln, zu uns herab. Da standen wir auf der Schloßbrücke, unter welcher die Spree dahinfloß. Wir gingen hart am Geländer hin, da faßte mich mein stummer Begleiter plötzlich beim Arm und preßte die Worte heraus:

„Jetzt eben sind es zwei Jahre, daß ich wahnsinnig war!“

Dieser reizende Eingang des Gesprächs, um diese Stunde, an diesem Orte, hatte wenig Anziehendes für mich, ich stutzte, suchte meinen Arm zu befreien, indem ich ihn wenigstens von der fatalen Brücke fortziehen wollte. Allein heftiger packte er mich mit beiden Händen an und schrie:

„Jetzt sind es zwei Jahre und ich fühle eben wieder eine solche Anwandlung!“

Dabei leuchteten seine Augen wundersam im matten Mondlichte und seine Gesichtszüge waren auffallend bewegt.

Ich war in einer peinlichen Lage; mit Gewalt wollte ich mich nicht losreißen, denn dies hätte seinen Zustand noch mehr aufregen können und mich ihm ganz zu überlassen, schien auch

nicht rathsam, denn seine Blicke flogen über das Geländer hinab in die Spree.

„O," sagte ich, „mein Herr! das ist sehr hübsch, daß Sie wahnsinnig geworden sind, ich freue mich, Ihre interessante Bekanntschaft zu machen. Erzählen Sie mir doch die Geschichte ausführlich, die Witterung ist diesem Unternehmen günstig, wir wollen uns dort auf eine Bank unter den Linden hinsetzen," dabei wollte ich ihn mit fortziehen.

„Nein!" rief er, „hier muß ich Ihnen die gräßliche Geschichte erzählen! Eine unglückliche Liebe hat mich wahnsinnig gemacht!" Nun fing mich das Ding wirklich zu interessiren an, denn ich war gerade in eine Begebenheit verwickelt, wo mich glückliche Liebe bald wahnsinnig gemacht hätte und überhaupt höre ich gern von unglücklicher Liebe, denn diese ist die einzige poetische im Leben, jede glückliche aber ist prosaisch wie ein Millionär.

Ich brachte ihn endlich dahin, daß er sich mit mir auf das erhöhte Seiten-Trottoir der Brücke niedersetzte; der Dom leuchtete wie ein Geist durch die Bäume zu uns herüber und die Schlütter'schen Larven am Zeughause sahen uns an, und aus den geöffneten Visiren quoll das Mondlicht wundersam schauerlich heraus. Da fing denn mein Begleiter mit leiser Stimme an:

„Ich liebte die Tochter des pensionirten Herrn *** mit aller Gluth und Inbrunst der ersten Liebe. Sie erwiederte dieses Gefühl mit aller zärtlichen Innigkeit des jugendlichen Herzens, und wir lebten nur in und für einander. Allein ich hatte keine Aussicht, ihre Hand zu erhalten. Ihr Vater war reich und ich arm! Thränen, Bitten, Drohungen, Beschwörungen, alles war vergebens! — Unser Unglück war grenzenlos. Da wurde ich dem General W . . . n empfohlen; durch die Güte dieses edlen Mannes erhielt ich ein anständi-

ges Amt und ich konnte meiner Louise ein sorgenfreies Loos anbieten! Wer war froher, wer seliger als ich! Auf den Flügeln der heißen Liebe und Sehnsucht flog ich zu ihr, mit Freudenthränen erzählte ich ihr mein Glück, sie sank hocherröthend, liebeglühend an meine Brust! Wir eilten vereint zu ihrem Vater, sanken ihm zu Füßen und er sprach:

„Wohlan, ich will eure Liebe krönen, ich gebe euch meinen väterlichen Segen!"

Wir bedeckten voll Entzücken seine väterliche Hand mit zärtlichen Küssen. Acht Tage darauf wurden wir vermählt. Von diesem Augenblicke an war mein Leben ein einziger Jammerhauch, sie verbitterte mir jede Stunde und mein Leiden endete in Anfällen von Wahnsinn. Das sind die traurigen Folgen einer „unglücklichen Liebe!"

Hier schwieg er still und das Haupt sank auf seine Brust. Wir standen auf und gingen schweigend nach Hause; ich aber merkte mir sehr wohl, was eigentlich unter „unglücklicher Liebe" zu verstehen ist.

Magen- und Kopfgedanken über und unter dem Tische.

Unter allen Künsten ist die Kunst, gut bei Tische zu sitzen, die schwierigste und dennoch die allernöthigste. Man kann ein guter Mensch, ein tiefer Philosoph, ein ausgezeichneter Schriftsteller, ein berühmter Mann und dennoch ein schlechter Esser, ein schlechter Tischnachbar und Tischgast überhaupt sein, und doch werden oft die wichtigsten Dinge des Lebens bei und über Tische abgemacht, von dem epigrammatischen soupé a quatre mains bis zu dem gewichtigsten diné diplomatoire. Ein Diné trägt schon an und für sich alle diplomatischen Symbole in sich; da sieht man erst eigentlich, was der andere ver-

tragen kann; man bemerkt sogleich, was denn im Grunde aufgetischt wird; man erfährt, wer die Suppe einbrockt; man giebt genau Acht, wenn einer den Mund aufmacht, und man kann seine wahre Gesinnung politisch verbeißen. Man hat bei einem Diné die Repräsentanten aller Nationen, gallischen Hahn, englische Puddings, italienische Maccaroni, holländischen Häring, deutsches Sauerkraut, türkischen Reis, Schweizerkäse, polnische Fische und russischen Caviar. Beim Weine findet man die Angelegenheiten sehr anstößig; man beobachtet, wer dem Andern reinen Wein einschenkt. Beim Dessert erfährt man, ob die Kirschen schon zeitig sind und wer die Kastanien aus dem Feuer holen soll; endlich nach Tische haben sie's Alle satt und machen eine Motion. Ist also ein Diné nicht das Allerwichtigste im Leben? und ist folglich die Kunst des Tisches, die Tischkunst, nicht eine der wichtigsten?

Ein Mann von Welt, ein geistreicher Mensch, muß bei Tische sechs oder acht Mal ein anderer Mensch sein. Bei der Suppe ein Egoist, nur darauf bedacht, sich den Mund nicht zu verbrennen; bei den Assietten ein Schwärmer, ein naschender Schmetterling; bei dem Rindfleisch ein gründlicher Philosoph, denn das ist die Basis des Ganzen; bei den Entré's ein Naturforscher, das ist die interessanteste Partie, so zu sagen, der gelehrte Tischtheil. Es gehört große Politesse dazu, mit den Entrements umzugehen; alle diese Sauciérs, Côtelettes, Trüffés, Patés, sind wie die Liebe, sie wollen still verstanden und zart behandelt sein. Die Zugemüse machen bei einem gebildeten Magen nur die Gedankenstriche, der Magen überdenkt die Vergangenheit und schwärmt in der Zukunft. Beim Braten endlich ist der Mensch der wahre Mensch; beim Braten erst fängt der Mensch an, ein galanter Mann, ein freund-

licher Mann und ein conversationeller Artikel zu werden. Nun ist ein Zwischenakt, und dieser Zwischenakt zwischen Braten und Dessert ist der einzige Entreakt, in welchem den Menschen erlaubt ist, daß der Geist und das Herz sich auch zu Tische setzen. Da beginnen die halben Vertraulichkeiten, die nachbarlichen Scherze, die Calembourgs, die galanten Anspielungen, die Fußspitzenbonmots u.s.w. Das Desert ist nichts als die Coquetterie der Küche, es ist die Metaphysik der Kochkunst, es ist die transcendentale Entwickelung des großen Speise-Dramas. Es giebt dreierlei Appetite: der brutale oder der deutsche Appetit, der dauert bis zum Rindfleisch; der Geschäftsappetit, der Appetit de la noblesse financière, der dauert bis zum Braten; und der vornehme Appetit, das ist der, welcher zuletzt Alles aufißt. Der brutale deutsche Appetit, der ist heftig wie die erste Liebe; wie ein feuriger Jüngling von sechzehn Jahren stürzt er sich auf den Gegenstand seiner Sehnsucht; der zweite, der Geschäftsappetit, ist schon geduldiger, kühl und besonnen wie die Ehe; der vornehme Appetit endlich will schon geschmeichelt und gereizt sein. Nur derjenige Mensch, der alle diese drei Appetite in sich vereinigt, ist der vollkommenste Mensch auf Erden, d. h. bei Tische. Für die Suppe gehört das Stillschweigen, für die Assietten kurze Bemerkungen, abgerissene aber leicht faßliche Gedanken, bei dem Rindfleisch Sentenzen und Aphorismen, klein geschnitten wie Petersilie; bei den jungen Zugemüsen, da darf das Herz schon mitreden, da kann man schon artig und sogar verliebt sein; bei den Zugemüsen beginnen die Schäferspiele der Tischfreuden, z. B. bei jungen grünen Erbsen kann man mit seiner schönen Nachbarin vom Frühlinge, von der wiederkehrenden Natur, von dem Erwachen der Liebe und dem grünen Zugemüse reden, denn grüne Erbsen sind die Perlen aller Zugemüse, grüne Erbsen sind die Hoff-

nungsboten der aufblühenden Empfindung, grüne Erbsen sind die ersten Elemente der Tafel-Schwärmerei, enfin, grüne Erbsen bedeuten Thränen! Witzig aber muß man nie sein, bevor der Nachbar oder die Nachbarin eine halbe Flasche Champagner getrunken haben.—Sie sehen, meine lieben Leser und Leserinnen, daß die Tischkunst eine große Kunst ist. Das ist die Kunst über dem Tische; nun kommt aber erst die Kunst unter dem Tische. Das ist die größte Kunst! Ueber dem Tische, da ist der Mensch nicht er selbst, da ist der Mensch blos sein Verhältniß; über dem Tische, da sieht man den Unterschied der Stände, des Ranges u.s.w. an Gesicht, an Orden, an Uniformen, an Band und Stern; aber unter der Erde und unter dem Tische, da sind die Menschen alle gleich; unter dem Tische hört der Unterschied der Stände und aller Abzeichen auf; unter dem Tische, da hat Rousseau Recht, wenn er sagt: "Nous sommes tous égaux." Die Erde, meine lieben Leser und Leserinnen, ist doch weiter nichts, als ein großer runder Tisch, an den uns unser lieber Gott gastfreundlich gezogen hat; dieser Tisch, den der große, unsichtbare Wohlthäter alle Jahre zwei Mal deckt—ein Mal mit der grünen Sammtdecke des Frühlings und ein Mal mit der weißen Damastdecke des Winters, ist voll beladen mit seinen herrlichen Gaben, es ist ein Weihnachtstisch, voll Bescheerungen und Bäume. Wir, die wir um diesen Tisch sitzen, wir leben! Das Leben besteht auch aus drei Gängen, zuerst kommen die Assietten: Jugend, Liebe, Hoffnung u.s.w.; dann im Mittelalter kommen die schweren Speisen: das Rindfleisch, die Beefsteaks: die Ehe, die Arbeit, die Prosa des Lebens; dann zum Dessert das Alter mit seinen kindischen Spielereien und zerbrechlichen Sächelchen. Während wir an diesem Erdentische sitzen, zechen wir uns alle voll, einer an dem Champagner des Glückes und der andere an dem essig-

sauren Wein des Unglücks, bis wir alle unter diesem Tische liegen und unter diesem Tische da ist die wahre Freiheit.

Die Tafelrunde unseres Lebensdiné's und unserer Lebenssoiréen werden also eingetheilt in zweierlei Freuden, in Freuden über dem Tische und Freuden unter dem Tische, und ich habe die Ehre, Sie, meine theuren Leser und Leserinnen, zu versichern, die Freude über dem Tische steht oft weit unter der Freude unter dem Tische. Mancher Kopf, der über dem Tische ganz vornehm aussieht, hat einen Fuß als Fortsetzung unter dem Tische, der ganz human mit einem andern Fuß auf freundschaftlichem Fuße lebt. In mancher Serviette, die unter den Tisch fällt und nach welcher sich zwei Wesen bücken, geht oft die kräftigste Hand mit der zartesten Hand Hand in Hand. Manchmal spielt unser Fuß eine größere Rolle unter dem Tische, als unser Kopf über dem Tische, und bei manchen tête de veau wird über und unter dem Tische zugleich ein tête à tête abgemacht. Unter dem Tische giebt es keinen Verrath, unter dem Tische giebt es keine Augen, nur manchmal Hühneraugen und die verrathen nichts, sie sind nur dann und wann betreten. Unter dem Tische ist der Mensch in einem magnetischen Zustande, Knie und Fußspitzen werden clairvoyant. Also unter dem Tische spielt der Mensch auch eine wichtige Rolle. Ich selbst, der ich überhaupt nur eine kleine Rolle spiele, spiele bei Tische fast gar keine, keine über, auch keine unter dem Tische; ich habe aber Gedanken, Gedanken über dem Tisch und Gedanken unter dem Tisch. Es sind ganz confuse Gedanken, von denen ich Ihnen einige mittheilen will.

Erster Gedanke über dem Tische.

Essen ist die Philosophie des Magens; wenn mich eine starke Empfindung ergreift, z. B. die Liebe oder die Lange-

weile, oder wenn mich eine starke Leidenschaft überwältigt, z. B. der Geldmangel, dann gehe ich gleich essen, im Essen liegt Seelentrost. Die Arbeitsstunden des Magens sind die Feierstunden des Herzens. So lange man Sauerkraut ißt, seufzt man nicht, und so lange man ragout fin mit vol au vent verzehrt, ist man nicht eifersüchtig.

Erster Gedanke unter dem Tische.

Was sind die Frauenzimmer? Sie sind wie ein Speiszettel, viel hors d'œuvres, lauter Eingemachtes, das meiste en papillotte, nur keine Fische, weil sie nicht schweigen können.

Zweiter Gedanke über dem Tische.

Die weise Vorsehung hat es so eingerichtet, daß der Mensch oft essen muß, damit er Mensch bleibe; wenn die Menschen nicht essen müßten, sie wären die einsamsten finstersten Geschöpfe. Durch seinen Magen wird der Mensch gesellig, liebenswürdig und umgänglich. Der Mensch ißt sich so lange durch alle Brühen durch, er kommt in seinem Leben in so viele Saucen und Brühen, bis er nicht mehr ißt und nicht mehr ist, und selbst erscheint entweder in der Pfefferbrühe der Hölle oder in der Paradiessauce des Himmels.

Zweiter Gedanke unter dem Tische.

Der Mensch sitzt dritthalb Minuten an dem Tisch der Erde, dann kommt er unter den Tisch, eingeschlagen in der Leichenserviette. Diese drei Minuten am Tische hat der Mensch nur zum Weinen, zum Lächeln und zum Lieben. Ach! noch drei Minuten hat der Mensch: „eine, in welcher er gekannt; eine andere, in welcher er verkannt, und eine dritte, in welcher er erkannt wird; und die zwei ersten Minuten sind noch in diesem Leben zahlbar; aber die dritte Minute, die Minute

des Erkanntwerdens, ist erst drei Tage nach Sicht des Todes einlösbar. In den zwei Minuten aber des Kennens und des Verkennens legen die Menschen an uns an alle Blutegel des Hasses und alle Schröpfköpfe der Verläumdung, und alle Quetschformen der Vorurtheile, und alle Zugpflaster der Lieblosigkeit, und sie ziehen und zerren an unserm Innern mit dem Haarseile der Rohheit, und mit dem Spannriemen der blinden Verdammung, und sie arbeiten in diesen zwei Minuten emsig und geschäftig, und mit thätiger Hast, und sie dehnen sie aus zu langen bittern Jahren, und sie bohren an unserm Ruf, und sie nagen an unserm Herzen, und sie miniren unser Glück, als hätte Gott ihnen deshalb siebenzig Pulsschläge des Daseins gegönnt, um sich gegenseitig zu füttern mit Gift und zu tränken mit Galle, und aufzuziehen in Groll und Bitterkeit! Was bleibt dem Menschen dann übrig, als hinzuknien an sein eigenes Herz, als einzutreten in sein eigenes Gemüth und da in inniger Selbstrührung zu feiern ein großes Versöhnungsfest, und da von sich herunter zu reißen alle Blutegel des Hasses, und aus den offenen drei spitzigen Wunden aus- und abströmen zu lassen alle Bitterkeit des Herzens, und jeden Sauerstoff der Seele, und jeden herben und trüben Bodensatz der weitgewölbten Brust, sein Gemüth aber zu überbauen mit einem reinen tiefen Stillhimmel, und an diesem Himmel still und feierlich anzuzünden die strahlenden Astral- und Sinumbral-Lampen einer innigen Menschenliebe. Was bleibt dem Menschen dann noch übrig, als hinzutreten in den Dom der heiligen Sänger, in die Natur, wenn der Frühling mit seinen Blüthen an allen Wegen steht, gleichsam, als wolle er seinen lieben Schöpfer empfangen, und dann aufzuschließen all' sein Herz dem herabrinnenden Staubbache voll Leben und voll Liebe und Sehnsucht, voll unerwiederter Liebe, und voll ungestillter Sehnsucht in dem zerrinnenden Aetherduft schwim-

men, und beben und zucken zu lassen wie eine zitternde Thräne in einem aufflammenden Feuerauge.

Dritter Gedanke über dem Tische.

Die zwei Nationen, die deutsche und die französische, unterscheiden sich gleicherweise in ihrem Trauerspiele, in ihrer Liebe und in ihrer Küche. Die deutsche Liebe, das deutsche Trauerspiel und die deutsche Küche sind voll kräftiger, steter Natur; allein die angenehme, süße Empfindung des Verschwebenden, Verschmelzenden der Franzosen fehlt ihnen. Das deutsche Trauerspiel hat seinen Rostbraten mit Zwiebeln, die deutsche Liebe hat ihr Sauerkraut mit Knödel; aber die sensation sucrée und die fines herbes der französischen Küche und Liebe fehlen uns ganz. Die deutsche Liebe hat nur das mit der französischen Liebe gemein, daß man auch eine halbe Portion bekömmt.

Dritter Gedanke unter dem Tische.

Wenn man ein Messer sucht, findet man eine Gabel; wenn man einen verlornen Ring sucht, findet man einen alten, längst verlegten Hausschlüssel; wenn man eine Wahrheit sucht, findet man tausend Thorheiten, und wenn man unter dem Tische das niedliche Füßchen seines vis à vis sucht, so findet man richtig den großen Fuß ihres Nachbars. So ein gesuchter Fuß ist wie ein gesuchter Witz, sehr unangenehm.

Das größte und mächtigste Regiment liegt unter dem Tische in Garnison, es ist das Pantoffelregiment. Der Nagel im Pantoffelholz ist der einzige Nagel, der den Nagel auf den Kopf trifft.

Vierter Gedanke über dem Tische.

Der Mensch ist wie ein Lachs, er geht gerne dem Lichte nach; was thun die Lachshändler? Sie halten den Lachsen ein Licht hin, um sie zu fangen.

Vierter Gedanke unter dem Tische.

Die Liebe hält auf verschiedene Weise ihren Einzug in das menschliche Herz: sie springt wie ein Kunstreiter durch den Reif in das Herz, oder sie dringt durch den Augenring in unsere Seele. Bei Tische nur, d. h. unter dem Tische, dient sie von Pique auf, da dringt sie von der Fußspitze empor in das Herz, da wird sie so zu sagen auf die Spitze gestellt.

Fünfter Gedanke über dem Tische.

Bei Tische ist jeder Mensch liebenswürdig, denn er braucht nur das Maul aufzumachen, so hat er zwischen Nase und Kinn etwas, was sehr für ihn einnimmt. Und nun schließe ich meine Gedanken mit einer kleinen praktischen Tischeintheilung.

Das Frühstück ist der Freundschaft hold!
Mit off'nem Sinn und off'nem Herzen
Erwacht man bei Aurorens Gold,
Gestimmt zum Ernste wie zum Scherzen.
Der Kopf ist hell, der Geist ist frei,
Der Tag liegt vor uns zu durchschreiten,
Man sitzt beisammen und spricht dabei
Von Leben, That, von Welt und Zeiten,
Man heckt ein Plänchen fröhlich aus,
Und geht sodann an's Werk hinaus.

Der Mittagstisch, genannt Diné,
Ist stets geweiht der Etiquette,
Man invitiret den Abbé,
Den Lieutenant, die Soubrette!
Man setzt sich um den runden Tisch,
Kein Mensch kennt hier den andern,
Man ist erst stumm, so wie der Fisch,
Der bald beginnt zu wandern,
Man schenkt dem Nachbar höflich ein:
„Erlauben Sie mein Bester,"
Und bittet dann den Nachbar fein:

„Ich bitte Sie um Chester,"
Dann steht man auf und küßt die Hand,
Und geht hinweg, und sagt: charmant!

Der lieben, holden Kinderwelt
Das Vesperbrod ist heilig,
Die Mutter hat es wohl bestellt,
Die Kindlein kommen eilig,
Die kleinen Bäcklein frisch und roth,
Verdoppeln sie die Schrittchen;
Ein jedes will sein Butterbrod,
Ein jedes will sein Schnittchen;
Die Mutter theilt die Gaben aus,
Dann tummeln munter sie durch's Haus.

Das Abendessen ganz allein,
Das ist der Liebe eigen;
Wenn aus den Lichtern, aus dem Wein,
Die Doppelflammen steigen!
Ein kleines Tischchen, zwei Couverts,
Zwei Augen wie die Veilchen,
Das Herz gefüllt, das Glas geleert,
Ein Gläschen und ein Mäulchen,
Verlöscht sodann auch wohl das Licht,
So sieht man's wohl, doch merkt man's nicht.

Die falsche Freundin.

Daß man sich auf die Freunde nicht verlassen kann, ist eine bekannte Sache. Mit einem Freunde darf man es nicht genau nehmen; mit einem Freunde macht man keine Umstände; ein Freund nimmt nichts übel; unter Freunden herrscht kein Zwang; und noch andere gute Sprüchelchen geben unsern Freunden ein Recht, mit uns grob, unverschämt, wortbrüchig, fahrläßig, geringschätzig zu verfahren. Die Menschen haben alle Höflichkeit, Artigkeit, Liebenswürdigkeit nur für ihre Feinde; mit den Freunden ist man

grob, kalt, nachlässig u.s.w.; denn, mein Gott, es sind ja gute Freunde!

Will man etwas ganz sicher bestellt wissen, so lasse man es nur durch keinen Freund bestellen, denn der bestellt es gewiß nicht; weil er weiß, wir sind blos sein guter Freund, was schadet's, wenn er's vergißt! — Will man sich Geld ausborgen, nur von keinem Freund, denn der hat den Grundsatz: meinen Freunden leih' ich kein Geld, das macht Mißhelligkeit! — Will man wo zu Mittag speisen, nur bei keinem Freund, denn der hat den Grundsatz: ein guter Freund muß mit Wenigem vorlieb nehmen! — Will man Jemanden Etwas anvertrauen, nur keinem Freund, denn aus lauter Freundschaft fährt ihm das Geheimniß aus der Lippe! — Will man einen fleißigen Mitarbeiter, nur keinen Freund, denn der gibt Andern das Gute und uns das Schlechte, denn wir nehmen's ja auch schon aus Freundschaft auf. —

Kurz, es gibt nichts, was uns im Leben mehr genirt, als die sogenannten Freunde!

Aber daß man sich auf eine Freundin nicht verlassen kann, das ist neu, das ist unerhört, das ist zum Verzweifeln. Das weibliche Geschlecht hat unter verschiedenen Tugenden, die es vor dem männlichen voraus hat, gewiß auch einen innigeren Sinn für Freundschaft voraus. Ein Frauenzimmer von Geist und Herz ist eine treuere, bewährtere Freundin; sie bringt mehr Opfer, sie fühlt mit uns aufrichtiger und anhaltender, als ein Mann. Die Männer sind in der Freundschaft wie in der Liebe vorsichtig; die Frauen sind in beiden nachsichtig. Wenn ich sage Frauen-Freundschaft, so verstehe ich darunter Freundschaft zwischen zwei Frauenzimmern; denn von der Freundschaft zwischen Männern und Frauen hab' ich keine große Idee; da ist die Freundschaft stets auf dem Sprung, denn von der Freundschaft

zur Liebe ist nur ein Sprung. In der Natur gibt es zwar keinen Sprung, sagen die Naturforscher, welche jetzt alle Jahr selbst einen Sprung machen; allein der Sprung von Freundschaft zur Liebe ist selbst Natur! Es gibt in dieser Natur einen Vorsprung und einen Rücksprung; der Sprung von der Freundschaft zur Liebe ist ein Vorsprung, der Sprung von der Liebe zur Freundschaft ist ein Rücksprung. Die Männer sind geborne Springer, sie springen vor und zurück, sie sind wahre Gymnastiker; die Frauenzimmer überspringen mehr, sie springen selten in die Freundschaft zurück, sondern über sie hinüber—zum Haß!

Also, ich empfehle Jedem eher eine Freundin, als einen Freund!

Und doch! — und doch! — doch hat sie mich getäuscht, verlassen, in der Noth verlassen! —

Ich habe seit langer Zeit eine theure, werthe Freundin, eine liebenswürdige Freundin, und jetzt, heute, heute verläßt sie mich zum ersten Male!

O, sie ist schön, und reich, und jung! Zu schön für eine reiche Freundin, zu reich für eine schöne Freundin, und zu jung für Beides!

Es ist die Morgenstunde! die Freundin der Musen!

Morgenstunde hat Gold im Munde! Meine Morgenstunde hat ein ganz kleines Mündchen, das ist eine Schönheit! Sie half mir immer, wenn ich mich in ihren Arm warf; sie half mir arbeiten, sie weinte, sie lachte, sie scherzte mit mir! Kurz, es war meine Kaffeeschwester! — C'est tout dit! —

Wenn ich Abends zu Bette ging, und nicht wußte, wie ich übermorgen mein Blatt drucken lassen sollte, so verließ ich mich auf meine Freundin, die mir morgen mit dem Zeitlichsten schon helfen wird; und sie half immer.

Und jetzt, und jetzt!

Ich wollte, der Leser könnte mich jetzt sehen, mich, meine Schlafmütze und die Morgenstunde, wie wir da sitzen und Maulaffen feil haben!

Ich brauche große Schrift für den Humoristen, sage ich der Morgenstunde; sie reißt das Maul auf—es ist kein Gold darin, sie gähnt!—zur Genesung!

„Freundin!! Aurora!! Musis amica!!! Hilf, steh' mir bei!"

„Kann dieser Aufsatz Wien nicht erreichen,
So muß der Humorist mir erbleichen!"

„Nur dieses Mal gebt mir ein Maulvoll Musenfreundschaft!"

Vergebens! Die Morgenstunde macht ein Schafsgesicht! Ist das Freundschaft?!

Ich schenke der Morgenstunde nun schon die vierte Tasse Kaffee ein, ich füttere sie mit den frischesten Butterbemmchen, sie schweigt, sie spricht nicht, sie hat heute kein Bischen Freundschaft für mich!

„Auch du, meine Freundin Aurora?!"

Ich habe so schöne Aufsätze angefangen:

„Ueber die Kunst, sich aus der Ferne recht nah' zu geh'n."—„Wann sind die ersten Maulwürfe nach Deutschland gekommen?" — „Was wird mit Büsching's Erdbeschreibung geschehen, wenn die Welt zu Grund geht?"—„Wenn eine Frau stumm ist, wie widerspricht sie ihrem Manne?"—„Ist das Cis von "Cis-cis-beo," oder das gis von "ghin-gis-chan" von größerem Einfluß auf die Harmonie in der Ehe?" u. s. w.

Aber alle mußte ich vor der Hand unbemerkt lassen, denn meine Freundin ist falsch und verläßt mich.

Ich muß also alle jene schönen Sachen ein andersmal zu Ende schreiben; ob du dich aber darauf verlassen kannst, mein lieber Leser, weiß ich nicht, denn ich bin dein Freund!

Mantel-Rede, in den Wind gesprochen.

Es war an einem jener schönen und heitern italischen Novemberabende, wie sie hier gewöhnlich sind: es schnitt eine kalte Luft herab; der Wind pfiff mir in die Ohren, als ob ich ein schlechter Schauspieler wäre; es regnete nicht so eigentlich, aber es thaute nebelich herab, und der Himmel sah aus, wie eine junge Wittwe, die gerne weinen möchte und nicht recht kann; kurz, es war so ein politisches Wetter, man hätte es eben so gut für trocken, als für naß, für recht schön und für herzlich garstig nehmen können. In einem solchen Wetter muß der Mensch entweder am Schreibtisch hocken und etwas schreiben, von dem man auch nicht weiß, ob es naß oder trocken ist, oder er muß zu seiner Geliebten schleichen, von der man oft auch nicht weiß, ob sie kalt oder warm ist. Ich hatte weder Lust zum Ersten, noch Mangel am Zweiten, und dennoch beschloß ich auszugehen, um von dem schönen Wetter zu profitiren.

Ich beschloß auch in diesem Herbste zum ersten Male meinen Mantel wieder umzunehmen. Es ergreift mich immer ein wehmüthiges Gefühl, wenn ich alle Jahr wieder meinen Mantel hervorsuche, um mich in ihn einzuhüllen. Er kommt mir dann immer vor, wie ein verlassener Freund, wie ein vernachlässigter Gönner, zu dem man nur immer wieder zurückkehrt, wenn uns der Sonnenschein verläßt, und wenn er uns neuerdings Gutes thun, uns schützen und wärmen soll!

Man hängt oft so einen Freund an den Nagel, wenn man

ihn nicht mehr zu gebrauchen gedenkt; so wie überhaupt der Mensch so vielerlei Dinge an den Nagel hängt und sie am Ende wieder holt. Nur Eines hängt der Mensch zuweilen an den Nagel, was er nicht wieder herab nimmt — sich selbst.

Die ganze Kunst im menschlichen Leben besteht darin, die Sachen zur rechten Zeit an den Nagel zu hängen; d. h. die rechten Sachen zur Zeit an den Nagel zu hängen, oder eigentlich: die Sachen zur Zeit an den rechten Nagel zu hängen, und sie zur rechten Zeit wieder herunter zu nehmen!

Mancher Schriftsteller hätte seinen Ruhm nicht überlebt, wenn er seine Feder zur rechten Zeit an den Nagel gehängt hätte; mancher Held würde seinen Lorbeer nicht zerfallen gesehen haben, wenn er sein Schwert zur rechten Zeit an den Nagel gehängt hätte; und mancher Kaufmann würde seinen Reichthum nicht verschwinden gesehen haben, wenn er seine Spekulationslust zur rechten Zeit an den Nagel gehängt hätte. Darum: die Sache zur rechten Zeit an den Nagel hängen und zur rechten Zeit wieder herunter nehmen, das heißt man: den Nagel auf den Kopf treffen; wer das verkehrt thut, der trifft den Kopf auf den Nagel, und bleibt all sein Leben lang vernagelt! —

Bei keiner Sache, selbst bei einem Diebe, ist das zur rechten Zeit aufhängen so wichtig, als bei einem Mantel! Wer seinen Mantel zur rechten Zeit an den Nagel zu hängen und zur rechten Zeit herunter zu nehmen weiß, der ist ein Philosoph und sein Mantel ist ein Sokrates-Mantel, und ein Doktor Faust's-Mantel, und ein Deck-Mantel und ein Glücks-Mantel.

Den Mantel nach dem Winde hängen, das ist ein Leichtes in unserer Zeit voll Wind, in unserer Welt voll Windbeutel; das eigentliche tiefe Geheimniß der Schlauen und Pfiffigen besteht eigentlich darin, den Mantel nach

dem Winde zu hängen, wenn gar kein Wind geht! Gehorsamer Diener! das ist eine große Aufgabe! Ein wahrer Weltmann, d. h. ein wahrer Mann der Welt, nicht ein Mann der wahren Welt, ein solcher hängt schon im August den Mantel nach dem Winde, der im Januar gehen wird, um dann den Januarwind nach seinem August-Mantel hängen zu können.

Es gibt Mantel-Künstler auf der Welt, Menschen, die ihren Mantel so lange nach dem Winde gehängt haben, bis der Mantel zuletzt umgekehrt wiederum seinen Menschen in den Wind hängt. Die Redensart: Man muß den Mantel nach dem Winde hängen, taugt überhaupt nicht; es muß heißen: Man soll den Mantel in den Wind hängen, um zu sehen, woher der Wind bläst, dann erst muß man sich nach dem Mantel hängen! Der Mantel muß stärker sein, als der Mensch, sonst hängt am Ende der Mantel nach dem Winde, aber nicht der Mensch. Im Grunde meint man mit dem Sprichworte: „Man muß den Mantel nach dem Winde hängen," nur: „man muß sich nach dem Winde hängen," denn der Mensch, sein Körper, ist ja blos der Mantel seiner Seele, und alle guten, schwachen und kuriosen Seelen hängen diesen ihren Mantel immer nach dem Winde.

Ich habe Menschen gekannt, die gar keinen Mantel hatten, und die doch ihren Mantel so nach dem Winde zu hängen wußten, daß sie in allen Mantel-Rollen zu Hause und echte Mantel-Kinder des Glückes waren.

Ich habe andere Menschen gekannt, die es so wenig verstanden, den Mantel nach dem Winde zu hängen, daß jeder Wind an ihnen hing und sie fortführte, und sie beständig den Mantel-Sack nach dem Winde hängen mußten!

Andere Menschen sind noch ungeschickter und hängen ihren Mantel nach dem conträren Wind! Denen geht auch alles

contrår, denn wenn auch der Mensch glaubt, er nimmt den Mantel mit, im Grunde nimmt doch der Mantel die Menschen mit.

Es gibt viele Menschen, die, weil sie ihren Mantel nach dem Winde hängen, gewiß alle ihre Worte in den Mantel hängen, jedem Worte, jedem Ausdrucke ein Mäntelchen umhängen, die alle ihre Reden und ihr Thun deßhalb so bemänteln, daß alles, was sie sagen, dann in den Wind gesprochen ist.

Es gibt viele Menschen, die ihre lustigsten Stunden einem Trauermantel zu verdanken haben, und die das traurigste Herz unter einem Bajazzo-Mantel tragen.

Es gibt Menschen, die unter dem Mantel der Scheinheiligkeit den Pferdehuf verbergen; Andere, die unter dem Mantel der christlichen Nächstenliebe dem Nächsten seinen Mantel und Rock ausziehen.

Ich habe Menschen gekannt, die sehr einseitig waren und den Mantel doch auf beiden Schultern trugen; ganz andere hängen den Mantel blos deßhalb nach dem Winde, damit sie das Futter herausbringen! — Alles dieses und noch Mehreres, was noch in meinem Mantel blieb, dachte ich, als ich meinen Mantel wieder umnahm; ich wickelte mich fest in ihn ein und dachte: Es ist eine verwickelte Geschichte!

Die Kunst geht nach sechs Semmeln. Oder: Nichts als zehn „kleine Beefsteaks.“

Keine Kunst ist eine solche durstige Leidenschaft, als die darstellende dramatische. Melpomene und Thalia waren von jeher als mit großen und durstigen Lebern versehene Personen bekannt. Eine noch durstigere Leidenschaft ist die Musik!

Der Notenschlüssel und der Kellerschlüssel gehen Hand in Hand, und je mehr die musikalischen Instrumente auswendig vor aller Feuchtigkeit bewahrt werden müssen, desto zuträglicher dünkt diese Feuchtigkeit dem Instrumentalisten zu sein.

Die dramatische Kunst beruht hauptsächlich auf Nachbildung der Natur, und der Durst ist, wie Galen behauptet, die erste Stimme der Natur!

Starke Muskelbewegung erregt den Durst, daher auch die Helden, vulgo Coulissenreißer, mehr Durst haben, als die zärtlichen Alten u.s.w., obwohl man auch Beispiele hat, daß letztere Gattung Bedeutendes im Durstfache leistete. Der dramatische Durst erstreckt sich von Bier, Wein und Branntwein bis auf Lob und Lobsalm.

Alle tragische Rollen sind eigentlich nichts als periodische, hitzige Leberkrankheiten. Die Sympathie zwischen Leber und Gehirn ist bekannt. Je mehr eine Rolle studirt wird, desto angegriffener wird die Leber. Man kann also an der Bogenzahl der Rolle, die Seidelzahl des Getränkes ermitteln, die zu ihr aufgebraucht wird. Eines der ersten Symptome einer solchen dramatischen Leberentzündung ist, wie bei der wirklichen, ein starkes Stechen in den Schultern, wodurch das heftige Arm- und Schulterspiel herkömmt, so auch das starke Athemholen, in der Kunstsprache: „Musengeheul" genannt, und das Herumwerfen von der rechten auf die linke Seite und umgekehrt.

Seltener ist der Hunger bei der dramatischen Kunst und er übertrifft selten den eines simplen Menschen, dessen Magen und Nerven nicht so reizbar sind, als die der Kunstwelt.

Indessen giebt es Individuen, die vor, nach und in der dramatischen Thätigkeit mit solcher Nervenkraft nach ihrem Magen-Object verlangen, daß diese in Heißhunger über-

geht. Dieser Heißhunger ist so stark, daß er zuweilen dem Rollenhunger gleich kömmt.

Herr Bartolomeo Dampfsitzer ist ein solcher Künstler; er frißt zuerst alle Rollen, verschluckt dann erst alle Endsylben der ganzen Rolle, frißt den Souffleur mit den Ohren auf und geht erst dann in das Gasthaus zum „silbernen Bonzen," um etwas zu essen.

Allein was ißt Herr Bartolomeo Dampfsitzer? Es ist nicht der Mühe werth, davon zu reden! Nichts als ein „kleines Beefsteak."

Was ist ein „kleines Beefsteak" für einen großen Schauspieler? Er tritt auf und es ist gewesen! Er läßt sich also nach fünf Minuten vom Kellner des „silbernen Bonzen" noch ein „kleines Beefsteak" geben, mit einer „frischen Semmel." Allein was sind zwei „kleine Beefsteaks" für einen Künstler, dem erst ein ganzes Beefsteak und ein ganzes Stück im Magen, und eine Rolle von acht Bogen im Rücken liegen? Nichts! Afflavit et dissipati sunt!

Herr Bartolomeo Dampfsitzer entschließt sich also, den Kellner noch einmal zu rufen und ihm zu sagen:

„Ich weiß nicht, ich habe heute gar keinen rechten Appetit, ich werde es versuchen, bringen Sie mir ein „kleines Beefsteak," aber ohne Saft und mit Erdäpfeln."

Drei „kleine Beafsteaks" zählen wirklich gar nichts in den Annalen der Kunst und Herr Bartolomeo Dampfsitzer fühlt sich zu Größerem berufen! Er ruft den Kellner und spricht:

„Ohne Saft ist das Ding doch nicht zu genießen, also bitt' ich Sie, geben Sie mir ein „kleines Beefsteak" mit Saft und ein Bischen geröstete Erdäpfel dazu.

Inzwischen hat Herr Bartolomeo seine Rolle von morgen aus der Tasche gezogen und ißt das vierte „kleine Beefsteak" mit Saft, gerösteten Erdäpfeln und Rollen-Schnitten

In seinem Berufsgeschäft ganz vertieft, ruft er, halb wie im Somnambulismus, den Kellner, und sagt im zerstreuten Ton, wie aus dem Schlafe:

„Bringen Sie mir einmal so ein—ach, wie heißt es doch— ja, bringen Sie mir einmal so ein „kleines Beefsteak," aber vom Anschnitt, etwas braun, mit Essiggurken."

In den „Beefsteak-Zwischenacten" verzehrt Herr Bartolomeo einige vazierende Semmel; aber weiß er, daß er Semmel ißt? Bewahre! Er ißt die Semmel nicht! Die Kunst in ihm ißt alle diese Semmel, er ist ja ganz zerstreut. In der Hitze seiner Aufgabe hat sich auch das „braune kleine Beefsteak" in den Magen hineinmemorirt und einmal im Zuge, dem Fluge der entbrannten Phantasie folgend, ruft er den Kellner und sagt:

„Nun möcht' ich doch einmal ein recht weiches „kleines Beefsteak," aber mit kleinen Gurken, die reizen den Magen ein wenig."

Während dem dieses weiche „kleine Beefsteak" von ihm verzehrt wird, declamirt er mit der linken Hand und scheint ganz bewußtlos. Endlich ruft er dem Kellner:

„Haben Sie mir denn schon ein weiches „kleines Beefsteak" mit Gurken gebracht?"

Der Kellner bejaht es, worauf er ganz erstaunt ausruft:

„Das muß ich in Gedanken gegessen haben! Es ist auch eine gar zu schwierige Rolle! Man vergißt ganz auf's Essen. Seien Sie so gut und bringen Sie mir ein „kleines Beefsteak," ohne etwas dazu.

Dem siebenten „kleinen Beefsteak" folgt ein achtes und ein neuntes, und die sechste Semmel ist dazu abgeschlachtet.

Nachdem Herr Bartolomeo für jede Muse ein „kleines Beefsteak" gegessen hat, denkt er: Apollo will doch auch nicht vernachlässigt sein, ruft den Kellner und sagt:

„Es ist curios, mir schmeckt heute das „kleine Beefsteak“ nicht recht und ich esse es doch sonst so gerne. Sagen Sie doch der Köchin, sie möchte mir doch ein recht appetitliches, wohlschmeckendes „kleines Beefsteak“ schicken, ich kann doch mit dem leeren Magen nicht in's Bett gehen, insonders nach einer solchen Vieharbeit.“ Dabei zeigt er auf seine Rolle.

Der Kellner kömmt; ein zehntes „kleines Beefsteak“ wandelt den Weg aller „kleinen Beefsteaks“ in die große Familiengruft des Künstlermagens hinein. Es ist Mitternacht, die Gäste sind schon Alle nach Hause gegangen, da sieht er sich um und ruft verwundert aus: „Schon so spät?! Wie die Zeit beim Studieren vergeht! Kellner! bezahlen! Zehn kleine Beefsteaks, sechs Semmeln u.s.w. Ich muß doch etwas für den Magen einnehmen! Gute Nacht!“

Komische Druckfehler.

— Zufolge eines amüsanten Druckfehlers haben wir jüngst in einem Journal die Worte: „Er litt und duldete drei Jahr“ so zu lesen bekommen: „Er litt und dudelte drei Jahr.“

— Das „Leipziger Anzeigeblatt“ meldete kürzlich mittelst eines komischen Druckfehlers: „Ein Gutsherr will seine sämmtlichen Güter versaufen.“ Es wird Jedermann leicht verkaufen corrigiren.

— Es erschien in einem Journale der öffentliche Dank eines Ehemannes, indem seine Frau von einem geschickten Arzte in einer gefährlichen Krankheit glücklich curirt wurde. Diese Danksagung enthielt einen äußerst drolligen Druckfehler, welcher alle schönen Phrasen in's Lächerliche zog. Es

hieß nämlich am Schlusse: „Der geschätzte Doctor hat die Krankheit meiner geliebten Frau mit der ihm eigenen Geschicklichkeit einer baldigen Beerdigung (statt Beendigung) zugeführt.“

— In einer Zeitung: Voriges Jahr wurde an einigen Orten von den Blättern (statt Blattern) viel Unheil angerichtet.

— Mehrere hundert Lumpen gaben dem Garten ein magisches Ansehen (Lampen).

— In einem Romane stand anstatt: „Nur durch die Kirche führt der Weg zum Zimmer meiner Tochter,“ „nur durch die Küche führt der Weg zum Zimmer meiner Tochter.“

— Ein Ehemann ließ seiner Frau zu ihrem Geburtstage ein Gedicht drucken, in welchem die Anrede vorkam: „Louise, meines Daseins Treue'rkorne!“ Der Setzer aber las falsch und druckte: „Louise, meines Daseins Trauerkrone!“

— In der Biographie eines verstorbenen Schriftstellers las ich neulich: „Er hat sich eine bedeutende Stelle in der Unterwelt erworben;“—es sollte aber heißen „Autorwelt!“

— Am Schlusse des Titels einer Jugendschrift stand: „Für Rinder“ statt „für Kinder.“

— Ein Setzer setzte bei der Gelegenheit eines Klagegedichtes um die verlorene Geliebte statt der Ueberschrift: „Stummer Schmerz,“—den Titel: „Dummer Schmerz!“

— Ein Komiker in Berlin wurde plötzlich heiser und das angekündigte Stück konnte nicht gegeben werden. Auf der Annonce der Abänderung schlich sich ein Druckfehler ein und man las: „Wegen plötzlicher Heiterkeit des Komikers 2c. 2c.“

Inhalt des vierten Bandes.

Seite

Ueber den Zustand der Cultur und Humanität im Jahre 1963, 3
Meine Leiden durch die Weibertreu von Weinsberg, ... 23
Traurige Variationen auf ein lustiges Thema, ... 29
Naturgeschichte der Mädchenjahre, ... 32
Die wehmüthige Inschrift, ... 39
Ein Löffel Polenta, ... 49
Zwei Wiener Carnevalsnächte, ... 55
Die Whistpartie mit vier Honneurs, drei Kindern, zwei Möpsen und einer Lichtscheere, ... 73
Vorlesung eines Zuckerrohres über den gänzlichen Mangel aller Romantik, gehalten in einer Gesellschaft von jungen Runkelrüben, ... 87
„Ruf' nicht eher „Fisch, Fisch!" als bis er auf dem Tisch," ... 93
Eine Eroberung, ... 103
Die Waage, oder „die Kunst mit Weibern glücklich zu sein!" .. 109
Hierher! Hierher! Eine reiche Frau um sieben und zwanzig Kreuzer, ... 116
Dumme Briefe, ... 123
Va-banque Stammbuch und Album, ... 127
Wiener Fremdwörterbüchlein, ... 129
Meine Genesung, oder: Die mir vom Himmel verliehene Leibes-Constitution, ... 135

Seite
Europäisches Cyclorama oder Nebelbilder aus der Gegenwart, 140
Va-banque der Visite de Reconnaissance, ... 142
Das moderne Kleeblatt: Leben, Liebe, Langeweile, oder die Kunst in dreiviertel Stunden vollkommen langweilig zu werden, 145
Mädchenherz, Mädchenstub' und Mädchenschrein,
Müssen aufgeräumt all' dreie sein! 156
Das Räthsel und die Lösung, ... 160
Ueber den Einfluß der Kometen auf unsere gesellschaftlichen Unterhaltungen, ... 174
Die unbegreifliche Gastfreundschaft, ... 187
Die Laufbahn unseres Jahrhunderts auf der Eisenbahn, ... 193
Der Frühling auch ein Postillon, ... 206
Die Kunst, einzuschlafen, oder: Die Kunst, sich selbst Langeweile zu machen, ... 212
Don Carlos mit Butter, oder: Die Lese-Soirée, ... 217
Liebe und Zahnweh, ... 230
Badner Novellette, ... 234
Wiener Blätter aus dem Album einer Wanderheuschrecke, . . . 243
Die unglückliche Liebe, ... 262
Magen- und Kopfgedanken über und unter dem Tische, ... 265
Die falsche Freundin, ... 274
Mantelrede, in den Wind gesprochen, ... 278
Die Kunst geht nach sechs Semmeln. Oder: Nichts als zehn „kleine Beefsteaks," 281
Komische Druckfehler, ... 285

